
Google

Der

Freimaurer.

Von

J. B. Kerning.

Druck von C. E. Klinkicht und Sohn in Meißen.

Der

Freimaurer.

Von

J. B. Kerning.

„Das Recht, das Wesen der königlichen Kunst der Masonei zu veröffentlichen, dasselbe praktisch im Leben einzuführen, beruht auf einer Nothwendigkeit, welcher jeder wahre Bruder sich fügen muß, der den innern Trieb dazu fühlt. Berufen ist aber Jeder, dem das Leben mehr ist, als ein Vegetationsprozeß. — Mögen immerhin Tausende nur der Form huldigen, den Geist ängstlich zu bannen suchen, — im Lichte der Menschheit soll, muß und wird er doch noch fröhlich gedeihen und reiche Frucht bringen, und in ihm die Edelsten unter den Menschen sich versammeln und auch im bürgerlichen Leben als Brüder erkennen: — dann ist das lautere Gold von seiner Schlacke befreit, und die Masonei, was sie seyn soll, ein Weltbund, der Alle umfaßt, wenn auch nur Einzelne die Meisterschaft erreichen." —

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einer Erwiederung:

„Was ist Wahrheit?"

Dresden, 1844.
Verlag von Cr. Bramme.

Vorwort
zur ersten Auflage.

Die Freimaurerei kann ohne die Controle der Welt nicht ferner mit Ehre bestehen. So sehr sich ihre Jünger bemühen, ihre Wirksamkeit zu verbergen, so weiß das große Publikum doch, daß sie in ihrem Streben nicht die gehörige Einheit besitzt. Um allen falschen Urtheilen vorzubeugen, hat es der Verfasser unternommen, ohne jedoch das Ceremoniel zu veröffentlichen, der Welt eine Schilderung der wesentlichen Abstufungen, nicht Abweichungen, der Freimaurerei zu geben, um Alle, die dieses lesen, in den Stand zu setzen, über die Thätigkeit jedes Systems, sogar jeder Loge unbefangen zu urtheilen und aus den Früchten derselben das Ziel ihrer Wirksamkeit zu erkennen.

Ueberall wirkt die Freimaurerei, selbst wenn sie sich nur um die socialen Zwecke der Mensch-

heit kümmert, wohlthätig; allein sie darf, in sofern ihr Wirken der Menschheit gilt, kein abgesondertes Glied derselben seyn, sonst stößt sie sich selber aus und wird, anstatt sich immer mehr um das Ganze zu schlingen, ein Species, das jeder Allgemeinheit entbehrt und nur in ihren Hallen noch ausspricht, was sie factisch ausüben sollte.

Wir suchen die Wahrheit und dürfen daher die Welt nicht täuschen. Wir täuschen sie aber, wenn wir behaupten, wir seyen einig in Ziel und Behandlung. Dem Ziele nach sind wir zwar, in sofern wir auf einem nnd demselben Wege gehen, einig, allein in der Entfernung des Zieles herrscht große Verschiedenheit. Ein Theil strebt nach dem fernsten Ziele, dem andern ist das nahe gelegene schon hinlänglich. Wer das fernste Ziel zu erreichen strebt, muß die nahe gelegenen dennoch durchwandern, indessen derjenige, der sich mit dem nahen begnügt, von dem fernsten, dem höchsten Ziele, oft keine Ahnung hat. Dessen ungeachtet betrachten sich alle Freimaurer als Brüder, weil

sie beim Anfang des Weges sich vereinigen, alsdann vorwärts dringen, so weit es freier Wille oder Muth und Kraft erlauben. Die Stufen des Vorwärtsschreitens sind in diesem Werke nach den gemachten Erfahrungen des Verfassers angezeigt, und er bittet die Leser, dieselben genau zu beherzigen und die Freimaurerei in diesem Maßstabe zu beurtheilen, welche ihre Jünger schon mit dem ersten Schritt auf dem Pfad zur Veredlung und Vervollkommnung ihrer Natur auffordert, indem sie den reinsten Saamen der Menschlichkeit in ihre Herzen legt.

Wo Menschlichkeit waltet, da ist Geist Gottes. Wo Liebe herrscht, da freut sich die Schöpfungskraft, weil Liebe das Princip alles Seyns und Werdens ist. Wohlan, so gehet hinaus, ihr Blätter dieses Buches, erwecket die Herzen zur Menschlichkeit und Liebe, und wenn es euch nur einigermaßen gelingt, so ist euer Zweck erfüllt, und ich darf es nicht bereuen, euch hinaus gesandt zu haben.

Der Verfasser.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Der „Freimaurer" hat solche Theilnahme, auf der andern Seite aber wiederum auch solche Anfeindung gefunden, daß der Verfasser es für heilige Pflicht hält, denselben nicht nur zum zweiten Male dem Druck und der Oeffentlichkeit zu übergeben, sondern demselben noch eine Erwiederung auf die Anfeindungen beizufügen, und als vierten Theil einige Blätter aus dem „Meisterbuche" zu geben sich gedrungen fühlt. — Möge auch diese neue Auflage den Beifall aller derer finden, die das Licht wahrhaft wünschen, sich nicht durch Schalen blenden lassen, sondern den Kern aufrichtig suchen, und in Weisheit, Schönheit und Stärke das Meisterwort in sich als Wahrheit finden.

Der Verfasser.

Was ist Wahrheit?

Erwiederung

auf eine in der

Latomia, Vierteljahrsschrift 1. Bd. 1. Heft

bei

J. J. Weber in Leipzig

erschienene Recension

des

Freimaurers

von

J. B. Kerning.

In der Vierteljahrsschrift „Latomia," 1. Band, 1. Heft, im Verlag von J. J. Weber in Leipzig, ist eine Kritik über den „Freimaurer von J. B. Kerning" erschienen, die, wenn es nicht darum zu thun wäre, den Lesern desselben den Muth nicht benehmen zu lassen, keine Antwort verdiente. In Betracht des Letztern aber erlaubt sich der Verfasser des Freimaurers einige Worte zu erwiedern.

Der Recensent beginnt seine Kritik auf eine Art, woraus man gleich sieht, daß es ihm nicht um Belehrung, sondern um Vernichtung zu thun ist; denn er eröffnet seinen Angriff mit der unverhohlenen Absicht, das Kind in der Wiege zu erdrosseln und den Vater desselben, wenn auch nicht zu erdrücken, doch als wachenden Träumer in das Irrenhaus zu senden.

Der Recensent spricht von der prophetischen Kraft im Menschen, die im „Freimaurer" als Beweis der Unsterblichkeit angeführt ist, auf eine Weise, die deutlich zeigt, daß er von der Sache nichts versteht und zugleich den Geist der Zeiten, und sogar unsrer Zeit, nicht kennt.

Kein Zeitalter war ohne Prophetie, und wenn es seine Propheten nicht kannte, so waren nicht sie, sondern jenes daran Schuld. — Hier wird man fragen: Wo sind denn die Propheten unsrer Zeit? — Wofern der Verfasser, um diese zu zeigen, die Leser zu Zigeunerin-

nen, Kartenschlägerinnen, in Kinder- und Krankenstuben, zu Exaltirten und Somnambulen, oder in Irrenhäuser geführt, so könnte man gegen ihn sprechen, wie in der „Latomia" geschieht; da er aber den Menschen an sich selber weist und ihm sagt, in seinem Innern sey Alles enthalten, was die Weltgeschichte uns Göttliches und Erhabenes vorführt, so meint er auf einem Standpunkte zu stehen, wo er, selbst wenn er im Irrthum wäre, keinen Spott, sondern brüderliche Zurechtweisung zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Doch von Bruderliebe scheint der Recensent eben so wenig zu wissen, als von den innern Seelenkräften der menschlichen Natur, sonst hätte er nicht solcher Bitterkeit Raum geben können, —

Die Propheten unsrer Zeit sind zwei Männer, denen nicht nur Deutschland, sondern alle civilisirten Nationen huldigen, sind — **Göthe** und **Schiller.**

Der Verfasser weiß, daß der Recensent bei Nennung dieser Namen laut auflachen und ihn für gänzlich unheilbar erklären wird. Doch man lese die Schriften jener Genien nur mit halber Aufmerksamkeit, und man wird finden, daß sie das Wesen der Prophetie so klar und unumwunden ausgesprochen und dargestellt, daß auch nicht der geringste Zweifel über ihre Ansichten obwalten kann.

Hören wir Schillers eigne Worte, wo er sagt:

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
„Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß."

Kann jemand den Sinn dieser zwei Verse misdeuten? — Ist es möglich, das Vorhandenseyn einer

im Menschen liegenden prophetischen Kraft unzweideutiger auszusprechen? — Und war wohl Schiller, weil er diese zwei Verse und noch viele ähnliche schrieb, ein Candidat des Irrenhauses? —

Wenn Charlotte in Göthe's Wahlverwandtschaften, worin viele, dem Verstande unbegreifliche Dinge vorkommen, das Unglück ihres Hauses, im Falle sich die Gesellschaft desselben vergrößern sollte, ohne äußere Reflexionen ahnet und voraussieht, so findet man dieses ganz natürlich, und der Leser meint, er ahne mit ihr. War darum Göthe ein Candidat des Irrenhauses, weil er uns in Charlotte das Vermögen zu ahnen und vorauszusehen zeigt? — War er ein Candidat des Irrenhauses, als er den „Faust“ schrieb und die Welt mit Geisteskräften bekannt machte, die über der Schule, über der gewöhnlichen Logik stehen? War Schiller ein Candidat des Irrenhauses, weil er die Jungfrau von Orleans in die Zukunft schauen und Heere schlagen läßt? Waren Socrates und Euclid Irrenhaus-Candidaten? Waren es Moses, Christus und seine Apostel? — Ist, entsteht jetzt die Frage, der Verfasser des „Freimaurers“ ein Candidat des Irrenhauses, wenn er auf die helldenkendsten Genien der Weltgeschichte hinweist, ihren Geist, wenn auch nur mangelhaft, zu schildern und dessen Einfluß zu verbreiten sucht. Hier mag jeder selbst antworten. So viel aber sagt der Verfasser des Freimaurers, daß vor freier, innerer Erkenntniß daß Irrenhaus sich nicht öffnet, hingegen dem Gedächtniß-Wissen wenn es sich mit dem Nimbus einer freien Erkenntniß brüstet, die Thüre desselben immerdar offen steht.

Doch die angeführten Autoritäten sind voraussichtlich für den Recensenten nicht von hinlänglichem Gewicht, indem sie eines Theils alten Zeiten angehören, die von solchen Lichtern, wie das des Recensenten, mit dem Namen — „finstre Zeitalter" belegt werden; Göthe und Schiller dagegen durchaus nicht in jene Klasse zu zählen sind, welcher es um Freiheit des Geistes und selbstständiger innerer Erkenntniß ernstlich zu thun ist, sondern die Schwächen und Verirrungen derselben benützen, um ihren Werken einen genialen, mystischen Schwung zu geben. — Wofern das Letzte der Fall wäre, dann würde der Verfasser verstummen und ein Zeitalter bedauern, wo die größten Genien ihre Kräfte verschwendeten, um ihre Verehrer irre zu führen und ihnen Lichtpunkte vormalten, die sie selbst nicht sehen, selbst nicht glauben und so ihrer Eitelkeit nicht nur allein auf Kosten ihres Vaterlandes, sondern beider Hemisphären sklavisch fröhnten. Noch einmal sey es gesagt: Wofern Göthe und Schiller ihre inwohnenden Kräfte misbrauchen und dahin erniedrigen konnten, die Menschheit zu belügen, die Sinne mit lockenden Bildern zu reizen und einigen Müßiggängern die Zeit zu vertreiben, so stellen sie sich in die Klasse der Gaukler für Buden und Bierschenken und verdienen keinen Dank, keine Denkmäler und Lorbeerkronen; im Gegentheil verdienen sie, daß ihre Namen vergessen, ihre Standbilder zertrümmert oder so besudelt und verunstaltet werden, daß sie für jeden lügenhaften Dichter oder Schriftsteller als Schreckbilder dastehen. Doch wohl uns, daß es nicht so ist: Kein Genie irgend ei-

nes Zeitalters war Sklave seiner Zeit und verstorbener Ansichten, sondern eine Sonne, ein Spiegel, in welchem die Zeitgenossen sich beschauen und endlich, wenn auch nur langsam, zu den dargestellten Idealen sich erheben konnten. Wollen wir die zwei größten Genien unsrer Zeit beschimpfen und behaupten, sie gehören nicht in diese Kathegorie? Das wäre schmälich und würde unser Zeitalter brandmarken vor der Zukunft, welche die benannten zwei Lichter gewiß zu schätzen wissen wird. —

Die Recension des „Freimaurers" ist nach dem Gesagten eben so gehalt- als lieblos. Jenes wird sich deutlich herausstellen, wenn man einige Urtheile des Recensenten ins Auge faßt und zergliedert; dieser führt die Worte des Verfassers Seite 159 an:

> „er (der Mensch) bemühe sich, die äußere Thätigkeit der Sinne und der Phantasie in eine solche Ruhe zu versetzen, daß das innere Leben das Uebergewicht erlangt, und er wird die Ueberzeugung gewinnen, daß dasselbe niemals stille steht und immer formt, bildet und spricht."

und beurtheilt sie folgendermaßen:

> „Um also den letzten Zweck der Freimaurerei, Erkenntniß einer prophetischen Kraft im Menschen und den Beweis der Unsterblichkeit der Seele zu erlangen, will Kerning, daß der Freimaurer den Verstand in Ruhestand versetze, ihn unter die Einwirkung innerer Gefühle gefangen gebe."

Sobald man dieses Urtheil ernstlich betrachtet, so sieht man, daß es auf Alles eher passen kann, als auf das vom Verfasser des „Freimaurer" Gesagte. Dort

ist mit keiner Silbe vom Verstande, sondern von der äußern Thätigkeit der Sinne und der Phantasie die Rede. Und ist es nicht eine bekannte Sache, daß jede geistige Thätigkeit eine Beseitigung sinnlicher und Phantasie-erregender Eindrücke verlangt? — Wer eine Rechnung zu stellen, einen wichtigen Brief zu schreiben oder einen Geschäftsplan zu entwerfen hat, wird sich abschließen von Andern, in sich selbst eingehen und jede Störung vermeiden. Bildhauer, Maler, Dichter, Musiker und andere suchen beim Entwurf ihrer Kunstwerke und Aufgaben die Einsamkeit. Den ernsten Denker sieht man oft die Augen mit den Händen bedecken, nur um seine Ideen sicherer zu konzentriren. Da diese Absonderung in allen Zweigen geistiger Wirksamkeit zweckdienlich ist, soll es sich anders verhalten, wenn man über die reinsten Kräfte des Lebens, über Geistesfreiheit und Selbsterkenntniß mit sich zu Rathe geht? —

Eben so verhält es sich mit der vom Recensenten selbst genannten und Seite 159 gerügten

„Feststellung einer sich selbst zu innerer Erkundung aufgestellten Frage, oder auch nur eines Wortes, wie zum Beispiel — Unsterblichkeit" —

welche Thätigkeit er den indischen Bonzen nicht mit Unrecht zuschreibt und allein schon aus diesem Grunde für ganz vernunftwidrig erklärt. Ob eine solche Thätigkeit aber, mit gehöriger Modifikation, so verwerflich und der Natur entgegen sey, darüber kann die allgemeine Erfahrung bessre Auskunft geben, als der Recensent, in sofern jene sich von keinen Vorurtheilen und

keiner Leidenschaftlichkeit bestechen läßt, dieser hingegen von einseitigen Ideen befangen ist.

Wer große Vorliebe für eine Kunst oder Wissenschaft besitzt, den ergötzen nicht nur die Resultate, sondern die Namen derselben haben schon eine Art Zauber für ihn. Wer an einer Person mit Liebe hängt, fühlt sich angeregt, wenn er nur an sie denkt oder ihren Namen nennt. Diese Namen- und Ideen-Einwirkung kann bei niedrigen Veranlassungen für Verstand und Gemüth gefährlich werden. Der Spieler sieht, trotz aller Vernunftgründe gegen seine Leidenschaft, die andre und er sich selbst zuweilen vorhalten, stets Würfel und Karten vor sich. Der Trinker braucht nur den Namen Wein zu hören, um Durst zu empfinden. Der Wucherer lebt seinen Ducaten und Thalern, der Ehrgeizige den Insignien des Ruhms und dem Zuruf der Menge, der Hofmann seinen Orden und Titeln, und bei allen diesen handelt es sich nicht nur allein um die Sache, sondern der Name ist in den meisten Fällen zur Gottheit geworden. Wenn man nun, statt in der Tiefe zu schwimmen, Geist und Gemüth mit erhabenen und göttlichen Ideen und Namen erfüllt, können da wohl andre, als höchst wohlthätige Wirkungen erfolgen? — Ja, der Verfasser erlaubt sich die Frage, ob einer ein ächter Christ seyn könne, so lange nicht das Bild des Lebens Christi und sein Name selbst in Geist und Gemüth lebendig geworden? — Es findet also hier keine unsinnige oder verstandeswidrige Thätigkeit statt, im Gegentheil sollte man jeden auf dieses einfache, in der menschlichen Natur gegründete und

von der Erfahrung bestätigte Verfahren aufmerksam machen, um ihm die Mittel an die Hand zu geben, seine Natur veredeln, für seines Lebens höchsten Zweck thätig seyn und diesen Zweck sicher erreichen zu können.

Nach diesen Andeutungen wird man leicht einsehen, daß man vor den Warnungen des Recensenten nicht zu erschrecken, im Gegentheil sie als einen Ausfluß von Einseitigkeit zu betrachten hat, die vor natürlicher Geistesfreiheit zurückbebt. Geistesfreiheit und Selbsterkenntniß sind des Menschen unerläßliche Aufgaben, wenn er seines Lebens Zweck nicht verfehlen will. — Was ist aber Geistesfreiheit? Was ist Selbsterkenntniß? — Geistesfreihcit ist der Zustand, wo die innersten Kräfte des Lebens uns in Ahnungen, Bildern und Worten unsre Bestimmung und die Pflichten zu deren Erfüllung vorhalten. Selbsterkenntniß aber ist die Absonderung äußerer und innerer Kräfte, so, daß wir für die Zeit äußere und für die Ewigkeit innere Beobachtungen machen und dem Verstand zur Untersuchung und Beurtheilung vorlegen können. Die Sache ist so natürlich und Vernunftgemäß, daß nur die Widerspenstigkeit sie nicht einsehen mag. Freilich darf auf keiner Seite zu viel geschehen, oder das Gleichgewicht aufgehoben werden. Wer blos im Innern lebt, verliert sich in sich selbst und stellt sich in die Klasse jener Bonzen, von welchen der Recensent spricht. — Was aber, fragt der Verfasser, berechtigt ihn, eine solche Uebertreibung der Sache zur Last zu legen? — Wer blos nach Außen lebt, verschwindet im Taumel der Zeit- und der Sinnlichkeit wie ein Rohr, in welchem

Wurm und Fäulniß nagen. Warum zieht der Recensent nicht auch gegen diese Uebertreibung zu Felde, die schon weit mehr Opfer verschlungen als jene? Wo Aeußeres und Inneres zweckmäßig wirken und sich die Hände reichen, da gewinnt die menschliche Natur ihre höchste Vollkommenheit, und ein freies, selbstständiges Wissen, das heißt, die prophetische Kraft, erscheint dann als eine Anlage für die Ewigkeit, indessen Klugheit und äußere Erfahrungen das Dißeits ordnen.

Der „Freimaurer“ ist nicht zur Erforschung äußerer, sondern innerer Kräfte geschrieben. Das äußere Leben ist durch vorzügliche Schriften aller Arten so gut versorgt, daß der Verfasser sich außer Stand gefühlt hätte, hierin etwas zu leisten; das Feld aber, welches er zu bearbeiten unternommen, ist noch so wenig geordnet, daß er voraussehen konnte, auf welche Hindernisse er stoßen werde. Doch der Muth wird ihn nicht verlassen, da er überzeugt ist, er arbeite für die Befriedigung eines Bedürfnisses, welches im Innersten der Menschheit liegt.

Doch, wenn eine prophetische Kraft in allen Menschen liegt, warum giebt es so wenig Zeugen für sie? — Es giebt Zeugen genug, aber sie werden nicht gehört. Die Weltgeschichte zeugt dafür, aber dieses gewaltige Licht leuchtet in einer eben so gewaltigen Finsterniß. Die Genien aller Zeiten und Zungen zeugen dafür, allein auch ihr Zeugniß wird von der Finsterniß nicht begriffen. Alle Religionen, besonders die christliche, sind auf die prophetische Kraft des Menschen gegründet, aber auch dieses Licht kann die Finsterniß nicht

mehr durchbrechen. Göthe, Schiller, Herder, Lessing und Zschokke, die Lichter unseres Zeitalters, die freier und deutlicher als je ein Klassiker ihr Zeugniß ablegen, werden nicht gewürdigt, nicht verstanden, werden in die Klasse jener Dichterlinge gezählt, die der Zeit, der Mode, dem Geld, der Sinnlichkeit und Eitelkeit fröhnten, allein von ihrem hohen Flug, von ihrer Begeisterung, die ihnen mit prophetischer Kraft die Worte diktirte, ist keine Rede, kein Begriff und keine Ahnung.

Der Recensent behauptet zwar, solche Ansichten gehören nicht zur Freimaurerei und legt ihr zur Bekräftigung seiner Behauptung die Bergpredigt als Basis unter. — Die Bergpredigt enthält herrliche Lehren, die sich aber mehr auf das praktische Leben als auf Institutionen einer höhern Weisheit beziehen und daher in keinem dem Verfasser bekannten Ritual konstitutionsmäßig aufgestellt sind; dagegen glänzen nach dem System von Feßler, der gewiß seinen historischen Grund dazu gehabt haben muß, und anderen, bei der Aufnahme in den Bund die ersten Verse des Evangeliums Johannis und bei Instruktionsarbeiten der 19. Vers des ersten Kapitels der 2. Epistel Petri.

Die ersten Verse des Evangeliums Johannis;

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort ꝛc.“

kennt Jedermann. Der 19. Vers der Epistel Petri heißt folgendermaßen:

„Wir haben ein festes prophetisches Wort; und ihr thut wohl daran, daß ihr darauf achtet, als

auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen."

Wenn man zu diesen Andeutungen noch die Ritualien der Freimaurer aller Systeme betrachtet und deutlich sieht, daß sie unabweichlich auf das Wiederfinden des verlornen Wortes hinweisen, so gehört doch wahrhaftig nur böser Wille dazu, der Anstalt eine andre Tendenz als das Streben nach göttlicher Weisheit, und durch diese nach Veredlung der menschlichen Natur, unterschieben zu wollen. Wäre die Freimaurerei nicht das, was ihre Symbole verkünden, dann gliche sie einem großen Kaufmannshause, dessen Aushängeschild die kostbarsten und seltensten Sachen anzeigten, worin man aber, nachdem man hineingegangen, nichts fände, was nicht in jedem andern Handelshause zu haben wäre.

Nach dieser Erörterung ist die Recension eigentlich vollständig beantwortet, indem es sich nach den verschiedenen Ansichten des Recensenten und des Verfassers blos darum handelt, ob die Freimaurerei etwas Eigenes, Selbstständiges und nur ihr Angehöriges besitze, oder ob sie nur eine Art Philanthropie sey, die ohne positive Tendenz einer angenehmen Schöngeisterei huldigt, die fern von der Romantik und Politik des Tages über Moral und Humanität, jedoch nicht im göttlichen sondern kosmopolitischem Sinne in glänzenden Vorträgen sich ausspricht.

Wenn der Verfasser, ungeachtet er einsieht, wie viel schon dadurch gewonnen wird, wenn eine Gesellschaft sich zu bestimmten Stunden, von den zersplittern-

den Verhältnissen des Tages entfernt, über Moral und rein menschliche Tugenden spricht, so muß er doch abermals bekennen, daß kein ächter Freimaurer die erste Art die Freimaurerei zu betreiben gänzlich vernachlässigen sollte, indem er erst dort, wo vollkommene Geistesfreiheit winkt, den Lohn erfüllter Pflichten erlangen kann.

Soviel in Beziehung auf die Recension im Allgemeinen. Der Recensent hat jedoch noch eine solche Menge von Kernsprüchen und Verunglimpfungen und eine solche Diktatur im Vortrage derselben entwickelt, daß der nur einigermaßen befangene Leser ihn, wenn auch nicht für einen Apostel, doch aber für einen tiefen philosophischen Denker halten könnte, dem man allenfalls auf's Wort hin glauben darf. — Der Recensent hat sich zur Aufgabe gemacht, die Nichtigkeit der Behauptung einer im Menschen liegenden prophetischen Kraft vom Standpunkte der Wissenschaft aus zu erweisen. Die Lösung dieser Aufgabe ist ihm so wenig gelungen, als es einem Bächlein, das in's Meer fließt, gelingen kann, die Bewegungen des Oceanes zu lenken und der Ebbe und Fluth Stillstand zu gebieten. Nicht genug, daß er vorher die Nichtigkeit aller Religionen der Vergangenheit und Gegenwart beweisen müßte, was einigen starken Geistern unserer Zeit eine leichte und sogar nothwendige Arbeit zu seyn scheint, so ist zu bedenken, daß von hundert Millionen Menschenkindern 99,990,000, und unter diesen die ersten Genien an eine prophetische Kraft des Menschen glauben, und es also ein wahrer Uebermuth des übrigen klei-

nen Häufleins ist, sich gegen diesen allgewaltigen Strom stemmen und nicht lieber die Sache prüfen, ihren Geist erforschen und vor jeder Verirrung bewahren zu wollen. Hier kann die Wissenschaft nichts beweisen, indem sie ja selbst ein Ausfluß eines göttlichen prophetischen Lichtes ist, ohne welches keine Geometrie, keine Logik, keine einzige positive Wissenschaft hätte entstehen können. Jeder erste Gedanke eines Erkenntnißzweiges ist Prophetie. Nachher kommt die Schule, und die Prophetie wird scheinbar überflüssig, jedoch nur scheinbar, denn ohne sie ist keiner im Stande, die Grundzüge einer Wissenschaft zu fassen. Wer demnach nur von den Früchten des Gedächtnisses oder der Schule lebt, der kann von Prophetie eben so wenig, als der Blinde von den Farben sprechen; indessen derjenige, der die Sache einigermaßen kennt, und nur einer in ihm allein entsprungenen Idee bewußt ist, sich davon so überzeugt fühlt, als er weiß, daß er sieht, hört und empfindet. Es fragt sich nach diesem nur noch: Welcher Zustand ist des Menschen am würdigsten, der ohne prophetische Kraft oder mit solcher? —

Ohne Prophetie hat der Mensch keinen Gott, keinen Himmel, keine heiligen Bücher, keine Religion, keine Philosophie, mit einem Worte, Nichts, was ihn über die Klasse der Thiere erhöbe; denn listiger als der Fuchs und klüger als der Elephant zu seyn, gäbe ihm noch keine Ansprüche an die Ewigkeit, an innere Erkenntniß und an Selbstständigkeit in der Stufenreihe der Geschöpfe.

Im Besitz einer prophetischen Kraft, ja, nur mit

dem Glauben an die Möglichkeit der Erweckung derselben, durchbricht der Mensch die Schranken der Zeit, verbindet sich mit der Geisterwelt, fühlt und erkennt die Liebe der Gottheit, weiß alle Erscheinungen der Geschichte und der Natur zu würdigen, Verstand und Vernunft als Mittel die Kraft des Lebens nach innen und außen zu erforschen und einzugehen in eine lebendige Philosophie, wo die Natur die Prämissen und Gott das Endurtheil aller Folgerungen sind.

Die Möglichkeit mit geschlossenen Sinnesorganen zu sehen, zu hören und zu fühlen, hat der Verfasser durch Hinweisung auf die Erscheinungen des Traumes, die jedermann kennt, darzuthun gesucht, ohne jedoch diesen Bildern einen Werth oder eine Deutung beizulegen und Folgerungen daraus zu ziehen. Ueber dieses aber geht der Recensent hinweg und stempelt den Verfasser zu einem Traumdeuter. Es mag seyn, daß dieser Gegenstand im „Freimaurer" zu gedrängt behandelt, und die Stufenleiter innerer Anschauungen nicht klar genug erörtert ist. Dieses Thema hat der Verfasser in der Schrift „Wege zur Unsterblichkeit" weitläuftiger auseinander gesetzt und verweist diejenigen, die sich hierüber genauer unterrichten wollen, dahin. — So kurz jedoch die Andeutungen darüber im „Freimaurer" auch seyn mögen, so kann der unbefangene Leser dieselben doch nicht gänzlich mißdeuten. Der Recensent, der sich die Aufgabe gemacht hatte, rücksichtslos zu tadeln, nimmt die Sache nicht so gewissenhaft und geht in eine gelehrte physiologische Abhandlung über das Wesen des Traumes über, die

richtig oder unrichtig seyn kann, ohne daß die Freimaurerei oder die Physiologie das geringste dabei verliert oder gewinnt. Aus diesem Grunde soll dieser Punkt als erörtert betrachtet werden.

Der Recensent sagt Seite 164: „Wachend sey es unmöglich, einen Gegenstand anders als durch logisches Denken zu fixiren."

Hier wird erwiedert: Wenn es wachend unmöglich ist, so muß es der logischen Stellung nach schlafend nicht unmöglich seyn. Ist es aber im letzten Falle auch unmöglich, so hat der Recensent Worte ohne Sinn und Zusammenhang gesprochen.

Man muß gestehen, daß ein Recensent sich nicht leicht eine größere Blöße geben kann, als hier in wenigen Worten geschehen ist. Etwas zu sagen, das nichts heißt, kann Einem passiren; aber widersinnig zu sprechen, ist etwas, das, wenn auch nicht nach Irrenhaus, doch nach Irrthum in sich selber riecht.

Der Satz: „Ein Gegenstand sey nicht anders als durch logisches Denken zu fixiren;" ist nicht viel besser als der obige. Wie mancher Gegenstand fixirt sich im Gehirne oder im Gemüthe des Menschen ohne Logik, oft sogar wider Willen. Wie Mancher ist schon durch eine fixe Idee — und Ideen beziehen sich auf Gegenstände und gehören zugleich in's Gedankenreich — zum Narren geworden! — Geschah dieses etwa durch logisches Denken? — Der Verfasser meint, es sey überflüssig, über diesen Punkt noch ein Wort zu verlieren.

Wenn der Recensent Seite 166 fragt: „Was ist denn eigentlich das von Kerning sogenannte innere Leben?"

so muß der Verfasser sein Unvermögen bekennen, den Frager zu belehren, weil man dem Blinden vergebens den Schmelz der Farben und dem Tauben vergebens den Zauber der Harmonie beschreiben würde. Ueberhaupt fühlt der Recensent vor einem innern Leben ein wahres Entsetzen, weil er solches nicht nur für unnöthig, sondern sogar für gefährlich hält, ungeachtet Selbsterkenntniß eine der wesentlichsten Pflichten der Freimaurerei ist. Und was wäre das für eine Selbsterkenntniß, wenn nur die äußern, nicht auch die innern Eigenschaften des Menschen darin begriffen wären? — Gliche man da nicht einem Hausbesitzer, der in der Meinung, man könne doch nicht in das Haus hineinkommen, oder aus Furcht, es möchte loses Gesindel darinnen versteckt seyn, den Muth nicht hätte, hineinzugehen? — Wäre da nicht das Vernünftigste, die Pforte zu öffnen, das Gesindel, wofern sich welches darin befände, herauszutreiben, das Eigenthum zu betrachten, sich dessen zu freuen und darin zu wohnen? — Wenn der Recensent die Pforte nicht findet, oder sich vielleicht vor dem Gesindel im Hause fürchtet, so mag er sein Unglück muthig tragen, aber er soll nicht andre bereden wollen, es sey besser, unter freiem Himmel zu wohnen, als in einem gut verschlossenen Hause.

Der Recensent geht einmal ganz Machiavellistisch zu Werke und sucht seinem Gegner, dem er doch nicht ganz traut, noch andre über den Hals zu schicken, indem er ihn bei der Großloge zu Hamburg, Seite 168, zu verdächtigen trachtet. Der Verfasser kennt sehr gut die Verdienste jener Loge; die sie sich in historischer

Beziehung um die Freimaurerei in Deutschland erworben hat, und zollt ihr hiermit seine ungeheuchelte Verehrung und brüderliche Liebe, mit der Versicherung, daß er beim Verfassen des „Freimaurers" kein System, keine Loge und keinen Bruder im Auge gehabt, sondern einzig den verwickelten Gang seiner freimaurerischen Ausbildung niedergelegt habe.

Der Recensent kommt abermals auf ein Kapitel, von welchem er Veranlassung nimmt, seine diktatorischen Orakelsprüche auszukramen, und dieses ist das erste Kapitel des Evangelium Johannis. Hierüber sagt er Seite 168:

„Welcher Mißbrauch aber mit der Ostentation jenes Bibelabschnittes in so manchen Logen getrieben ward und noch getrieben wird, da der Laie den Inhalt desselben durchaus nicht zu würdigen versteht, das kann nur der wissenschaftlich Durchgebildete in seinem ganzen Umfange begreifen. Schon die erste Zeile und in ihr das einzige Wort Logos, welch ein Schatz von philologischen und geschichtlichen Kenntnissen setzt nicht das Verständniß derselben voraus? Eine Aufgabe, die in ihren Tiefen ein ganzes der Wissenschaft geweihtes Leben kaum zu lösen vermag. Wozu also den Verstand der Aufgenommenen mit solchen Unbegreiflichkeiten verwirren —"

Wenn man je etwas Mystisches gehört oder gelesen hat, so muß man gestehen, daß diese Tiraden alles derartige übertreffen. Indessen kann der Verfasser des „Freimaurers" sich trösten, indem der Stachel der

Kritik ihn hier nicht allein, sondern auch manche Loge trifft. Freilich muß die Zahl der Laien, wenn nur der wissenschaftlich Durchgebildete die Sache zu begreifen vermag, sehr groß unter uns Freimaurern seyn, da der größte Theil derselben, zu welchem der Verfasser sich auch rechnet, wohl aus gebildeten, aber nicht wissenschaftlich durchgebildeten, das heißt, ausgezeichneten, Gelehrten besteht. Der Verfasser meint deshalb nach seinem schlichten Sinne, es habe mit der Sache keine so entsetzlich tiefsinnige Bewandniß, indem sich das Wort Logos in philologischer wie in geschichtlicher Beziehung ganz natürlich zergliedern läßt. — Fragt man in philologischer Beziehung: was heißt Logos? so muß man zur Antwort geben, es heißt **Wort.** Fragt man aber, welche geschichtliche Erkenntnisse zum Verständniß desselben erfordert werde, so giebt es eine Klasse von Historikern, welche berichten: Der Logos sey ein weiser Mann gewesen, habe in Indien gelebt und Logos geheißen, wie ein andrer Peter oder Paul heißt. Diese beiden Erklärungen, die philologische und geschichtliche, sind für den schlichten Menschenverstand keine solchen Unbegreiflichkeiten, die eine ungewöhnliche Durchbildung verlangen. Allein es giebt noch eine andre Auslegung, wobei der Verfasser, im Fall der Recensent darauf hinzielte, ihm beipflichten müßte. Eine Partie theosophischer Geschichtsforscher behaupten, der Logos sey als Fleisch gewordenes Wort unter den Indiern gewandelt, habe als erhabener, vom Himmel gekommener Repräsentant der Gottheit sie gelehrt, das Wort in sich lebendig zu machen und so als

Schüler einer göttlichen, königlichen Kunst, in völliger Freiheit zur Ruhe und zum Leben einzugehen. Wofern der Recensent die Schwierigkeit des Begreifens in diese Lehre setzt, so kann man ihm nicht unrecht geben, indem das Lebendigmachen des Wortes in sich keine Arbeit ist, die man mit einigen logischen Formen oder mit Erkenntnissen des Gedächtnisses, sondern durch festes Beobachten seiner selbst und mit Mühe und Beharrlichkeit bewerkstelligen kann. Doch wenn man bedenkt, daß diese Art zu forschen mit den früher ausgesprochenen Ansichten des Recensenten in völligem Widerspruche stehen, er solche also auch nicht gemeint haben könne, so löst sich seine Aeußerung über den Logos in Rauch auf und zeigt deutlich, daß es ihm nicht darum zu thun war, zu belehren, sondern mit mystisch-rationalistischen Phrasen den Leser verblüfft zu machen. — Warum aber, wird doch Mancher noch fragen, auf ein einziges Wort, auf das Wort Logos, ein solches mystisches Gewicht zu legen, da es sich in allen Beziehungen doch deutlich erklären läßt? —

Es war eine Zeit, und es ist noch nicht lange her, wo Jeder, der lateinisch gelernt hatte, in jedem deutschen Satze, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, ein lateinisches Wort einfließen zu lassen, für eine Ehrensache hielt. Ein Solcher würde gesagt haben: Im Anfang war das Verbum, und das Verbum war ꝛc. — Nun klingt es aber noch geheimnißvoller und gelehrter, wenn man sagt: Im Anfang war der Logos, und der Logos war ꝛc. — Ein Deutscher, der mit der Kenntniß der französischen Sprache hätte glänzen wollen, würde sich

folgendermaßen ausgedrückt haben: Im Anfang war le mot, und le mot war ꝛc. — Wer in solchen Spielereien tiefe Gelehrsamkeit sucht und daran hängt, der mag hängen, dem ächten Deutschen wird der Rath ertheilt, zu sprechen: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort, und wenn es ihm gelingt, Gott im Worte und das Wort als Gott zu erkennen, so hat er seines Lebens Zweck begriffen und wird beruhigt und mit Freuden in die Zukunft blicken.

Dem Recensenten beliebt es, den Verfasser unter die Jünger Loyola's zu rechnen. — Was ihn dazu veranlaßt habe, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, in so fern im „Freimaurer" die Freimaurerei auf natürlichen, die Instructionen der Jünger Loyolas auf positiven und gegebenen Gesetzen beruhen.

Seite 167 nimmt der Recensent dem Verfasser übel, daß er das Wort „Propaganda" als Ueberschrift gebraucht. Dem Reinen ist alles rein, wer aber überall Böses wittert, der kann aus der besten Handlung Gift ziehen. Der Verfasser hatte bei der Wahl dieses Wortes keine Anzüglichkeit im Sinne, sondern das Wort „Fortschritt" schien ihm, besonders in Deutschland, zu verbraucht und nicht allgemein genug. Zugleich steht er in diesem Punkt mit der Orthodoxie und dem Rationalismus im Widerspruch, in so fern er weder an den geflügelten Adam der ersten, noch an die erniedrigende Ansicht der zweiten, die den Menschen im verächtlichsten Zustand, als eine Art Affen entstehen

lassen, glaubt. So wie die ersten Tannen, Eichen und Cedern, die ersten Elephanten, Löwen und Tieger schon alle Eigenschaften in sich hatten und entwickelten, so muß auch der erste Mensch in Beziehung auf seine Bestimmung so vollkommen gewesen seyn, als die jetzigen, soll die Natur die Einfachheit ihrer Gesetze nicht verläugnet haben. Der Fortschritt der menschlichen Gattung ist nur scheinbar auf materielle und industrielle Zwecke bezüglich. Im Innern war der Mensch von Anbeginn an bis jetzt nur derselbe, frei, sobald er sich selbst erkannte, Sklave, wenn ihn die Sinnlichkeit und äußere Verhältnisse beherrschten. Was den Menschen an äußerer Klugheit mangelte, wird ihnen das Innere, von welchem sie nicht so leicht wie die jetzigen abgezogen wurden, hinlänglich ersetzt haben. Mag diese Ansicht auch ein Bischen dogmatisch klingen, so schadet sie doch niemandem, dem Verfasser aber giebt sie die Beruhigung, mit dem Gang der Natur in Uebereinstimmung zu bleiben und ihn ungestört noch immer näher kennen zu lernen.

Zum Schlusse läßt der Recensent noch einmal seiner Galle freien Lauf und zeigt dadurch, daß der Geist der Bergpredigt, die er zur Norm eines ächten Freimaurers aufstellt, und worin es heißt:

„Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen,"

noch keinen großen Einfluß auf seine Gesinnungen ausgeübt habe.

Doch genug des Erwiederns. Wer keinen Gott im Herzen trägt, wird durch logisches Denken und

durch die Freimaurerei, die eine Schule der reinsten, auf göttliche Gesetze gegründeten Humanität ist, keinen finden. — Selbstsucht, Scheinheiligkeit, Citationen und hochtrabende Phrasen reichen nicht hin, den Menschen zu veredeln; dieses vermag allein der alles umfassende Gedanke:

„Die Menschheit ist aus Gott entsprungen. — Die Wurzeln ihres Denkens, Wollens nnd Wirkens, ihrer Liebe und ihres Vertrauens liegen gleichfalls in Gott und müssen daher aus Gott sich nähren, durch Gott sich stärken und wieder zu Gott zurückkehren."

Auf solchen Pfeilern ruht dem Verfasser die Freimaurerei. Solche, aus der Ewigkeit stammende Ansichten hat er in den Ritualen, gefunden und fordert jeden auf, diesen seine Aufmersamkeit zu schenken, dagegen jeder Lehre zu mistrauen, die sich auf die Schule irgend eines Zeitalters bezieht und nicht aus dem allgemeinen Geist der menschlichen Natur und dem Geiste der Liebe entsprungen.

Der Recensent hat den Verfasser mit einem Verse Mephisto's aus Göthe's Faust beehrt. Der Verfasser würde diesen Vers und die ganze Recension mit Stillschweigen übergangen haben, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, der Wahrheit ihre Rechte zu schützen und die nach Wahrheit Ringenden vor Versuchung zu sichern. Darum wird er den Meister Mephisto, der ziemlich, obschon etwas teuflisch, durchgebildet zu seyn scheint, bitten, ihm auch einen Vers zum

Schlusse zu diktiren. — Mephisto läßt sich hören und sagt:

„Verläugne nur des Geistes Eigenschaft,
Des Menschen allerbeste Kraft,
Und laß vom Dünkel dich bethören,
Nur deiner Weisheit Wort zu hören;
Dann hab' ich dich schon unbedingt."

Es scheint, Mephisto habe seinen Mann gekannt! —

Der Freimaurer.

Erster Theil.

Das Christenthum.

Wahrlich, die Lehre des Christen sind Worte der ewigen Weisheit,
Sie erhebet zu Gott den, der das Herz ihr geweiht.

Einleitung.

Die Hauptperson dieser Blätter, Johann Friedrich Gomphardt, dem die Aeltern vor zurückgelegtem Knabenalter durch den Tod entrissen wurden, der nachher aber durch Vorsorge eines Onkels eine gründliche wissenschaftliche Erziehung erhalten hatte, übernahm in seinem fünfundzwanzigsten Jahre die Selbstadministration seines ererbten bedeutenden Landgutes und sah sich, um für Geist und Herz einen Gegenstand der Mittheilung zu haben, nach einer Lebensgefährtin um, die er bald, und zwar auf eine Weise fand, daß er sich in dieser Beziehung unter die Zahl der Glücklichsten rechnen konnte.

Amalie Ruppert, Tochter eines Banquiers, die wegen des frühen Todes der Aeltern ihre Erziehung bei einer Tante in Hamburg empfangen, schien vermöge ihrer Anlagen ganz für die große Welt geschaffen; allein ihr Herz zog sie stets hinaus in's Freie und in die Gärten, wo sie mit Pflanzen sich beschäftigte und sich oft mit dem Gärtner über die zweckmäßigste Behandlungsweise dieses oder jenes Zweiges der Gärtnerei besprach. Aus diesem Grunde besuchte sie, so oft sie Erlaubniß erhielt, einen Verwandten in Gl., einem Landstädtchen, das nur eine Stunde von Gomp-

hardts Landgut entfernt lag. Hier war es, wo er sie kennen lernte, und da Alles, was er von ihr sah und hörte, mit seiner Art zu denken und zu fühlen übereinstimmte, bewarb er sich um ihre Hand und führte sie nach drei Monaten als Mitbesitzerin in ein wohleingerichtetes Landhaus ein.

Wie man vorausgesehen, so geschah es: das neue Paar war äußerst glücklich, denn Jedes von ihnen bemühte sich, die Zufriedenheit des Andern zu mehren und dadurch das eigene Glück desto sicherer zu gründen. Nur ein Kummer schlich sich zuweilen in ihre stillen Gespräche: sie waren kinderlos; dieser Gedanke trübte manchmal die Herzensergießungen des Mannes und der Frau. Doch gegenseitige Achtung und Liebe verscheuchte jede Bitterkeit von ihnen, und so lebten sie, sich selbst zur Freude und Andern zum Beispiel, in selten gesehener Uebereinstimmung.

Zehn Jahre lebten sie bereits auf diese Art, und der Gedanke, keine Kinder zu haben, hatte schon längst die Macht irgend einer betrübenden Einwirkung verloren, als die Frau ihrem, den Ohren kaum trauenden Manne entdeckte, sie fühle sich in Umständen, wodurch ihr Lebensglück den höchsten Gipfel erreichen und alle ihre Wünsche Befriedigung finden würden.

Gomphardts Freude über diese Entdeckung zu schildern, würde man umsonst versuchen. Er jauchzte und vergoß Thränen zugleich, und würde sein Glück augenblicklich unter seinen Leuten und den Nachbarn verbreitet haben, wenn seine Frau ihn nicht zurückgehalten hätte. Doch den andern Tag schon fing er

an, Einrichtungen zu treffen, die ohne große Enträthselungsgabe einen künftigen Stammhalter vermuthen ließen. „Wenn es ein Knabe wird,“ sprach er oft begeistert, „dann fehlt mir nichts mehr, das Leben zu einem Paradiese zu machen.“

Die Zeit ging unter Wünschen, Träumen und Hoffnungen vorüber. Der entscheidende Tag erschien, aber bald zeigten sich gefährliche Symptome. Mit Mühe des Arztes, der schon vorher bestellt war, und Alles aufbot, was Kunst und Wissenschaft vermochten, kam endlich ein todtes Knäbchen zum Vorschein. Tiefe Stille herrschte. Auch die Wöchnerin lag bewußtlos, schwankend zwischen Leben und Tod. Man wußte nicht, was man wünschen oder hoffen sollte.

Das Kind, um es dem Anblicke der Mutter im Falle ihres Erwachens zu entziehen, wurde in ein anderes Zimmer gebracht. Aller Augen waren nun auf sie, die noch in tiefer Ohnmacht lag, in ängstlicher Erwartung gerichtet. Endlich schlug sie die Augen auf, sah spähend umher; da sie aber nicht zu gewahren schien, was sie suchte, machte sie eine heftige Bewegung und fiel laut stöhnend wieder in die vorige Betäubung zurück.

Gomphardt vermochte kaum sich zu halten. „Rettet die Frau,“ sprach er zum Arzt und den Anwesenden; „den Verlust des Kindes werde ich ertragen.“

Alles wurde nun angewandt, die Frau in's Leben zu rufen. Nach drei Stunden angstvoller Mühe kam sie zu sich, sah, wie das erste Mal mit suchenden Blicken umher, und als sie nichts erspähte, als Nie-

mand sich regte, den in ihren Augen zu lesenden Wunsch zu befriedigen, rief sie schmerzhaft: „Mein Kind ist todt!“

„Fasse Dich!“ sprach Gomphardt, „Du lebst. Fasse Dich und erhalte Dich mir; sonst kann auch ich nicht mehr leben.“ Sie sah ihn mit unnennbarer Rührung an und mühte sich, ihm die Hand zu reichen. „Das Kind ist todt!“ stammelte sie jetzt; „Gott hat es, ehe ich es sehen konnte, zu sich genommen. Ich werde ihm, ich fühle es, bald folgen.“ — „Nein,“ jammerte Gomphardt, „Du wirst leben und durch meine Liebe glücklich seyn.“

Sie sah ihn unverwandten Blickes an, indessen ihre Brust sich kämpfend hob und das Athmen erschwerte. Gomphardt legte seine Hand auf ihre Herzgrube, als wenn er sie dadurch beruhigen wollte. Sie schlang ihren Arm um den seinigen, schloß die Augen und schien auf diese Art ruhig einzuschlummern. Es wurde kein Versuch gemacht, sie zu wecken. „Die Natur fordert ihre Rechte,“ sprach der Arzt: „vielleicht tritt auf die Ruhe einige Stärkung ein.“ Alles verließ das Gemach, nur Gomphardt blieb bei ihr und lauschte auf jeden ihrer Athemzüge.

Zwei Stunden dauerte dieser Zustand, als sie dem Anschein nach ein wenig gestärkt erwachte. Ihre Blicke aber waren immer noch unstät und schweiften forschend von einer Stelle zur andern, als wenn sich ihr etwas zeigen müßte. Beim Eintritt des Arztes, der wieder nach ihr sehen wollte, erschrack sie zwar, allein sie schaute ihm so scharf in's Gesicht, als wenn sie in seiner Seele lesen wollte. Dieser beruhigte sie und

sprach: „Sie haben geschlummert. Nehmen Sie dieses für ein gutes Zeichen! Ruhe ist die beste Arznei gegen eine solche gewaltsame Aufregung, in welche Sie versetzt waren. Wir wollen außer temporirenden Mitteln vor der Hand nichts gebrauchen und Ihre gute Natur walten lassen." Er entfernte sich, um einige Kranke in der Nachbarschaft zu besuchen, mit dem Versprechen, in kurzer Zeit wiederzukommen und zu sehen, was ferner zu thun sey.

Der Arzt kam, nachdem es schon Nacht geworden war, wieder und fand die Kranke abermals in einem solchen ruhigen Schlummer, daß man hätte glauben sollen, das Aergste wäre nun überstanden. Dessen ungeachtet entschloß er sich, so lange zu warten, bis sie erwacht wäre, um endlich einmal von ihr selbst etwas über den Zustand ihres Befindens zu hören. Gegen Mitternacht erwachte sie und fing, jedoch mit schwacher Stimme, zu sprechen an. Auf die Frage des Arztes, wie es ihr gehe, antwortete sie: Außer dem Drücken auf der Brust, das ihr das Athmen erschwere, fühle sie sich ziemlich wohl. Es war schon im Voraus eine Medicin besorgt, um den Andrang des Blutes zu hindern und dem Fieber zu begegnen. Sie nahm die ganze Nacht pünktlich ein, und den andern Morgen schöpfte man zuversichtliche Hoffnung zu ihrem Aufkommen.

Hätte nicht in den Augenblicken des Wachens und klaren Bewußtseyns der Schmerz über den Verlust ihres Kindes zu sehr die Oberhand gewonnen, so würden Natur, Kunst und Pflege sicher gesiegt und sie

wiederhergestellt haben; wenn man aber bedenkt, daß Seelenleiden den Gesundesten krank machen können, so ist sich nicht zu wundern, wenn der Arzt nach zwei Tagen beinahe alle Hoffnung aufgab und nur in der pünktlichsten Befolgung seiner Anordnungen und in glücklicher und ungestörter Zusammenwirkung der Lebenskräfte noch eine schwache Aussicht auf Rettung erblickte.

Gomphardt schlich herum wie eine Leiche. Er suchte Hoffnung in den Blicken Aller, welche der Pflege wegen um die Kranke seyn mußten. Dann ermannte er sich, ging selbst zu ihr, um Trost zu suchen und entfernte sich nur darum wieder, um sie nicht durch seinen Schmerz zu beängstigen.

So dauerte es sechs Tage. Der Krankheitszustand besserte sich zwar nicht, schien aber auch nicht schlimmer zu werden. Als der Arzt den siebenten Tag erschien und den Puls der Kranken untersuchte, da trübte sich auf einmal sein Gesicht, und alle Anwesenden, die solches gewahrten, erschracken auf's Heftigste. Er begab sich mit Gomphardt in ein anderes Zimmer, ihn vorzubereiten und zu bitten, auf Alles gefaßt zu seyn, weil seine Gemahlin schwerlich den kommenden Tag erleben werde. Gomphardts Schmerz und die Theilnahme Aller im Hause bei dem bevorstehenden Verluste zu schildern, würde man vergebens trachten, genug, gegen Abend trat die entscheidende Krisis ein. Eine Stunde vor Sonnenuntergang schien die Kranke ungewöhnlich im Inneren zu kämpfen, so daß man glaubte, der Faden des Lebens werde jetzt

brechen; allein nach und nach wurde sie ruhig und zum ersten Mal während der Krankheit freundlich und gesprächig. Gomphardt, der Arzt und auch der Geistliche, der Herr Decan, der sie während der Krankheit schon öfter besucht, aber niemals mit ihr sprechen konnte, waren zugegen. Sie erkundigte sich nach Allen, besonders nach einigen ihrer Dienstleute und bat, im Falle sie sterben sollte, dieselben nicht zu verstoßen. Ihrem Wunsche gemäß, diejenigen, denen sie besondere Liebesdienste zu danken hatte, heute noch zu sehen, versammelte sich eine ziemlich große Gesellschaft um sie im Krankenzimmer. Sie sprach mit Jedem und drückte Gefühle des Dankes aus. An den Herrn Decan aber wandte sie sich mit folgenden Worten:

„Sie haben sich Mühe gegeben, mich zu führen auf dem Wege zu Gott, zur Ewigkeit. Leider war ich eine langsame Pilgerin. Das Glück, welches ich in der Liebe meines Mannes und vieler treuen Seelen genossen, hat mich oft Ihre Worte überhören lassen. Jetzt bin ich genöthigt, schnell zu wandern; darum führen Sie mich, damit ich nicht strauchle.“

Der Decan, der schon viele Jahre unter die Freunde des Hauses gehörte, erwiederte voll Rührung: „Ihre Art zu wandern, theure Freundin! kann ich nach meiner apostolischen Ueberzeugung nicht anders als preiswürdig nennen. Sie haben Liebe gesäet und Liebe empfangen. Die Armuth durfte nicht erst suchen, nicht erst an Ihre Thüre klopfen; überall, wo Hülfe zweckmäßig und nöthig war, wurde sie von Ihnen geleistet,

oft ohne zu wissen wie und woher. Sie haben der Kirche gehuldigt, sie nie vernachläßigt und dadurch ein schönes Beispiel gegeben, daß man bei allem irdischen Reichthum auch ewige Güter zu sammeln habe. Die Zeit der Pilgerschaft wurde von Ihrer Seite gehörig benutzt; möge der Eintritt in die Ewigkeit, ob er jetzt oder in spätern Jahren erfolge, Sie zum Throne des Vaters, dem Urquell der Liebe führen, dessen Geist Sie bisher leitete und Ihnen die Gesetze der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit und aller christlichen Tugenden in die Seele legte."

Dieser Zuspruch schien sie merklich gestärkt zu haben. „Ich danke Ihnen," erwiederte sie, „für den Trost, den Sie mir geben. Noch in dieser Stunde machte ich mir Vorwürfe, so selten an Ihre Lehren und an Gott gedacht zu haben. Ich war zu glücklich, so unaussprechlich glücklich, daß ich mich oft vergebens bemühte, es auszudrücken. Kann Gott ein Glück, das man als solches erkennt, minder gnädig ansehen, als Unglück, so muß ich verzagen. Wenn aber die Dankbarkeit, die ich stets empfunden, wenn der Kampf, den ich seit einigen Tagen kämpfte, auch in die Wagschale gelegt werden, dann hoffe ich eine Ausgleichung, wenn auch nicht bei der ewigen Gerechtigkeit, doch bei der ewigen Liebe zu finden. Nur Eines beunruhigt mich, über einen Zweifel finde ich keinen Trost in der unendlichen Güte Gottes: Mein Kind ist todt! Kann oder wird Gott es meinetwegen in's Leben rufen?"

Der Decan wurde bei dieser Frage ein wenig verlegen; doch sein heißer Wunsch, zu trösten, hauptsäch-

lich aber die Unerschöpflichkeit biblischer Trostgründe gaben seinem Munde Worte der Erbauung, und er tröstete also:

„Die Kraft der christlichen Religion ist groß, und wer Vertrauen zu ihr hat, bauet auf einen festen Grund. Ihr Kind ist in Gottes Hand, todt für diese Welt; dort aber kann der Hauch der Liebe es beleben für eine reinere Laufbahn. Zwar ist der Gedanke: was hier todt zur Welt kam, wird jenseits dennoch leben, dem irdischen Verstande unerfaßlich; allein wer kann der ewigen Liebe eine Grenze setzen und sagen: bis hieher wirkt sie und nicht weiter? Der Erlöser selbst, als die Apostel ihn fragten: ob diese oder jene auch fortleben und in's Himmelreich kommen würden? antwortete: nach Menschen Weise, nein! der Gnade des Vaters aber ist Alles möglich. Auf diese Gnade wollen wir in unserm Falle vertrauen, und da sie unendlich ist, so wird sie ein Mutterherz nicht darben lassen, da in einem solchen der reinste und unbefleckteste Abglanz der Liebe ist."

Sie dankte dem würdigen Tröster mit unaussprechlicher Rührung und sprach: „Wie wohl ist mir bei der Gewißheit, die Sie mir geben. Mein Kind lebt, es muß leben durch meine Liebe und die unendliche Liebe Gottes, der uns Alle zum Glücke der Liebe geschaffen. Komm' es, wie es wolle, ich bin bereit, mich seinem Willen ohne Furcht zu unterwerfen."

Sie schwieg. Ungefähr zwei Minuten lang herrschte eine Stille, als wenn der Tod bereits sein furcht-

bares Panier aufgeschlagen hätte. Aber nun begann sie auf's Neue, indem sie Gomphardts Hand zu fassen suchte, und sprach: „Wie sehr ich Dich liebe und geliebt habe, weiß Gott allein. Jetzt scheide ich von Dir.“ — Gomphardt wollte sprechen, sie ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen und fuhr fort: „Tröste mich und Dich nicht vergeblich! Die Stunde der Trennung ist gekommen. Murre nicht und denke: Was Gott thut, ist wohl gethan. Ich gehe voran und werde dort mit unserm Kinde Deiner harren. Jenseits ist das Land, wo keine Trennung mehr ist. Dort wird, wenn es möglich ist, eine noch innigere Liebe uns verbinden; dort wird kein Kummer und kein Tod uns betrüben, und was unsere Seelen hier begonnen, werden sie fortsetzen ohne Unterbrechung und Ende. Fasse Dich! der Richter naht — ich bin gefaßt — unser Aller Erlöser — wird mich — zum Vater führen.“

Die letzten Worte sprach sie, Sylbe für Sylbe, immer langsamer, öffnete noch einmal den Blick nach Oben und verschied.

Der Arzt sagte mit bebender Stimme: „Sie hat ausgerungen.“ — Der Decan hob die Hände und betete: „Gott nimm sie auf in das Reich Deiner Heiligen.“ — Gomphardt stürzte an ihrer Seite nieder, klammerte sich fest an's Bett und wimmerte und klagte, daß man anfing, für ihn besorgt zu werden. Der Decan versuchte es, ihn zu trösten, er hörte ihn nicht. Alle Anwesenden baten ihn, sich zu fassen. Er sprach heftig: „Ich will mich nicht fassen. Ich habe Alles verloren und darum will ich nur meinem Schmerze le-

ben und nichts Anderes suchen, als was ihn vermehren kann."

Man ließ ab, in ihn zu dringen, nur verabredete man sich, ihn nicht allein zu lassen und Sorge zu tragen, ihn vor Gewaltthätigkeit gegen sich selbst zu schützen.

Die Trauer.

Nachdem man Gomphardt den andern Tag nur mit Mühe bewegen konnte, sich von der Leiche zu entfernen und auf sein Zimmer zu begeben, um den Leichenfrauen nicht hinderlich zu seyn, kam der Decan, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Gomphardt würdigte ihn kaum eines Blickes und sprach mit dumpfer Stimme: „Für mich ist Alles todt." Der würdige Geistliche näherte sich ihm und sprach mit herzlicher Eindringlichkeit: „Sie haben viel verloren, und es würde wenig helfen, die Größe Ihres Verlustes geringer machen zu wollen, als sie ist. Nein! indem wir die vollkommenen Tugenden der Vorangegangenen zu würdigen suchen, bereiten wir uns den sichersten Trost und stärken unser Herz mit Gefühlen der Liebe einer höhern Welt, wohin sie zwar vorangegangen, aber doch mit uns auf's Engste verbunden bleibt."

Gomphardt, der nicht zu hören schien, was der Decan sagte, erhob seinen Blick und sprach: „Sie sind ein würdiger Geistlicher! Sie haben sich von jeher mit freundschaftlicher und väterlicher Sorgfalt unserer angenommen! Auch jetzt im Unglücke verlassen Sie mich nicht. Wenn etwas mich trösten könnte, so wäre es die Gewißheit, daß noch eine Seele lebt, die Theil an meinem Schicksale nimmt. Allein die Liebe zu meiner Frau ist so eng mit der Geschichte meines innern Daseyns verflochten, daß ich noch nicht absehen kann, wie ich ohne sie leben werde."

Der Decan hörte nicht auf, in ihn zu dringen und ihm die Nothwendigkeit darzustellen, sich zu fassen. Um diesen Zweck sicherer zu erreichen, bat er ihn, sich niederzulegen und durch einen schon lange entbehrten erquickenden Schlummer zu stärken. — Gomphardt wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, endlich aber gab er den wiederholten Bitten nach und legte sich, zwar in den Kleidern, auf ein im Zimmer stehendes Bett, wo er nach einigen Minuten schon in tiefen Schlaf verfiel.

Drei Stunden schlief er fort. Als er erwachte und sich in solcher ungewöhnlichen Lage erblickte, fiel ihm auf einmal wieder das ganze Gewicht seines Verlustes auf die Seele. Er begab sich in die Zimmer seiner Frau, sich zu erkundigen, ob er sie noch nicht sehen könne. Man vertröstete ihn bis nach einer Stunde. Indessen war auch der Küster gekommen, um anzufragen, wann und auf welche Art das Begräbniß stattfinden solle. Gomphardt fühlte sich durch diese Anfra=

ge heftig erschüttert und entgegnete: ob denn Niemand anders diese Bestellung übernehmen könne. Der Küster gab ihm zu bedenken, daß Herr Gomphardt selbst hierüber entscheiden müsse, weil kein Anderer, aus Furcht zu viel oder zu wenig zu thun, sich darauf einlassen werde. „Wohl," sprach Gomphardt, „so werde ich Grab und Sarg bestellen, werde Alles thun, ihren Leichnam der Erde wiederzugeben, woraus er für mich, als die köstlichste aller Blumen, die Sterbliche beglücken können, entnommen wurde und so tief in meinem Herzen gewurzelt hat."

Er schritt sogleich ans Werk, ließ Allen, die in einem solchen Falle beschäftigt sind, die nöthigen Aufträge zukommen und sandte Boten an seine Freunde und Bekannte in der Nachbarschaft, um sie von seiner Trauer in Kenntniß zu setzen. Indessen war die Leiche angekleidet und auf einem Ruhebett im Wohnzimmer der Verblichenen dem Anblick theilnehmender Freunde zur Schau gestellt. Gomphardt, dem man es angezeigt hatte, begab sich dahin, sah sie gleich einer schlafenden Heiligen vor sich und hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Nun trat er zu ihr, faßte die kalte Hand und schauderte. „Sie ist todt," stammelte er; „solche starre Kälte darf dem Leben nicht nahen! Sie ist todt und sieht und hört meinen Jammer nicht." Nun schwieg er, setzte sich zu ihr auf einen Stuhl und wich den ganzen Tag nicht von ihrer Seite.

Den andern Tag kamen Besuche, denen er sich widmen mußte; auch beschäftigten ihn die sonstigen

Anordnungen so vielfältig, daß er nur auf Augenblicke Zeit gewann, die Entschlafene zu sehen. Und so ging es fort bis zum Begräbnißtag.

Der Augenblick, wo der Sarg die Hülle eines geliebten Gegenstandes aufnimmt und dann geschlossen wird, bleibt für die Hinterbliebenen immer der erschütterndste; wenn man aber bereits gesehen, wie der todte Körper nach und nach stets erdartiger wird, so mischt sich in den Schmerz das Gefühl der Nothwendigkeit einer solchen Handlung, und man erträgt, was man vorher kaum zu denken wagte. So auch hier. Gomphardt bebte, als sich die theure Hülle seinen Augen entzog, allein er behielt Kraft, es zu ertragen und dem Begräbnißacte mit einer Standhaftigkeit beizuwohnen, die Alle, die vorher um ihn besorgt waren, in Verwunderung setzte. „Es ist geschehen," sprach er, als der Decan, mit ihm zu Hause angelangt, ihm noch Trost zu geben suchte. „Es ist geschehen," wiederholte er; „sie ist fort und kehrt nimmer wieder. Ich kann's nicht ändern und muß es tragen." Der Decan erwiederte: „So spricht der Mann, dessen Blicke aufwärts schauen, der sich dem Rathschluß Gottes fügt. Ich verlasse Sie, bitte aber, mir zu erlauben, Sie täglich zu besuchen, um aus Ihrem Munde die Ueberzeugung zu schöpfen, daß edle Herzen nicht verzagen." Gomphardt dankte ihm und bat ihn, ja sein Versprechen zu erfüllen, weil nur er die Tugenden der Abgeschiedenen gekannt und wissen könne, wie groß die Wunde sey, die der Tod seinem Herzen beigebracht.

Der Decan entfernte sich. Die Hausbewohne

gingen an ihre gewöhnlichen Geschäfte, und Gomphardt blieb sich nun selbst überlassen.

Der Decan besuchte ihn alle Tage pflichtlich, aber die Aeußerungen desselben hatten, sobald die Rede auf ernste Lebensverhältnisse kam, einen zu apostolischen Charakter für Gomphardts schlichtes Gemüth und gewährten selten die Stärkung, die er bedurfte. „Mein Glück," äußerte er einmal nach einer solchen Unterredung, „hat mich den Menschen entfremdet, sie verstehen mich und ich sie nicht mehr. Um jedoch Sie, theurer Herr Decan, in den Stand zu setzen, meine Lage gehörig beurtheilen zu können, bitte ich Sie, einen kurzen Umriß meiner Jugend- und Bildungsgeschichte anzuhören; alsdann wird Ihr Edelmuth mich entschuldigen, daß ich mich dem Schmerze unmännlich überlasse."

„Sie wissen, daß ich als Knabe schon meine Aeltern verlor. — Im Knabenalter lernt man selten den Werth, von Vater und Mutter geführt zu seyn, gehörig schätzen. Sie starben, und ich weinte, weil es Andere thaten, ernstlich mit, aber den Eindruck, wovon man mich ergriffen wähnte, spürte ich nicht. Erst als ich reifer wurde und auf die Universität kam, fühlte ich, wie viel ich gegen Andere entbehrte. Wenn zur Zeit der Ferien meine Kameraden ihre Aeltern besuchten, ging ich in das Haus meines Onkels, der gewissenhafte Rechnung über meine Ausgaben führte, aber mit keinem Herzen voll Liebe mich bewillkommte. Ich hatte noch mehrere Verwandte, und es kam mir oft vor, als wenn sie mich zur Zeit der Ferien unter

sich vertheilten, damit ein jeder an der Last, mich einige Wochen zu beköstigen, ohne dafür eine Entschädigung anrechnen zu dürfen, Theil nehmen sollte. Auch das Universitätsleben, was so viele noch im hohen Alter für die schönste Zeit ihrer irdischen Laufbahn halten, gab mir keine Gelegenheit, die Gefühle meines Herzens zu wecken und ihnen eine bestimmte Richtung zu geben. Da ich weder Jurisprudenz, Medicin, noch Theologie studirte, folglich keiner Facultät angehörte, konnte ich mich nicht leicht an Burschenverbindungen oder andere Gesellschaften anschließen und blieb mir auf diese Art beinahe selbst überlassen, welchen Zustand ich für meine Studien dergestalt benutzte, daß ich in einem Jahre mehr, als mancher Andere in dreien lernte. Naturgeschichte, Weltgeschichte, Philosophie, Mathematik, Kameralwissenschaften, Landwirthschaft und neben diesen noch das Studium alter Sprachen waren die Fächer, die ich mit Ernst betrieb, und in denen ich solche Fortschritte machte, daß man glauben konnte, ich werde mich in Zukunft der Gelehrsamkeit gänzlich widmen und einige dieser Zweige theoretisch und öffentlich bearbeiten. Allein trotz der Liebe zu den Wissenschaften konnte ich die Zeit meiner Majorennität kaum erwarten, um dem Stadtleben zu entrinnen und in offener Natur Gefühle zu befriedigen, die ich oft ahnend in meinem Innern empfunden hatte, ohne ihnen einen Namen geben zu können. Die Zeit meiner Minderjährigkeit ging endlich vorüber. Ich kam hierher, sah mich, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, zuerst nach einer Frau um, und der Himmel führte mir, als wenn er alles bisher Ver-

säumte gut machen wollte, ein Wesen zu, das mir Vater, Mutter, Geschwister und Gattin war, das mich erst lehrte, was leben heißt, das Alles in sich vereinigte, was Menschen erheben und beglücken kann, das mich, mit einem Worte, zum Menschen gemacht. Und jetzt, da sie mich empor gehoben, da sie in mir die Fähigkeiten zur schönsten Veredlung und Vervollkommnung meiner Natur geweckt hat, jetzt, da ich ihr vergelten könnte, wird sie mir entrissen, und ich muß wieder in die Nacht, woraus sie mich befreit hatte, zurücksinken und dem blinden, herzlosen Zufall mich überliefert sehen. Ehe ich meine Frau kannte, war mein Leben ein bedeutungsloser Traum, der nicht die geringste Realität hinterließ. Mit ihr gewann er Sinn und Bedeutung, weil mein Herz lebendig wurde. Jetzt stehe ich wieder allein, die Sonne des Lebens ist mir untergegangen, und darum finde ich keinen Haltpunkt für die Zukunft; darum kann ich es mir noch nicht denken, wie ich ohne sie werde leben können."

Der Decan hatte diese Geschichte mit großer Aufmerksamkeit angehört. Nach Beendigung derselben erhob er sich von seinem Sitz, ging einigemal gedankenvoll im Zimmer auf und nieder und sprach, indem er vor Gomphardt stehen blieb, folgendermaßen:

„Ihre Geschichte, ohne gerade etwas Besonderes zu enthalten, ist so eigener Art, daß man nur mit Hülfe derselben in den Stand gesetzt wird, Ihren Verlust und Ihre Gemüthsstimmung richtig zu beurtheilen. Doch beruhigen Sie sich! Das Vermögen, den Werth Ihrer verstorbenen Gattin so umfassend wür-

digen zu können, wird Ihnen auch Kraft verleihen, den Werth des Lebens überhaupt immer deutlicher begreifen zu lernen. Sie ist vorangegangen, wir werden ihr folgen und dort vollenden, was wir hier begonnen. Entschlagen Sie sich dem Gefühle der Trauer nicht! sie ist Ihnen jetzt Bedürfniß; allein bedenken Sie, daß Sie sich durch Befriedigung dieses Bedürfnisses einer heiligen Schuld entledigen, die, je reiner sie abgetragen wird, desto erquickender für uns seyn muß. Trauer ist nöthig, ist im vorliegenden Falle eine Frucht der Liebe; wenn sie aber zu mächtig wird, wenn sie uns gänzlich zu beherrschen droht, dann ist sie eine Wucherpflanze, die alle Nahrungsstoffe um sich her an sich zieht und die edlern Keime vernichtet. Uebermäßige Trauer kann zur Härte, zum Menschenhaß führen und uns vom Wege der Liebe abbringen, worauf allein das Gedächtniß an eine theure Vorangegangene würdig gefeiert werden kann."

Gomphardt schien auf diesen Zuspruch merklich ruhiger zu werden. Er sprach: „Sie haben Recht, Herr Decan! Trauer ist eine Frucht der Liebe, und als solche soll sie nicht zerstörend, sondern wohlthätig wirken. Da, wo Liebe war, herrscht nun Trauer, und in so fern diese Trauer auch Liebe ist, soll sie mir angenehm seyn und mich mit Amalien verbunden halten. Ich danke Ihnen für diesen Trost und sehe nun erst ein, wie reich Ihr Gemüth an edlen Gefühlen seyn muß, da Sie im Stande sind, Saiten zu berühren, die der Trauernde oft allein zu vernehmen glaubt. Sie haben die innersten und wohlklingendsten Saiten meines Herzens

berührt, ich werde ihren Klang mit stiller Hingebung belauschen und dadurch eine Resignation gewinnen, welche mir keine Schulphilosophie zu geben im Stande gewesen wäre."

Der Decan freute sich über diese Wendung der Gemüthsstimmung, und nachdem er noch einige Worte zu Bekräftigung derselben hinzugefügt hatte, entfernte er sich mit dem beseligten Bewußtseyn, seinem Berufe, Betrübte zu trösten, pflichtmäßig nachgekommen zu seyn.

Die Resignation.

Gomphardts fernere Trauer, sein Hinbrüten und seine Unentschlossenheit in Allem, was er in der ersten Zeit unternahm, werden hier, als nicht zur Sache gehörend, übergangen. Er überließ sich den Eindrücken des Gefühls; wohin ihn dieses zog, nährte er es mit Bildern der Erinnerung aus den Zeiten seines Glückes. Aus diesem Grunde beschäftigte er sich einige Tage mit der Hinterlassenschaft seiner Frau und ließ endlich Alles zur bequemern Durchsicht auf sein Zimmer bringen. In einer Chatulle fand er unter Rechnungen, Briefen und Büchern auch ein Tagebuch derselben, welches sie im Hause ihrer Tante, worin es ihr nicht zum Besten ergangen, gehalten und alle ihre Empfindungen darin niedergelegt hatte. Im Eingange des-

selben heißt es: „Das menschliche Herz muß sich aussprechen, mittheilen können. Da ich hier keine gleichgestimmte Seele finde, so sollst du, kleines Buch, meine Freundin seyn, deren Inneren ich meine Gedanken und Gefühle anvertraue."

Gomphardt fühlte sich durch diese Idee wunderbar ergriffen und sprach: „Ja, Amalie, du hast Recht, das menschliche Herz muß sich aussprechen, mittheilen können, sonst ist es ein Licht, dessen Strahlen keinen Wendepunkt finden und sich spurlos verlieren. Amalie! Du warst, als Du in meinem Hause waltetest, mir Vorbild und Lehre, auch jetzt noch bist Du es! Dein edles Gemüth fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen, und da menschliche Herzen Dir nicht zugänglich waren, so genügte Dir dieses Buch. Deinem Beispiele werde ich folgen und in einem eigenen Tagebuch meine Gedanken und Gefühle niederschreiben, um wenigstens mich selbst zu vernehmen und meine Wünsche, Hoffnungen und Zweifel kennen zu lernen.

Er untersuchte noch andere Bücher und Schriften von ihrer Hand und fand endlich ein Buch, das noch ganz neu und unbeschrieben bloß den Titel enthielt: Rechnungsbuch für unbestimmte, aber pflichtgemäße Ausgaben! „Was soll dieser Titel heißen?" fuhr Gomphardt zu überlegen fort. „Unbestimmte aber pflichtgemäße Ausgaben! — Giebt es solche? und wie kann das Unbestimmte pflichtgemäß seyn? Daß ich sie nicht fragen kann! Wie schön würde sie es deuten! — Nicht nur dem kalten, schon vorher bestimmten Gesetze lebte sie, sondern auch dem, das in ihr Herz geschrieben war,

und überall, wo es der Augenblick erheischt, in Ausübung gebracht werden muß. Dieses Buch soll mein Gesetzbuch seyn: in ihm werde ich mich fragen, welches Gesetze des Herzens und welches Vorschriften der kalten Vernunft sind."

Die Untersuchung der vorliegenden Gegenstände hatte ihn so sehr beschäftigt, daß der Abend da war, eh' er sich's versah. Er ließ sich das Nachtessen bringen, brachte nachher Alles wieder in Ordnung und begab sich zur Ruhe, fest entschlossen, von morgen an sein Vorhaben, ein Tagebuch zu führen, ohne alle Unterbrechung in's Werk zu setzen.

Den Tag darauf ereignete sich nichts Erhebliches. Als Abends sich Alles von der Arbeit zurückgezogen hatte, setzte sich Gomphardt an's Schreibepult und begann die Arbeit, nachdem er sich vorher selbst das Versprechen gegeben hatte, mit unumwundener Freimüthigkeit alle Gefühle und Gedanken niederzuschreiben.

W. den 12. October.

Acht Tage nach der Beerdigung meiner über Alles theuren, unvergeßlichen Frau unternehme ich es, für mich ein Tagebuch zu gründen, worin ich Alles aussprechen werde, was Gefühl und Verstand mir eingeben.

Aus Gefühl und Verstand besteht der Mensch; und wenn auch jetzt mein Gefühl vorherrschend ist, so giebt es doch dem Verstande Gelegenheit, über Manches nachzudenken, wessen er in ruhigem Gemüthszustande entbehren müßte.

Das Gefühl herrscht; aber der Verstand geht ihm als Kritik zur Seite und hindert es, sich auf Abwege zu verlieren.

Abwege des Gefühles sind, wenn es die Bahn der Liebe verläßt, empfangene Wohlthaten vergißt, wohl gar feindlich sich gegen den Wohlthäter kehrt. Auf solche Abwege kann ich nicht gerathen, so lange ich, Amalie, Deiner gedenke. Mag dieses Angedenken mich auch mit Trauer und Schmerz erfüllen, so sind Trauer und Schmerz Zeugnisse der Liebe, des Dankes und der Anerkennung alles dessen, was Du mir warst und an mir gethan, noch Wohlthaten für mich. Ja, Amalie, Du warst mein Alles, und indem ich hier schreibe, spreche ich mit Dir und betrüge liebend mein Herz, um ihm einige Augenblicke Ruhe zu schaffen, desto inniger wieder über Deinen Verlust trauern zu können.

Zwar spricht man, fühlen und denken sey ein Unterschied. Gefühle, behauptet man, können nicht denken und weist ihnen dadurch die natürliche Stufe des Thierlebens an, welches sich nicht über den Instinkt erhebt. Diejenigen, die auf solche Art sprechen, kennen die Liebe nicht, haben nie wahrhaft geliebt, sonst müßten sie wissen, daß die Gefühle einer reinen Liebe eine Art Allwissenheit besitzen, vor welcher die feinste Logik verstummen muß — und daß sie eine Sprache reden, gegen welche die Phrasen mancher Dichter und Gelehrten nur dunkle Andeutungen sind. Die Gefühle des Menschen sind höherer Natur; aus ihnen entspringt das Vermögen, zu denken. Wer nicht menschlich fühlen kann, ist auch nicht vermögend, zu denken, darum

werde ich dem Gefühle leben und, was es mir sagt, glauben und durch die That bekräftigen.

Den 13. October.

Hier bin ich wieder, um mich, Amalie, mit Dir zu besprechen.

Du warst und ich bin!

Du warst! Wie grausenhaft dringt diese Vorstellung mir durch alle Nerven meines Leibes und macht mir beinahe das Mark in den Gebeinen erstarren. Du warst, sprechen die Sinne; Du bist, spricht das Gefühl. Wem darf ich glauben?

Ich habe mir vorgenommen, stets dem Gefühle zu glauben und zu gehorchen. Doch sind die Wahrnehmungen der Sinne nicht auch Gefühle? — Wenn das Auge sagt: ich sehe nicht — das Ohr: ich höre nicht — giebt es da noch ein Gefühl, das behaupten kann: man sehe auch, ohne zu sehen, man höre, ohne zu hören. Gefühle sind practischer Natur; was sie nicht erregt, nicht auf sie einwirkt, ist für sie nicht vorhanden. Amalie! Dein entflohenes Bild lebt noch in mir, wirkt auf mich ein! Ist dieses hinreichend, mir unwiderleglich zu sagen: Du seyest, Du lebest noch?

Wer stellt mir diese Fragen? Der Verstand oder das Gefühl?

Der Verstand weiß nichts, als daß man ihm gesagt hat, die Seele lebe nach dem Tode noch fort. Das Gefühl wünscht den Fortbestand, und darum wird es so mächtig von der Aussicht desselben ergriffen. Der Verstand definirt und achtet die Definition höher als

die Sache selbst. Das Gefühl will leben, verlangt aber, um sich gänzlich zu beruhigen, factische Beweise.

Wo gerathe ich hin? Ich stelle ein Verlangen auf, das sich nie verwirklichen kann. Das Gefühl arbeitet hier in einem Abgrund, aus welchem es keine Hoffnung auf Befreiung sieht. Ehemals, ja ehemals, so lehren die heiligen Bücher, kehrten die Todten zurück und gaben von ihrem Fortbestand Kunde. Kann, was ehemals geschah, nicht auch jetzt noch geschehen? — Amalie! ich zittere, indem ich dieses schreibe. Amalie! Du könntest die Zweifel lösen, die mich drücken, könntest mir sagen, ob Du nur warst, oder ob Du noch bist!

Welch' Begehren steigt in mir auf? Ist es denn möglich, hier zu zweifeln, wo die ganze Welt zu glauben scheint! Wer kann den Zweifeln wehren, wenn sie kommen? Sie sind wie die Mücken im Sommer; wer mag diese verscheuchen?

Der Priester spricht: die Religion besiegt jeden Zweifel. Er spricht's! doch wissen wir wohl, ob er nicht selber zweifelt? — Was er lehrt, geschieht aus Amtspflicht; von seinen Zweifeln hat er keine Rechenschaft zu geben. Amalie! Du könntest mich befreien von der Ungewißheit, worin ich schwebe.

Ich darf diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, sonst gerathe ich in ein Labyrinth, woraus kein Ausgang mehr ist. Amalie! warum hast Du mich verlassen? Warum muß ich durch Deinen Tod in eine Lage kommen, wo ich an Gott und Unsterblichkeit zweifelhaft werde?

Den 14. October.

Ich bin allein! Dieses Bewußtseyn drückt mich beinahe zu Boden. Ich war auf ihrem Grabe und hätte es aufwühlen mögen, um zu ihr hinunter zu steigen. — Tod, du bist furchtbar, bist der Räuber alles Glückes und machst die ganze Natur um uns her zu einem Leichenhause. Warum bist du in der Schöpfung? Wer giebt dir die Macht, die heiligsten Empfindungen des Lebens auszulöschen und in deinen Eisesarmen erstarren zu machen? Herrscht denn keine ewige Liebe in der Natur? Besitzt sie keine Gewalt, dich zurückzuschrecken, wenn du deine Hand gegen verbundene Herzen ausstreckst? Fast muß ich an einer ewigen Liebe zweifeln, weil du Geschöpfe trennen darfst, die sich ewige Treue geschworen und durch Treue glücklich waren! Ewige Liebe! kannst du es dulden, daß der Tod in dein Eigenthum bricht und die reinsten Gefühle entweiht? Ewige Liebe! ich werde ungewiß an dir, werde ungewiß an Allem, was mir sonst heilig war, und quäle mich ab in einem furchtbaren Kampfe, wo keine Hoffnung eines Sieges mir winkt. O laß mich, ewige Liebe, wenn du bist, nicht von dir abfallen, damit ich durch den Glauben an dich noch Stärke behalte, mein Leben zu fristen und nicht schmählich unterzugehen.

Du — nein, nicht du, der Tod hat mir Alles entrissen, doch du hast ihn nicht gehindert, den Raub zu begehen! Stimmt das mit dem Begriff einer unendlichen Liebe überein? Nein, es stimmt nicht überein, und darum mußte ich, wenn ich nicht geliebt hätte und noch liebte, an der Liebe verzweifeln.

Ich darf mich nicht weiter aussprechen. Ich sehe ein, daß ich frevle, aber mein Herz, mein Gefühl treibt mich dazu, und was dieses spricht, soll ja Wahrheit seyn. Amalie! warst Du nur, oder bist Du noch! Ich könnte mich trösten, wüßte ich gewiß, daß Du noch lebest! Aber durch mein unseliges Zweifeln ist mir vollends jede Aussicht auf Trost benommen, und ich stehe wie ein Verirrter, der jede Hoffnung, den Weg aus der Wüste zu finden, — verloren.

Den 15. October.

Hier sitze ich wieder vor meinem Spiegel. Doch die Bilder, die er mir zeigt, sind mehr zurückschreckend, als anziehend.

Es ist etwas Anderes, ein Tagebuch zu halten, wo man nur die Ein- und Ausgaben und die zufälligen Ereignisse des Tages, oder aber seine Gefühle und Gedanken, welcher Art sie auch seyn mögen, unparteiisch niederschreibt. Das Erste hat keinen moralischen Einfluß; das Zweite aber ist eine Art Gottesgericht, wo Schwäche und Frevel einander gegenüber stehen, in deren Mitte die Wahrheit mit unbestechlicher Wage zu Gericht sitzt und in unserm Innern das Urtheil spricht.

Wahrheit, spricht man, sey das Vollkommenste in der Schöpfung. Steht Wahrheit über der Liebe? Können sie nicht Hand in Hand gehen? Finsterer Weg, auf den ich abermals gelange! Soll ich denn keinen Lichtpunkt mehr finden?

Die Liebe hat mein Herz tödtlich verwundet; kann

Wahrheit diese Wunde heilen? Für mich giebt es nur eine Wahrheit, zu wissen, ob Amalie lebt. Ist das, so ist Liebe die Wahrheit, und ich wandle auf ihrem Wege. Ist Liebe nicht Wahrheit, dann muß ich mir andere Wege suchen und mich, so gut als möglich, um die Zeit meines Daseyns betrügen.

Ein Mittel, nur eines giebt es in der ganzen Schöpfung, das mich befriedigen könnte. Ich habe es aus Mangel an Muth noch niemals deutlich ausgesprochen. Muthlosigkeit in einem zerrütteten Herzen ist negative Wahrheit, denn sie ist, was sie nicht seyn sollte. Muth aber bleibt unter allen Umständen eine Tugend und aus Muthlosigkeit nicht tugendhaft seyn zu können, entehrt uns vor uns selber und alle Ansprüche auf Realität gehen verloren. Ich fasse Muth und spreche mein Begehren aus, von dessen Erfüllung oder Nichterfüllung, die Richtung meines künftigen Lebens abhängt. Amalie! die mir Alles war, deren Bild ich im Herzen trage, an Dich wende ich mich und beschwöre Dich:

Blicke aus dem unbekannten Jenseits zu mir herüber! dringe durch das Grab, zeige und gieb mir Gewißheit, daß Du noch lebst. In ältern Zeiten verließen die Todten ihre Gräber und zeigten sich den Zurückgebliebenen. Bei der Verherrlichung Christi traten schon längst Verstorbene aus ihrer engen Behausung, und verkündeten frommen Seelen die Auferstehung von den Todten. Nicht durch prunkende Lehren, durch Zeugnisse von Jenseits stärkte die ewige Liebe die verzagten Herzen. Auch ich zage, auch ich bedarf der Stärkung, und wer kann sie mir williger und überzeugender geben, als Du

die durch Bande der innigsten Liebe an mich gebunden ist. Amalie! gieb Du mir Zeugniß, laß mich Dich sehen, hören oder fühlen, jedoch so, daß kein Zweifel an der Zuverlässigkeit Deiner Offenbarung möglich ist, dann erhält mein Glaube an eine ewige Liebe, an Gott und Unsterblichkeit eine solche Stärke, die nichts mehr zu erschüttern im Stande seyn wird. Gewährst Du meine Bitte nicht, so versinke ich in die Nacht eines Unglaubens, wo kein Licht einer höhern Wahrheit leuchtet und der Sonnenschein jeder Hoffnung verschwindet.

Ich schließe hier und harre Deiner, Amalie, bei Tag und Nacht. Dieses Buch bleibe so lange unbenützt, bis ich weiß, ob Du mich erhören wirst oder nicht. Amalie, komm, komm zu mir, damit ich nicht durch die Gewißheit, Dich für immer verloren zu haben, an Gott und Ewigkeit des Lebens verzweifle!

Er schloß den Schreibtisch und flehte, ehe er sich zur Ruhe legte, um Erfüllung seines Wunsches. Morgens that er, bevor er an seine Geschäfte ging, dasselbe, und so sechs Wochen lang, ohne jedoch die geringste Aufklärung zu erlangen. Während dieser Zeit wurde er immer ernster und verschlossener, so daß der Herr Decan es für Pflicht hielt, ihn zu besuchen und zur Rede zu stellen.

Der Unglaube.

Der Herr Decan zögerte in seinem Vorhaben nicht lange und stattete gleich den andern Tag bei Gomphardt einen Besuch ab. Er suchte so geschickt als möglich die Einleitung zu treffen, den Gemüthszustand des Letztern zu erforschen und ihm, wenn er es bedürfe, Balsam des Trostes zu reichen. Gomphardt empfing ihn zuvorkommend, hörte die Ursache seines Besuches ruhig an und sprach: „Herr Decan, ich kenne Ihre Theilnahme an meinem Schicksale und werde Ihnen die Falten meines Herzens aufdecken und nichts verschweigen, was darin vorgeht."

„Sie haben gesehen, wie mich der unerwartete Tod meiner Frau erschütterte, wie ich Trost suchte und mich an jedem Schimmer desselben, wenn auch nur auf Augenblicke, festzuhalten strebte. Zu meiner Niedergeschlagenheit gesellte sich endlich auch noch der Zweifel, ob sie noch lebt, ob ich sie wiedersehen werde. Wer da weiß, was Seelenleiden sind, wird meinen Zustand begreifen. Des Glückes, das mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, beraubt, unfähig, irgendwo bleibenden Trost zu finden, wandte ich meinen Blick nach Jenseits, um mich an der Aussicht des Wiedersehens zu stärken, da verdunkelte sich auch diese. Ich dachte über die Art und Weise und zugleich über die Möglichkeit ihres Fortbestandes nach und verlor endlich alle Fäden, die mich mit der Zukunft verbunden hatten, aus der Hand und sah mich auf dem Punkt,

sagen zu müssen: „Es giebt kein Leben nach dem Tode, — es giebt kein Wiedersehen!“

Der Decan erschrak bei diesem Ausspruch heftig. „Herr Gomphardt,“ sprach er, „welche Rede ist Ihrem Munde entschlüpft? Kein Leben nach dem Tode! Keine Freiheit nach dem Druck der Zeit! Kein Lichtzustand nach der nothwendigen Verwandlung aus dem Irdischen in's Geistige, wo unser wahres Leben erst beginnt! — Mein Freund, verbannen Sie solche Gedanken und übergeben Sie sich nicht einem tödtenden Unglauben, der, indem er die Gegenwart trübt, uns den Eingang zu einer glücklichen Zukunft versperrt.“

Gomphardt wußte nicht, was er antworten sollte. Seine natürliche Gutmüthigkeit hielt ihn ab, den Decan durch Widerspruch zu kränken, und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, einen Glauben zu heucheln, der ihn so gänzlich verlassen hatte. Endlich sprach er: „Herr Decan! werden Sie nicht ungehalten über ein Bekenntniß, das ich vor Ihnen abzulegen für Pflicht hielt. Wofern Sie Mittel besitzen, mich von der Last meines Unglaubens zu befreien, so theilen Sie mir solche mit! Sie werden willige Ohren, und wenn ich auch nur einen Schimmer von Hoffnung erblicke, ein empfängliches Gemüth finden. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich nicht heuchle. Der Arzt, der die Krankheit seines Patienten nicht kennt, wird dessen Gesundheit nicht herstellen. Betrachten Sie sich als Arzt und mich als Kranken, den Sie in der Cur haben, und zählen Sie, wenn es Ihnen gelingt, mich herzustellen, auf meine innigste Dankbarkeit.“

Das Gesicht des Herrn Decan wurde bei diesen Zusicherungen merklich heiterer. „Sie geben mir wieder Hoffnung," fuhr er vertrauungsvoller fort. „Der Kranke, welcher sich der Cur so gutwillig unterwirft, hat schon viel gewonnen, und wenn Ihre gute Natur, das heißt hier, wenn Ihr Herz uns zu Hülfe kommt, so kann der Erfolg nicht anders als günstig seyn. Doch vergönnen Sie, da Ihr Geständniß mich zu sehr überrascht, mir Zeit, über die Art und Weise, Sie zu behandeln, und über die anzuwendenden Mittel nachzudenken. Ich verlasse Sie jetzt und verspreche Ihnen, Sie morgen, wenn Ihnen anders ein so baldiger Besuch nicht lästig ist, wiederzusehen und das Werk der Heilung, wozu Sie mich selbst aufgefordert haben, zu beginnen."

Gomphardt hatte seit einigen Tagen sein Tagebuch wieder geöffnet und fuhr fort, seine Gefühle und Gedanken mit der größten Unparteilichkeit darin auszusprechen. Heute, als schon Alles der Ruhe sich überlassen zu haben schien und ein flüchtiges Schneegestöber an den Fenstern wisperte, setzte er sich an den Schreibtisch und ergoß sich folgendermaßen.

Den 23. December.

Was ich bin, weiß ich nicht — wozu ich bestimmt bin, eben so wenig. Einige sagen, der Mensch gehöre der Zeit, Andere der Ewigkeit.

Zeit und Ewigkeit! wodurch unterscheiden sie sich? Kann die Zeit ohne Ewigkeit und die Ewigkeit ohne Zeit seyn? Die Zeit ist ein Abschnitt der Ewigkeit,

folglich in dieser enthalten. Die Ewigkeit ist aber eine Reihe von Zeitabschnitten, die immer sich erneuen, immer sich wiedergebären und so in Ewigkeit fortlaufen. Der Mensch wird in der Zeit geboren und stirbt in ihr. Der kleine Abschnitt, den er im Buche der Ewigkeit bildet, beginnt in der Wiege und endet im Grabe. Kann, nachdem der Abschnitt zu Ende gegangen, ein neuer desselben Inhaltes folgen? Das wäre doch gewiß gegen alle Ordnung. Der Mensch ist ein Sinnengeschöpf; alle Gefühle und Gedanken entstehen in ihm durch äußere Eindrücke; wenn die äußeren Organe zerfallen, hört alle Thätigkeit der Gefühle und des Verstandes auf, und die Laufbahn ist zu Ende. So lehrt uns die Natur, so die Vernunft und so das Stillschweigen der Ewigkeit, die bei unsern Bitten und Klagen stumm bleibt und uns keines Aufschlusses würdigt. Amalie! an Dich habe ich mich gewendet, Du hättest mich belehrt, wenn Du noch lebtest; Deine Liebe hätte mich im gräßlichsten Kampfe, den Menschen kämpfen können, nicht verlassen. Amalie! noch ist es Zeit! noch kannst Du die Rinde des Unglaubens, die um mein Herz sich gezogen, sprengen und mich mit der ewigen Liebe versöhnen. O komm! rufe ich abermals, und gieb mir den belebenden Trost, Dich wieder zu sehen!

Den andern Tag kam der Decan und begann, nachdem die gewöhnlichen Begrüßungen vorüber waren und Beide Platz genommen hatten, sein Bekehrungswerk mit folgenden Worten:

„Der apostolische Glaube ist ein Licht, das Allen leuchtet, die sich zur christlichen Religion bekennen und durch die heiligen Sacramente in ihre Kirche aufgenommen sind. Dieser Glaube ist die Zeugungskraft des ewigen Lebens, der durch Hoffnung sich nährt und von Liebe durchdrungen in uns eine Wiedergeburt bereitet, die nicht mehr sterben kann, weil sie durch den Glauben an Gott, durch Hoffnung eines ewigen Lebens und durch die Liebe zum Erlöser vom Tode, zum Stifter unserer erhabenen Religion, sich mit göttlicher und unvergänglicher Nahrung erquickt und erst jenseits ihr hohes Ziel erringt. Glaube, Hoffnung und Liebe sind die Pfeiler der christlichen Kirche und bedürfen zu ihrer Würdigung keiner hohen Weisheit, keiner tiefen Gelehrsamkeit, sondern reiner Gesinnungen, eines unverdorbenen, empfänglichen Gemüths und täglicher Selbstmahnung, um durch Uebung einen Grad von Glaubensfestigkeit zu erlangen, die von keinen Phrasen, keiner Schulphilosophie und keinen Einwürfen mehr erschüttert werden kann. Aus diesem kleinen Umrisse werden Sie sehen, wie gefährlich es ist, mit Selbstklugheit an einem Gebäude rütteln zu wollen, das im Gemüthe sein Fundament hat, das auf sichern Säulen steht und immerdar herrlicher wird, jemehr das Licht des Glaubens in uns Herrschaft gewinnt."

Gomphardt fühlte sich ergriffen von dem Eifer seines Freundes, des Herrn Decan, und von dem tiefen Sinn und der lebendigen Darstellung seines Vortrages und sprach: „Ich müßte undankbar, müßte gefühllos seyn, wenn mich Ihr Drang, mir zu helfen.

nicht rührte. Allein mein Dankgefühl ist noch kein Beweis einer geänderten Ansicht. Noch bin ich krank, noch bedarf ich des Arztes, und um Ihnen meine Seelenkrankheit deutlich zu zeigen, erlauben Sie nur einige Worte als Erwiederung auf Ihre Anrede."

„Das Licht des Glaubens hat mich so lange geführt, bis eine erschütternde Lebensepoche meiner Denk- und Gefühlsweise eine andere Richtung gegeben. Wie oft geschieht es, daß man etwas glaubt, und sieht sich nachher betrogen. Die Lehre des Glaubens ist in der Zeit entstanden und kann uns daher nicht für die Ewigkeit reich machen." — „Die Lehre des Glaubens," fiel ihn der Decan in die Rede, „ist zwar in der Zeit entstanden, aber nicht die Religion selbst. Diese hat ihre Wurzel in der Ewigkeit und kann und darf aus diesem Grunde, wenn wir einmal ihren Ursprung in's Auge gefaßt, nicht angefochten werden. Bei der Entstehung des ersten Menschen war sie schon als eine Grundbedingung der menschlichen Natur und als Erlösung vom Tode verheißen. Die erste Menschwerdung aber dürfen wir nicht nach der Geschichte der Völker, sondern als Schöpfungsepochen betrachten, wo Gott aus allem Erschaffenen den ersten Menschen sich entwickeln hieß, und ihn gelehrt, auf eine Erlösung vom Tode und von der Sünde zu bauen. Auf diese Weise knüpft sich die christliche Religion unmittelbar an die Schöpfungsgeschichte an und zeigt uns dadurch ihre Verbindung mit Gott. Nachher pflanzte der Geist derselben sich fort durch die Erzväter, die Patriarchen und Propheten bis zu dem Zeitpunkt, wo sie durch ih-

ren göttlichen Stifter ausgesprochen, vorbereitet und mit dem Tode besiegelt wurde. Auf diesem unerschütterlichen Grunde ruht das Christenthum, das Unsterblichkeit lehrt und uns den Glauben daran durch die Auferstehung des Erlösers zur unerläßlichen Bedingung gemacht."

Gomphardt konnte den Sinn dieses umfangreichen Vortrages noch nicht ganz durchschauen und bat den Herrn Decan, ihm Zeit zu gönnen, das Ganze in sich zu ordnen. Dieser, in der Voraussetzung, jener fühle sich wenigstens halb überwunden, äußerte: „Je kostbarer die Pflanze ist, die wir uns zu setzen vornehmen, desto vorsichtiger müssen wir zu Werke gehen. Erst wenn Grund und Boden gehörig vorbereitet sind, kann die Wurzel der eingesetzten Pflanze ihre Nahrung in sich ziehen. Ich freue mich Ihrer Empfänglichkeit und bin überzeugt, Sie werden mit erneutem Muthe zum Himmel schauen lernen und Alles finden, wornach edle Seelen sich sehnen."

Der Decan entfernte sich und Gomphardt nahm sich vor, die Sache im Spiegel seines Tagebuches heute Abend zu beleuchten.

Den 24. December.

Ich habe das Christenthum von einer andern Seite kennen lernen, ohne jedoch mehr Wahrheit zu gewinnen.

Die christliche Kirche ist in der Schöpfungsgeschichte und in der Zeitgeschichte Israels gegründet. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung waren ungefähr

dreitausend Jahre nöthig, das Fundament zu legen, und viele Jahrhunderte, um die Kirche zu vollenden. Wahr ist es, keine andere Anstalt kann sich eines solchen Grundes und einer solchen Consequenz der Ausführung rühmen. Ist darum aber die Sache triftiger, und sind die Resultate deshalb unfehlbarer? Alles stammt aus Gott, das Gras so gut, als der Mensch. Jenes keimt, wird reif und verdorret. Der Mensch wird geboren, wächst, stirbt und vermodert. Wo ist nun das Gesetz der Unsterblichkeit?

Der Glaube soll uns zum Leben erwecken, die Hoffnung ihn nähren, und die Liebe uns für die Ewigkeit lebendig machen. Wer nicht glauben kann, hat keinen Erzeuger; wer nicht glaubt, kann auch nicht hoffen, und wie ist es möglich, zu lieben, wenn uns Glaube und Hoffnung mangeln? Der Erlöser ist vom Tode erstanden; werden Andere auch auferstehn? Amalie, wenn sie lebte, sie, die geglaubt, gehofft und geliebt hat, würde sie nicht, wenn auch nicht dem Leibe, doch der Seele nach auferstehen und mir Gewißheit ertheilen von einem künftigen Leben, das die Sinne nicht fassen, der Verstand nicht begreifen und alle Kräfte des Denkens nicht erklären können? Wunder giebt es keine, spricht die Philosophie der größten Denker, und somit ist der Stab über das Wichtigste, woran Menschen glauben, gebrochen, insofern Unsterblichkeit das größte Wunder wäre, wo allen Gesetzen der Natur entgegen aus dem Tode das Leben käme.

Viele behaupten zwar, die Natur bestätige dieses scheinbare Wunder, indem aus Allem, was vor unsern

Augen stirbt, neue Wesen, neue Schöpfungstheile hervorgehen. Wahr ist es. Aber das Neue ist ein Anderes, von dem Vorigen Abgesondertes, für sich selbst Bestehendes, und kann auch nicht auf die entfernteste Art als Beweis unseres persönlichen Fortbestandes dienen. Alles dauert fort. Nichts geht zu Grunde, aber die specifische Eigenschaft, die Persönlichkeit flieht mit der Auflösung der verschiedenartigen Stoffe, woraus wir zusammengesetzt sind, und der Tod feiert seinen Triumph beim Verlust unserer Ichheit.

Sage ich dieses mir zum Trost? Nein, zur Trauer. Mit dem Verlust der Hoffnung auf ein Jenseits sind alle Fäden meines Glückes abgeschnitten, und mir bleibt nichts als die kalte Ergebung in mein Schicksal, gegen welches sich aufzulehnen Thorheit wäre, insofern ich davon auch nicht den geringsten Vortheil zöge.

Der Mensch wünscht zu leben. Was wünscht er nicht Alles? und wie wenige seiner Wünsche gehen in Erfüllung? Soll vielleicht daraus, weil die minder wichtigen Wünsche sich so selten verwirklichen, der Schluß gemacht werden können, daß der höchste Wunsch sich desto zuverlässiger realisire? Der Mensch wünscht, der Wunsch treibt ihn zum Glauben, endlich zur Hoffnung, und wenn sich Glaube und Hoffnung vereinigen, kommt die Liebe; so sehen wir es in allen Verhältnissen des Lebens; und da hier die Resultate so selten den Gefühlen entsprechen, so läßt sich keine Folgerung machen, und ich stehe auf demselben Punkte, wo ich gestern gestanden.

Der Herr Decan, um seinem Zöglinge Zeit zu lassen, das Gehörte zu verdauen, kam erst nach fünf Tagen wieder zum Besuch. Mit gutmüthiger Zuversicht redete er Gomphardt folgendermaßen an:

„Ich habe gezögert, Sie zu besuchen, um Sie zu keinen übereilten Zugeständnissen zu verleiten. Ansichten, welche unsere heiligsten Interessen in sich schließen, müssen gehörig geprüft werden können, damit sie, in unser Blut eingedrungen, uns fest halten auf der betretenen Bahn. Doch unverzagt, wenn Sie auch noch nicht so festen Schrittes wandeln, als sie vielleicht wünschen! Wie der Jüngling sich stärkt durch zweckmäßige Thätigkeit, so der Gläubige durch das öftere Insichdringen zur Stärkung des Glaubens. Erlauben Sie mir einige Fragen:

Decan. Haben Sie die Wahrheiten der christlichen Religion geprüft und ihre Kraft erkannt?

Gomphardt. Herr Decan! wenn ich Ihnen gestehen muß, daß ich noch über verschiedene Punkte nicht mit mir einig bin, so bitte ich Sie, mir es nicht übel zu deuten. Es ist eine Art von großer Undankbarkeit, Dinge, die man uns freundschaftlich als Geschenke anbietet, nicht annehmen zu wollen. Allein Geschenke, die der Beschenkte nicht zu benützen versteht, sind besser in den Händen des früheren Besitzers. Ich gehöre zu jenen Anmaßenden, die sich gerne zeigen lassen, was man ihnen schenken möchte, aber das Recht sich vorbehalten, nur nach dem zu greifen, was ihnen gefällt. Sie verstehen mich und werden meine Aeußerung für keine Indiscretion oder Beleidigung halten.

Decan. Kann ein Verirrter uns beleidigen? Niemals. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen so offen gestehe, daß ich Sie für einen solchen halte. Sie sind von der Bahn abgekommen, auf welche Sie Ihre Eltern, Ihre Verwandten, Ihre Gattin und Alle, welche je an Ihrer Erziehung und Ihren Lebensepochen Antheil genommen, gestellt haben. Ich, der bei vielen Sie betreffenden Functionen zugegen war, der vermöge seines Amtes und der freundschaftlichen Verbindung mit Ihrem Hause in engster Beziehung zu Ihnen steht, bin verpflichtet, Alles zu thun, Sie auf der angewiesenen Laufbahn zu erhalten, und, wenn Sie zweifelhaft werden, die sichern Wegweiser zu zeigen.

Gomphardt. Giebt es noch andere Wegweiser, als Sie mir bereits gezeigt?

Decan. Es giebt noch andere, ungeachtet die bereits angeführten die wichtigsten sind.

Gomphardt. Wie kann man die richtigen Wegweiser sehen?

Decan. Durch das Licht des Glaubens.

Gomphardt. Und wenn solches erloschen ist?

Decan. Muß man es anzuzünden trachten.

Gomphardt. Wodurch?

Decan. Durch innige Sehnsucht darnach, durch Gebete, durch Uebung christlicher Tugenden, die unser Gemüth erwärmen und abziehen von jener starren Kälte, die aus dem Unglauben entsteht.

Gomphardt. Solche Kälte ist es, die mein Unglück macht. Doch ich habe sie nicht herbeigeführt. Das Schicksal stürmte mit allen Schauern des Todes

in mein Haus und raubte mir den erwärmenden Strahl der Liebe und des Glaubens.

Decan. Sie haben geliebt und sind demnach fähig zu lieben?

Gomphardt. Ich habe geliebt, bin fähig zu lieben. Meine Liebe war gleich dem kostbaren Schatz des reichen Mannes, der sein Glück im Besitze desselben fand. Räuber kamen, entrissen ihm den Schatz, und Glück und Freude war fort.

Decan. Wer sein Glück auf einen einzigen Pfeiler setzt, ist schon im Voraus arm. Das Leben bietet so viele Schätze, daß wir, wenn wir nicht glücklich sind, es selbst verschulden, weil wir nicht Muth und Willenskraft genug besitzen, uns gehörig umzusehen.

Gomphardt. Wer wird nicht gerne der Armuth entsagen und dem Glücke sich in die Arme werfen?

Decan. Der Eigensinnige, der sich schon den Plan des Glückes entworfen und der ewigen Güte vorschreibt, auf welche Art er glücklich seyn will. Der Empfänger, wenn er nicht ganz verblendet ist, soll niemals vorschreiben, welche Geschenke er anzunehmen für gut findet. Seine Sache ist: anzunehmen und dankbar zu genießen. Dadurch macht er sich würdig, immer neue Geschenke zu empfangen und sich jeden Tag eines neuen Glückes zu erfreuen.

Gomphardt. Auf diese Weise wäre aber dem Menschen das Recht zu bitten benommen.

Decan. Das nicht. Er soll nur nicht verkehrt wünschen und bitten: im Frühling nicht den Reichthum des Herbstes, im Herbste nicht den Glanz des

Frühlings schauen wollen. Vernünftig soll der Mensch und fromm seyn, dann wird er aller Güter theilhaftig werden, die ihm durch den Geist unserer erhabenen Religion verheißen sind.

Gomphardt. Ich wäre undankbar, wenn ich Ihnen nicht gestehen wollte, daß solche Ansichten nicht spurlos an mir vorübergehen, und daß ich besonders durch die letzte Wendung Ihres Zuspruchs mich getroffen fühle. Der Mensch möchte zur Sommerszeit Winter, zur Winterszeit Sommer, neben dem Segen des Herbstes des Frühlings Schimmer, des Sommers Glut und des Winters schneebedeckte Straßen besitzen. Sie haben Recht! wahrlich! Herr Decan, Sie haben Recht; doch bei mir ist der Herbst vorüber, und des Winters Kälte hat bereits mein Herz zu Eis verwandelt.

Decan. Das Eis wird schmelzen am Sonnenstrahl des Glaubens und der Liebe. Ein Herz wie das Ihrige kann sich dem höhern Lichte, das unserer Natur erst den wahren Adel giebt, nicht auf immer verschließen; darum getrost, die Zeit wird kommen, wo Sie mir sagen werden: Gott ist im Menschen, und er hat sich mir bezeugt durch seinen Sohn.

Gomphardt bat ihn, das Gehörte überdenken zu dürfen, und sprach mit einer Innigkeit, wie nie zuvor, seinen Dank für die liebevolle Belehrung aus. Der Decan erwiederte: „Die ewigen Wahrheiten unserer göttlichen Religion bedürfen eigentlich nicht sowohl des Nachdenkens als des Nachfühlens. Große Denker unserer Zeit haben die Religion zu einer Schulweisheit heruntergezogen und beinahe vernichtet. Christus muß

in uns Gefühl, muß lebendig werden, sonst ist er nicht im Stande, sich zu offenbaren und uns von der Unfehlbarkeit seines Wortes zu überzeugen. Die Schule vermag hier nichts, nichts vermögen die philosophischen Systeme, die seit einem Jahrhundert auf einander folgen und sich wieder verdrängen. Die Lebendigwerdung des Glaubens ist die nothwendige Bedingung zur Lösung der Aufgabe, die der Ungelehrte so gut als der größte Denker erfüllen kann. Beherzigen Sie diese wenigen Worte noch und werden Sie auch nicht zweifelhaft, wenn Ihr Gefühl sich anfangs sträubt. Erst wenn der Boden locker ist, dringt der Saamen ein — erst wenn unser Herz empfänglich ist, nimmt es die Lehren des apostolischen Wortes in sich auf."

Der Decan entfernte sich, und Gomphardt dachte den ganzen übrigen Tag über das Gehörte nach.

Vor dem Schlafengehen setzte er sich an den Schreibtisch vor sein Tagebuch. Ehe er zu schreiben begann, fragte er sich: „Was fühle und was denke ich heute?"

Den 30. December.

Gefühle und Gedanken sind des Menschen Leben.

Was ich heute gehört, drang zu meinem Herzen; die Gedanken aber finden darin einen Zusammenfluß von Ideen, die sich als ein System darzustellen scheinen, aber keines sind.

Gefühle sollen die Grundwahrheiten der Religion seyn. In dieser Ansicht liegt allerdings eine so wohl-

thuende Allgemeinheit, daß man sich nicht erwehren kann, sie für wahr zu wünschen.

Der Mensch kann sich in Alles, was er treibt, so hineinarbeiten, daß es in ihm zu leben scheint. Wer sich immerdar bemüht, zu glauben, dem wird diese Thätigkeit und nachher der Glaube selbst zum Bedürfniß. Wird aber der Glaube dadurch desto wirksamer? Ist die Unsterblichkeit, weil wir sie Jahre lang geglaubt haben, desto gewisser? Habe ich nicht geglaubt und gehofft, meine vorangegangene Frau müßte ihrer Tugenden halber ein glückliches, hohes Alter erreichen? Was hat dieser Glaube, diese Hoffnung geholfen? Der Grundsatz: dem Glauben müsse die Gewährung folgen, steht auf solchen lockern Pfeilern, daß man sich unmöglich darauf stützen kann. Wäre die Geschichte Jesu nicht von allen Seiten angetastet und beinahe in's Fabelhafte gezogen, so könnten Worte, wie ich sie heute gehört, mich beruhigen; so aber muß ich jeder bessern Aussicht entsagen und mit kalter Dahingebung mein Schicksal ertragen.

Ich kränke den Herrn Decan, der im Berufe seines Amtes und mit väterlicher Liebe mich auf eine andere Bahn zu leiten sucht, wenn ich länger widerstrebe. Und doch kann ich nicht anders, darf keine Gefühle heucheln, die ich nicht habe, darf, was ihm so heilig ist, nicht in das Gebiet meines Unglaubens ziehen, wofern ich ihn nicht verletzen will. Was soll ich thun? Ihn nicht mehr hören wollen, wäre hart und undankbar, ihn hören und nicht glauben, hieße mit seinem heiligen Eifer ein Spiel treiben, das mich

vor mir selbst verächtlich machte. Ich muß mein Gut verlassen, den Ort verlassen, wo jeder Platz und Baum mich an die Zeiten meines Glückes mahnen und durch Erinnerung mir theuer sind. Ich weiß kein anderes Mittel. Ich muß fort, wenn auch nur auf kurze Zeit. Vielleicht finde ich unter fremden Menschen wieder, worauf ich hier nicht hoffen darf. Vielleicht gelingt es der Abwechselung, meinen Stumpfsinn zu besiegen und mir das Leben, wenn auch in keinen schönern, doch buntern Farben zu zeigen.

Die Abreise.

Den andern Morgen überlegte Gomphardt noch einmal seinen gestern gefaßten Entschluß und durchlas zu diesem Zwecke den betreffenden Artikel seines Tagebuches. Nachdem er die Sache von allen Seiten beleuchtet, sein Unvermögen, hier, im Hause seiner Trübsal, sich zu ermuthigen und zu erheben, eingesehen, faßte er den festen Entschluß, vor der Hand auf ein Jahr diese Gegend zu verlassen und unter fremden Menschen seinen Gefühlen eine neue Thätigkeit und eine andere Richtung zu geben.

Vor drei Wochen hatte sich ein Mann, mit den besten Zeugnissen versehen, an ihn gewandt und ihn gebeten, ihm zur Anstellung als Verwalter irgend ei-

nes Gutes behülflich zu seyn. Gomphardt sagte ihm seine Verwendung zu, ohne zu ahnen, daß er eines solchen Verwalters bald selbst bedürftig seyn werde. An diesen schrieb er, um seinem Entschluß gleich Realität zu geben, noch in derselben Stunde und trug ihm die Verwaltung des eigenen Gutes an. Mit umgehender Post erhielt er Antwort, worin der Unterzeichnete seine freudige Zusage ertheilte und zugleich versprach, in acht Tagen selbst an Ort und Stelle zu erscheinen, die nöthigen Bedingungen zu vernehmen und im Falle einer Uebereinkunft, alsbald den Contract abzuschließen.

Als der Decan ihn nach einigen Tagen wieder besuchte, machte er ihn mit seinem Entschlusse bekannt und gab als Beweggrund dazu die Verstimmung seines Gemüthes an, die sich an dem Orte, wo ihn Alles an seinen Verlust erinnere, nicht herstellen lasse. Der Decan, obschon durch diese Eröffnung überrascht, billigte doch seinen Vorsatz und meinte, unter fremden Menschen und entfernt von dem Orte seiner Trauer werde sich jene Herzenserhebung finden, ohne welche kein Aufschwung zu einer höhern Lebensansicht möglich ist. Sie sprachen über dieses und jenes, entwarfen Reiseplan auf Reiseplan, und trennten sich erst, als sie in ihrer Unterredung ganz Deutschland, einen Theil von Italien und alle großen Städte Frankreichs durchreist hatten.

Gomphardt lebte wie bisher still und zurückgezogen. In seinem Tagebuche äußerte er sich über den Zweck zu reisen im Allgemeinen, und auch in Be-

ziehung auf sich selbst, was hier, als nicht wesentlich zur Sache gehörend, übergangen wird. Der bestellte Verwalter kam, schloß nach Gomphardts Angabe einen Contract vor der Hand auf ein Jahr, konnte aber wegen eines übernommenen Rechnungsgeschäftes seinen Posten erst in zwei Monaten antreten. Auch diese gingen, ohne daß sich etwas Besonderes zugetragen hätte, vorüber. Selbst der Decan stand von seinem Bekehrungsgeschäfte, in der sichern Ueberzeugung ab, Gomphardt werde, wenn die Wunden seines Herzens durch die verschiedenen Eindrücke der Welt geheilt seyen, zu einer bessern Ueberzeugung kommen und jenes Gleichgewicht wiederfinden, das nur durch die Vereinigung des Diesseits mit dem Jenseits sich herstellen läßt.

Nach zwei Monaten kam der Verwalter, und Gomphardt machte sich zur Reise fertig. Er versammelte noch einmal alle seine Dienstleute und Arbeiter um sich, dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit an ihn und seine verstorbene Frau und empfahl ihnen den Verwalter als ihren Vorgesetzten, der von nun an das Gut in seinem Namen verwalten werde.

Alle waren gerührt und baten ihn, bald wiederzukommen. Der Herr Decan, der auch zugegen war, antwortete im Namen Aller und sprach: „Herr Gomphardt, Sie haben ihre Dienstleute stets behandelt, wie ein Vater die Kinder. Dieses erkennen Alle und flehen für Sie zum Himmel um Segen und Gesundheit. Alle werden Ihnen mit Liebe und Treue ergeben bleiben und unter Anleitung des Herrn Verwalters

für Ihr Eigenthum mit derselben Pünktlichkeit sorgen, wie unter den Augen ihres Herrn. Dieses verspreche ich in Aller Namen und bitte Gott, er möge Ihre Schritte leiten."

Gomphardt hatte für die Anwesenden ein kleines Fest veranstaltet und ließ Speisen, Wein und Bier auftragen, daß Alle sich daran erfreuen konnten. Dem Herrn Decan bot er sich auf den folgenden Tag als Gast zum Mittagessen an, um mit ihm noch einmal über seine Gemüthsstimmung und über die Ansichten des Lebens überhaupt ungestört zu sprechen.

Der Tag ging seinen Leuten unter Fröhlichkeit, Scherz und Gesang vorüber. Als man sich zum Aufbruch anschickte, ergriff ein alter Diener das Glas und sprach, indem er das Haupt entblößte, laut: „Dem Angedenken an die zu bald verstorbene Frau unseres Herrn!" Alle tranken still, und die Meisten schlichen darauf mit Thränen in den Augen davon.

Bernhard, ein Diener, den Gomphardt von der Universität mit sich auf das Gut gebracht und auch auf die Reise zu nehmen beschlossen hatte, gab ihm hiervon Nachricht. Gomphardt fühlte sich überrascht und wehmüthig ergriffen; dennoch aber that es seinem Herzen wohl, solche ungeheuchelte Theilnahme unter den Seinigen zu finden. „Die Menschen sind gut," sprach er, „wenn sie dem Gefühle gehorchen; sobald sie aber klügeln und berechnen, verlieren sie sich von dem Pfade der natürlichen Gutmüthigkeit und des Glückes und wandeln, statt in einem Rosengarten, auf rauhem Felde, das zwar auch nothdürf-

dürftig nährt, aber keinen Genuß und keine Freude bringt."

Kaum hatte es den andern Tag zwölf Uhr geschlagen, als sich Gomphardt in das Decanathaus begab, um dort sein Mittagsmahl einzunehmen. Der Decan hatte die Einrichtung getroffen, ihn, wenn auch nicht vornehm, doch gut zu bewirthen. Kaum war aber abgespeist, so wurde die Unterredung ernsthaft, und der Decan bot Alles auf, seinem scheidenden Freunde noch einmal alle Lichtpunkte der christlichen Religion darzustellen und die Wohlthaten derselben auseinanderzusetzen. Gomphardt schien oft von seinen Lehren hingerissen und dankte ihm, als es Zeit war, sich zu entfernen, mit solcher Wärme, daß man hätte glauben sollen, er sey von der Wahrheit derselben vollkommen überzeugt. Allein sein Verstand war zu weit entfernt von solchen apostolischen Ansichten, als daß es dem Gefühle möglich gewesen wäre, über die eingewurzelten Zweifel zu siegen. Dessen ungeachtet war sein Dank nichts weniger als geheuchelt, im Gegentheil, er sagte mit völliger Ueberzeugung und heiligem Ernste: wenn ihm in seinen früheren Jahren der Geist der christlichen Religion auf eine solche Weise gezeigt worden wäre, hätte er jetzt nicht nöthig, in die Welt hinaus zu reisen, um wieder glauben zu lernen.

Der Decan legte bei diesem Bekenntnisse die Hand auf seines Freundes Schulter und sprach: „Auch der Wunsch, glauben zu können, trägt die Zeugungskraft des ewigen Lebens in sich. Darum muthig! Wir gehen einen Weg, Sie vom Wunsche, ich vom Glauben ge-

trieben, und wahrlich, vermittelst dieser zwei Kräfte sind wir auf's Innigste verbunden und werden uns jenseits wiedersehen, wo Glaube und Wunsch sich zum Schauen erheben."

Gomphardt machte Anstalten, sich zu entfernen und frug den Decan, ob er ihm nicht noch einen Wunsch oder eine Aufgabe zum Angedenken auf den Weg zu geben habe. Der Decan erwiederte:

„Ich wüßte wohl etwas, das ich Ihnen zum Angedenken mitgeben möchte, wenn ich nicht fürchtete, mich einer zu großen Anmaßung schuldig zu machen."

Gomphardt. „Sie verkennen mich, wenn Sie solches fürchten. Weiß ich nicht, daß Sie mein Glück wollen und Sie das allein betrübt, mich nicht so glücklich zu sehen, als Sie es wünschen?"

Decan. „Sind Sie bereit, mit Ihrem Worte zu bestätigen, um was ich Sie bitten werde? Vorausgesetzt, daß Sie selbst mein Begehren billigen?"

Gomphardt. „Auch ohne diese Voraussetzung würde ich Ihnen mein Wort gegeben haben."

Decan. „Wohl, so versprechen Sie mir, nie über religiöse Ansichten und frommen Glauben zu spotten."

Gomphardt. „Ich verspreche es."

Decan. „Nie absichtlich die Gelegenheit zu fliehen, wodurch Sie Ihren frühern Glauben an Gott und Unsterblichkeit wieder gewinnen können."

Gomphardt. „Ich verspreche es."

Decan. „Sie sind im vollen Mannesalter und bei kräftiger Gesundheit. In diesen Jahren übt die

Sinnlichkeit oft eine größere Gewalt aus, als zur Jünglingszeit. Versprechen Sie mir, sich stets zu beherrschen und niemals Ihre Würde als Mensch und als Mann von Ehre zu vergessen."

Gomphardt. „Ich verspreche es."

Decan. „Noch eine Bitte habe ich, allein ich fürchte mich beinahe, sie auszusprechen, weil es scheinen könnte, als wollte ich Ihren freien Willen beschränken."

Gomphardt. „Einem Freunde zu lieb sich einer Beschränkung zu unterziehen, ist Pflicht. Ich gebe im Voraus mein Wort."

Decan. „So hören Sie. Die Bitte ist sonderbar; allein sie gründet sich auf Jahre lange Erfahrung.... Treten Sie nie in den Bund der Freimaurer!"

Gomphardt. „Ihr Wunsch ist mir Gesetz. Ich verspreche, ohne Ihre Zustimmung niemals jener Gesellschaft beizutreten."

Decan. „Ich freue mich Ihres Wortes und beruhige mich mit dem Gedanken, Sie durch Ihre Zusage vor fernern Abweichungen verwahrt und für immer mit mir verbunden zu haben. Gott geleite Sie auf Ihren Wegen und führe Sie wohlbehalten und glücklich wieder zu uns in die Heimath zurück."

Gomphardt fühlte sich bei diesem Abschied tief bewegt. Er reichte dem Decan die Hand, sprach noch einige Worte gerührten Dankes und entfernte sich.

Zu Hause angekommen, überdachte er die Ereignisse der zwei letzten Tage und konnte sich nicht erwehren, zu sagen: „Der Mensch kann glücklich seyn, wenn er

fähig ist, Allen, die um ihn sind, sein Herz zu öffnen und ihre Theilnahme zu empfinden."

Er klingelte seinem Diener, machte mit dessen Hülfe Alles zurecht, um morgen mit dem Frühesten abreisen zu können. Ehe er sich Nachts zur Ruhe begab, setzte er sich noch einmal an den Schreibtisch, um sich an der gewohnten Stelle noch einmal in seinem Tagebuche unumwunden auszusprechen.

Den 3. März.

Ich verlasse dich, du freundliche Stelle, wo ich so oft meine Gefühle und Gedanken in einsamer Stille aussprach. Auch jetzt will ich reden und bekennen, wie mir zu Muthe ist, indem ich hier Abschied nehme.

Die Menschen sind gut, alle, wenn sie einander unbefangen gegenüberstehen.

Ich fühlte mich verlassen und war es lange nicht so sehr, als ich wähnte. Amalie hat mich verlassen. Die Natur gebot ihr zu scheiden. Wenn ich den Glauben hätte, sie wiederzusehen, könnte ich, wenn auch nicht ganz, doch ziemlich glücklich seyn.

Liebe ist das Band der Seelen. Ich habe es gestern und heute empfunden, wie leicht das Herz sich ihrem Lichte öffnet und davon erwärmt in reiner Wonne schlägt.

Warum sind die Menschen oft so kalt und entziehen sich dem Himmel, der in ihnen wohnt? Der Tod ist ein Scheusal, aber es giebt noch ein größeres, die Leidenschaft. Mich haben zwar ihre Furien bis

jetzt verschont, aber wohin ich blickte, wütheten diese Ungeheuer und machten Menschen, die zum Glücke bestimmt waren, unglücklich.

Warum fällt mir diese allgemeine Beobachtung jetzt erst auf? Ist es vielleicht eine Ahnung meiner Zukunft, wo ich unter fremden Menschen wandeln werde, die mich mit Habsucht, Ehrgeiz, Eigensinn und tausend Versuchungen umstricken und mein Herz vergiften werden?

Vor was bangt mir denn? vor Menschen? Nein, vor ihren Formen, die ich nicht verstehe, und denen ich mich mit Mühe werde anschließen können.

Warum mußte mein Glaube mir entrissen werden? Mit ihm brauchte ich nicht in die Welt hinauszuziehen und besäße Alles, die Bestimmung meines Daseyns zu erreichen.

Welt! du stehst mir offen, in dir kann ich mich umsehen. Hinter dir aber ist keine Bestimmung; jenseits ist es finster, und je mehr ich mich mühe, Licht zu erblicken, desto mehr sehe ich nur mein Unvermögen.

Könnte ich glauben, wie der Decan wünscht, könnte ich dem Grundsatze — der Glaube macht lebendig* — nur einen Schein von naturgemäßer Nothwendigkeit abgewinnen, ich würde mit heißer Seele mich daran halten und mein Glück im Jenseits suchen.

Wer da weiß, es kommt ein besserer Tag, der erträgt das Ungemach des Augenblicks mit Muth. Doch dem, der keine Aussicht, keinen Glauben hat, dem ist die Gegenwart eine fast unerträgliche Last.

Die Zukunft ist verschlossen, die Gegenwart herrscht.

Was die uns giebt, ist Realität und könnte uns Befriedigung schenken, wenn nicht die dunkle Aussicht in die Zukunft jeden Genuß unschmackhaft machte.

Ich muß hinaus in die Welt. Hier, ich fühle es, gehe ich unter. Ich muß Menschen kennnen lernen, welche denken und fühlen, wie ich, um bei ihrem Anblick die Wahrheit oder Unzulänglichkeit meiner Behauptungen zu prüfen und mich darin zu befestigen.

Armseliger Trost! Sie werden genießen, aber sinnlich; werden im Taumel des Augenblicks die Zukunft nicht sehen, nicht sehen wollen und auf diese Art durch Selbstbetrug glücklich seyn.

Die Wahrheit ist das Glück, sagen die Weisen aller Zeiten, folglich haben diejenigen, welche es im Selbstbetrug suchen, sich um Glück und Wahrheit betrogen.

Labyrinthisch liegt es vor mir, und kein Ausgang zeigt sich dem suchenden Blicke. Ich gehe in die Welt, in das größere Labyrinth; vielleicht finde ich dort einen Wegweiser aus den verworrenen Gängen.

Amalie, ich gehe! Wenn Du noch lebtest, ginge ich nicht von dannen. Mir ist, als stündest Du hier, mir Glück auf die Reise zu wünschen. Mir ist, als lebte Alles um mich her, mir Lebewohl zu sagen. Was ist das für ein Gefühl, das Alles zu beleben weiß? Ist es der Glaube? Nein, es ist Liebe, ist Anhänglichkeit an Alles, dessen wir uns bedient haben, es ist die heilige Macht der Gewohnheit, die selbst dem Leblosen Sprache und Bedeutung giebt. Leb wohl, mein Gemach, leb wohl, mein Haus! Lebt

wohl, ihr Felder und Wiesen, Alles, Alles leb wohl, was meine Blicke ergötzte, meine Seele erquickte und mich an Amaliens Seite gücklich sah.

Von Wehmuth ergriffen, schloß er das Buch, legte es in seine Schatulle, um es auf der Reise, so oft er sich dessen bedienen wollte, bei der Hand zu haben.

Den andern Morgen, gleich nach fünf Uhr, fuhr er bis zur nächsten Poststation mit eigenen Pferden von seinem Hause ab. Alle seine Leute hatten sich am Wege aufgestellt, um ihm noch ein Lebewohl zu sagen. Diese Aufmerksamkeit machte den wohlthätigsten Eindruck auf ihn, so daß er sein Gut mit den wohlwollendsten Gesinnungen verließ und sich das Wort gab, die Gefühle reiner Menschlichkeit unter allen Umständen zu bewahren.

Der Freimaurer.

Zweiter Theil.

Die Freimaurerei in socialer Beziehung.

Schön ist es, in Freude zu leben im Kreise der Menschen;
Aber des Todes Gespenst schrecket die Freude zurück.

Der Indifferentismus.

Gomphardts erstes Reiseziel war Hm., wo er den dritten Tag bei guter Zeit ankam, im Gasthof zum R. abstieg und sich drei Zimmer, zwei für sich und eines für seinen Diener, anweisen ließ. Er wurde, da er den Postillon mit einem guten Trinkgelde abfertigte und bei seinen Bestellungen auf einen längern Aufenthalt hindeutete, mit einer Aufmerksamkeit empfangen, die ihn beinahe in Verlegenheit setzte. „Ich muß mich jetzt an Alles gewöhnen," sagte er zu sich selbst, als er allein war, rief seinen Bedienten, packte seine Geräthschaften aus, und richtete sich auf eine Weise ein, daß er gegen seine Zimmer zu Hause nicht viel entbehrte.

Er hatte in Hm., theils von der Universität her, theils durch Adressen, theils aber auch durch Geschäfts-Verbindungen, in welche er durch seine bedeutenden Besitzungen gezogen worden, manche Ansprüche an Personen und Familien, die er zu besuchen sich vorgenommen, um auf diese Art den Eintritt in die große Welt zu gewinnen. Zu diesem Zweck miethete er sich einen eigenen Lohnkutscher und einen Lohnbedienten

und fuhr gleich den andern Tag bei mehreren Familien vor. Der Empfang war überall zuvorkommend und herzlich, so daß er sich bald heimisch fühlte. Ehe drei Wochen vergangen, sah er sich in allen Klubs und Gesellschaften, die irgend von Leuten der gebildeten Welt errichtet waren, eingeführt. Diese Gesellschaften, ungeachtet jede eine andere Tendenz als Firma aufstellte, stimmten alle darin überein, das Leben zu genießen und sich über das Unangenehme desselben wegzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß bei solchen Gesellschaften, wo unter wichtigem Schein flüchtige Zwecke obwalteten, eine gut besetzte Tafel niemals fehlen durfte, die von allen Seiten als Schlußstein des wahren Lebens betrachtet wurde.

Bei diesen Gesellschaften hatte Gomphardt Gelegenheit, einige Männer von seinem Alter kennen zu lernen, die neben dem Geschäftsleben noch den Künsten und zum Theil auch den Wissenschaften huldigten, und überall, wo es galt, solche zu befördern oder zu beschützen, sich an die Spitze stellten. Unter diesen befand sich Einer, Namens Riccort, der unsern Reisenden durch unbefangenes Betragen, gebildeten Verstand und zuvorkommendes Wohlwollen an sich zog. Bei diesem sah man ihn oft auf Besuch. Auch Riccort sprach öfters bei ihm ein, und jedesmal wandte sich ihr Gespräch, nachdem die gewöhnlichen Tagesneuigkeiten verhandelt waren, auf die positiven Zwecke der Menschheit und die Mittel sie zu erfüllen. Riccort schien bei solchen Unterredungen oft eine Frage auf der Zunge zu haben, ohne sie jedoch auszusprechen.

Gomphardt bemerkte solches und frug nach der Ursache. Jener erwiederte: „Wenn ich Dich manchmal reden höre, so glaube ich einer Vermuthung, die ich gleich bei unserer ersten Zusammenkunft hegte, gewiß zu seyn; stell' ich Dich aber auf eine andere Probe, so gerathe ich wieder in Zweifel. Daher frage ich Dich mit dürren Worten: Bist Du ein Freimaurer?"

Gomphardt. „Nein."

Riccort. „Wie! kein Freimaurer! da werde ich Dich heute noch vorschlagen. Du erlaubst es hoffentlich doch?"

Gomphardt. „Ich bedaure, wieder Nein sagen zu müssen."

Riccort. „Wie? in der Welt herumreisen, ohne Freimaurer zu seyn! Das ist gerade, als wenn ein Handwerksbursche ohne Wanderbuch reisen wollte. Die Gebildeten aller Völker haben einen Kreis um die Erde gezogen, in welchen sie nur dem, der zu ihnen gehört, den Eintritt gestatten."

Gomphardt. „Ich bin hier, ohne Freimaurer zu seyn, mit Gastfreundschaft und Herzlichkeit aufgenommen worden."

Riccort. „Das mag wohl seyn, doch bleibt Dir Manches unbekannt, mancher Zirkel verschlossen. Die Freimaurerei giebt uns erst den wahren Zutritt in's Leben; denn sie schließt gesetzlich aus, indessen sich ihr alle Gesellschaften öffnen. Du mußt Freimaurer werden, nicht um Anderer, sondern um Deiner selbst willen."

Gomphardt. „Freund, ich kann nicht; doch

glaube ja nicht, daß kindischer Eigensinn oder Vorurtheile mich abhalten, nein, ich habe einem väterlichen Freund mein Wort gegeben, nie in diese Gesellschaft zu treten."

Riccort. „Wie man auf so etwas sein Wort geben kann!"

Gomphardt. „Wie man es manchmal giebt, ohne sich im ersten Augenblick viel daraus zu machen. Jedoch die Pflicht, sein Wort zu halten, wird bei veränderten Ansichten nicht aufgehoben."

Riccort. „Du hast Recht, obschon man auch in manchen Fällen gegen sich zu streng seyn kann. Doch das ist nun Jedes eigene Sache. Hier fragt es sich: läßt sich das Wort von Deinem Freunde nicht zurückgeben?"

Gomphardt. „Schwerlich. Besonders bei den Grundsätzen, die ich hier unter den Mitgliedern der Anstalt entwickelt sehe."

Riccort. „Die Grundsätze sind doch nicht schlecht?"

Gomphardt. „Nicht schlecht, aber doch nicht von der Art, um meinen Freund dadurch zur Rückgabe meines Wortes zu bewegen."

Riccort. „Ei, seht! Du tadelst am Ende unsere Grundsätze; da muß ich mich zur Wehre setzen."

Gomphardt. „Gut, so setze Dich zur Wehr und sage mir, was Freimaurerei ist, was sie treibt und welche Sache sie behandelt, und wenn dieses mir triftig genug erscheint, so werde ich meinem Freunde schreiben und ihn um Rückgabe meines Wortes bitten."

Riccort. „Was Freimaurerei ist, was sie treibt

und welche Sache sie behandelt, möchtest Du wissen. Wie ein vernünftiger Mann nur noch fragen kann! Die Freimaurerei will vernünftig leben und entschlägt sich allem Unsinn, wozu Vorurtheile, Aberglaube, Fanatismus, blinder Glaube und selbst Gelehrsamkeit die Menschen so leicht verleiten."

Gomphardt. „Das ist viel gesagt; dem Wesen nach jedoch so wenig, daß man immer noch nicht weiß, was Freimaurerei ist. Wenn ich Dich um jeden Deiner Ausdrücke einzeln befragte, bin ich gewiß, Du würdest in Verlegenheit kommen, mir bündig zu antworten."

Riccort. „Ich, einem Profanen gegenüber, in Verlegenheit kommen! Seht! So frage, wenn Du Lust hast! Doch jetzt nicht, ein andermal. Ich muß mir Schild und Lanze erst zurecht legen, um Dich in diesem Kampfe zu bedienen, wie es sich gebührt. Du sollst sehen, daß ich nicht umsonst die Schürze trage, Du profaner Fechter Du! Ich gehe, komme aber morgen wieder, um bei Dir zu Mittag zu essen, und nach dem Essen soll der Kampf eröffnet werden. Auf Wiedersehen!"

Gomphardt. „Auf Wiedersehen! Schärfe nur Deine Lanze, das heißt: Deine Zunge gut; denn ich habe schon gesehen, daß ich nicht so leicht besiegt werde."

Riccort kam noch einmal zu Gomphardt, um ihn in eine Gesellschaft von Freimaurern abzuholen. „Es ist zwar nicht üblich," sprach er, „Profane in unsere kleinen Zusammenkünfte zu führen, allein ich habe meinen Freunden Hoffnung gemacht, Du werdest Dich, wofern es Dir unter uns gefalle, als Freimau-

rer aufnehmen lassen, und da fanden sie keinen Anstand. Du siehst, wie gewiß ich meiner Sache bin," fuhr er fort, „indem ich Dir Gelegenheit verschaffe, noch vor unserm Kampfe das Terrain zu untersuchen." Gomphardt hatte zwar für diesen Abend schon ein Billet für das Schauspiel holen lassen; seinem Freunde zu lieb gab er dasselbe aber dem Lohnbedienten und ging in die Freimaurer-Gesellschaft.

Er hatte über die Freimaurerei noch niemals ernstlich nachgedacht und machte sich unterwegs auf tausenderlei Dinge gefaßt, die er heute hören werde, und war daher sehr erstaunt, als er die Gesellschaft durch nichts von einer andern Eß- und Trinkgesellschaft unterschieden sah, als daß man sich ungezwungener betrug und über alle Gegenstände, welche zur Sprache gebracht wurden, sowohl in Lob als Tadel, freimüthiger aussprach.

„Wie hat es Dir unter uns gefallen?" fragte Riccort, als sie zusammen nach Hause gingen. „Morgen," erwiederte Gomphardt, „werde ich Dir auf dem Kampfplatz meine Antwort sagen." Sie wünschten sich gute Nacht und gingen Jeder nach seiner Wohnung.

Riccort traf den andern Tag pünktlich ein und speiste mit Gomphardt an der Table d'hote, zu welcher sich mehrere Mitglieder der gestrigen Abendgesellschaft eingefunden hatten. Sie setzten sich in die Nähe von Riccort und Gomphardt und sahen Letztern schon halb als einen der Ihrigen an. Nach dem Essen beurlaubte man sich auf ein baldiges Wie-

versehen, die beiden Kämpfer aber begaben sich auf Gomphardts Zimmer, um dort ihre Stärke an einander zu erproben. Riccort begann sogleich: „Wir sind auf dem Kampfplatz. Ich bin der Herausgeforderte, also gebührt mir der Angriff.“ — „Du siehst mich im Vertheidigungsstand,“ entgegnete Gomphardt, „und wirst nicht so leicht den Sieg erringen.“ — „Nun wohl,“ sprach jener, „so höre mich und gieb mir Antwort auf meine Fragen.“

Riccort. „Ich bin zwar nicht von denen, die zu jedem, was sie thun, eine so wichtige Miene machen, als gälte es das Wohl oder Weh eines ganzen Landes. Indessen stelle ich, wenn es sich darum handelt, einem Freund oder meinem Nächsten beizustehen, meinen Mann. Ich schicke dieses voraus, damit es Dich nicht zu sehr überrascht, wenn ich mich gegen Dich des Tones eines Mentors bediene. Ich frage Dich daher: was stellst Du Dir unter Menschheit vor?“

Gomphardt. „Alle Menschen, die gelebt haben, leben und noch leben werden.“

Riccort. „Haben Alle, die da waren, sind und seyn werden, Einen und denselben Lebenszweck?“

Gomphardt. „Ich kann es mir nicht anders denken.“

Riccort. „Und Du glaubst, Alle streben Einem und demselben Ziel entgegen?“

Gomphardt. „Nicht anders.“

Riccort. „Dazu gehört wahrlich eine große metaphysische Kraft, die verschiedenartigsten Ideen, Pläne,

Geschäfte, Bildungsstufen, Stände und Gesinnungen unter Ein Gesetz zu bringen."

Gomphardt. „Die Ewigkeit, die Alle, die da sind, in sich aufnimmt, könnte leicht auch Alle nach Einem Gesetze regieren."

Riccort. „Die Ewigkeit! Ja! Aber wird sie es, kann sie es thun? „Wer wird sich um Dinge kümmern, die so weit außer unserm Gesichtskreise liegen, daß wir auch nicht im Stande sind, uns die geringste Vorstellung davon zu machen?"

Gomphardt. „Und dennoch zielen Eure Gesellschaften, zwar unter andern Namen, doch wieder auf etwas Höheres hin. Moralität, Humanität und Menschenwohl sind die Loosungsworte Eurer Zusammenkünfte. Gieb mir Aufschluß, wie Euer flüchtiges Betragen sich mit solchen ernsten Lebensansichten vereinbaren lassen?"

Riccort. „Drei Königreiche lagen in einem Dreieck neben einander. Zwei davon geriethen in diplomatische Zwistigkeiten, und als die Feder nicht mehr hinreichte, griff man zum Schwert. Nun entstand die Frage: mit welchem von beiden das dritte, bisher ruhige, es halten werde? — Dieses antwortete: Ich bleibe neutral und werde beim Schluß des Krieges mich an den halten, wo ich den meisten Vortheil ziehe. Dieses Geschichtchen ist nicht von mir, sondern aus einer alten Chronik entnommen, wo ein ächter Patriot sein kampflustiges Vaterland auf seine Stellung aufmerksam machte."

Gomphardt. „Ich kann die Anwendung auf unsern Fall nicht finden."

Riccort. „Und doch liegt sie so nahe. Die beiden kriegführenden Königreiche sind unser Geist und unsere Sinne. Wir mit unserer Persönlichkeit, unserm Ich, stehen dabei und bleiben neutral."

Gomphardt. „Worin besteht solche Neutralität?"

Riccort. „Wir geben dem Geiste, was des Geistes, und den Sinnen, was der Sinne ist. Auf diese Art stellen wir ein Gleichgewicht her, das unserer Natur angemessen ist und uns aller Genüsse, der Sinne, wie des Geistes, theilhaftig macht."

Gomphardt. „Es ist wunderbar, wie man den heterogensten Ansichten einen Schein von Wahrheit und festen Grundsätzen geben kann."

Riccort. „Hier ist nichts Wunderbares, sondern absolutes Naturgesetz. Wer wird wohl der Furcht vor Unsterblichkeit und einem Richter der Ewigkeit alle Genüsse aufopfern, so lange er der Unsterblichkeit und eines ewigen Richters noch ungewiß ist? Wäre das nicht Thorheit? geradezu dem Gange der Natur entgegen, die uns nicht umsonst in eine so wohlthätige Ungewißheit gesetzt? Weil wir nicht gewiß sind, wem wir angehören, nicht gewiß sind, wer der mächtigste ist, bleiben wir neutral und erfüllen dadurch das Gesetz einer positiven Nothwendigkeit."

Gomphardt. „Diese Neutralität ist der furchtbarste Indifferentismus, der sich denken läßt."

Riccort: „Indifferentismus oder Neutralität ist einerlei. Um nicht für eine Partie allein thätig zu

seyn, schließen wir uns aus Indifferentismus an keine an. Um nicht kämpfen zu müssen, bleiben wir neutral. Alles läuft auf Eins hinaus. Ein Thor aber ist, wer sich mit Grübeln die Zeit verdirbt und sich nicht an uns, an die ächten Schüler der Weisheit, anschließt."

Gomphardt. „Und diesen Geist lehrt und verbreitet die Freimaurerei?"

Riccort. „Nicht anders. Zwar nicht so klar und trocken, wie ich mich jetzt ausgesprochen. Aber Alle ahnen die Sache von selber und werden vom Instinkt zur Praxis, dieser nur in Symbolen mitgetheilten Lehre geführt. Und wahrlich Alle befinden sich, so lange dieses doppelte Verhältniß besteht, sehr gut. Erst wenn wir uns ganz auf diese oder jene Seite wenden, verläßt uns die Freude, indem Sinnengenüsse ohne Geist zur Uebersättigung, geistige Genüsse aber, den Sinnen entzogen, zu einer Trockenheit führen, die jedem rein menschlichen Gefühl den Zugang versperrt."

Gomphardt. „Ungeachtet ich dem Wesen nach mit Deinen Ansichten übereinstimme, kann ich mich doch nicht dazu verstehen, einer Philosophie zu huldigen, worin der Mensch nur in einem niedrigen neutralen Zustande einen Schein von Selbstständigkeit besitzt. Nach dem Gesagten ist der Mensch eine unmoralische Passivität, die ihm nichts einräumt, als müßig zuzusehen, indessen Alles um ihn her in Thätigkeit ist. Ich habe mir vorgenommen, die Wahrheit zu suchen, auf welcher Seite ich sie finde, würde mich aber schämen, dem einen oder dem andern Theile nicht beizustimmen,

nur um zu sehen, wer den Sieg davon tragen wird. Ich glaube nicht an Unsterblichkeit, aber nicht aus Lust der Sinne, sondern weil die Natur uns sagt: das Todte kann nicht leben. Die Menschheit hat dessen ungeachtet eigene innere Freuden, die dem Herzen, der Seele, dem Geiste angehören und mehr Realität haben, als die Ueppigkeit des Mahles und der Kitzel befriedigter Sinnengenüsse. Wir lieben die Menschen, sie uns, und in dieser Wechselwirkung liegt ein Zauber, der paradiesischen Ursprungs ist und dem zum göttlichen vollkommenen Glücke nichts fehlt, als Ewigkeit. Allein diese Ewigkeit kann der Staubgeborene nicht fassen und nicht erringen, und darum ist ihre Unerreichbarkeit kein wirkliches, sondern nur ein eingebildetes Uebel, das ungefähr dem Unglück des Millionärs gleicht, der sich darüber zu Tode grämt, weil er nicht vier Millionen reich ist."

Riccort lachte bei dieser letzten Vergleichung laut auf und entgegnete: „Du sprichst wie ein Buch, giebst Dir Mühe, wie ein Pädagog, mich zu widerlegen, indessen Du meine Ansichten, nur noch besser als ich, aussprichst. Was verlange ich denn Anderes, als wir sollen uns über das nicht grämen, was wir nicht besitzen, vieleicht nie besitzen werden. Die vier Millionen dürfen uns keine Anfechtung machen; wenn sie aber kommen, so wollen wir trachten, sie gehörig zu benützen. Lächelt uns einst jenseits unvermuthet ein Glück, so soll es uns tüchtig finden, es zu genießen; aber uns seinetwegen den diesseitigen Freuden zu entschlagen, wäre Albernheit und vor dem Gerichtshof der Natur und Ver-

nunft durchaus nicht zu entschuldigen. Sieh! das ist die aristotelische goldene Mittelstraße, ist Weisheit, Freimaurerei und die Philosophie jedes freien, denkenden Menschen."

Gomphardt. „Deine Zunge ist verführerisch, wie Sirenengesang. Wenn Du auf solche Art sprichst—"

Riccort. „Sey ohne Sorgen! — Ungeachtet fast Alle nach meinen Grundsätzen leben, haben sie doch selten den Muth, solche zu hören oder sich dazu zu bekennen. Genug, daß meine Theorie ohne Wissen und Willen ausgeübt und dadurch factisch bestätigt wird."

Gomphardt hätte freilich gewünscht, die Behauptungen seines Freundes widerlegen zu können; da er aber im Grunde derselben Ansicht war, sogar im Punkte der Unsterblichkeit noch hinter ihm zurückblieb, schwieg er und machte den Vorschlag, ein andermal die Unterredung fortzusetzen, jetzt in's Freie zu gehen und sich auf eine solche philosophische Unterhaltung zu erquicken.

Riccort nahm den Vorschlag an, und Beide brachten den Tag unter Zerstreuungen mancherlei Arten zu.

Abends setzte sich Gomphardt an sein Tagebuch und sagte, ehe er zu schreiben begannn, zu sich selbst: „Ich muß mich aussprechen, mich mir selber mittheilen, damit ich nicht, von fremden Ideen verblendet, für positive Wahrheiten stumpf werde."

Den 5. Juni.

Die große Welt ist anders, als ich mir gedacht. Was würde mein väterlicher Freund, der Decan, sagen, wenn er Gespräche, wie ich heute eines geführt, hören müßte? Er würde mich und den Gesprächsführer bedauern. Was würde Riccort gesagt haben, wenn er jemals den Decan hätte mit mir sprechen hören? Er würde sich berufen gefühlt haben, uns gleichfalls zu bedauern.

Unsterblichkeit ist die große Frage. Manche glauben daran und sind glücklich. Wie die Aeltern, der Schulmeister und Pfarrer sie gelehrt, so glauben sie fort und freuen sich der Zukunft, wie der Gegenwart. Glauben zu können, ist ein hohes Glück. Selbst wenn der Glaube nicht in Erfüllung geht, hat er uns doch das Leben versüßt. Ich preise den, der es ausgesprochen, daß der Glaube zum Leben führt; er hat den Menschen mehr gegeben, als alle Weltverbesserer der alten und neuen Zeit, als alle Weisen und Herren der Weltgeschichte. Glaube ist die Stütze des Alters, ist der Trost der Unterdrückten. Der gefesselte Sclave schaut durch des Glaubens Hülfe zum Himmel empor und sieht dort seine Freiheit. Die jammernde Mutter erblickt ihr Kind im Sarge und hofft durch Grab und Sarg auf ein frohes Wiedersehen. Wo ist ein Unglück, das er nicht mindern, wo ein Jammer, dessen Thränen er nicht trocknen kann? Der Glaube an Unsterblichkeit ist das höchste Gut, das Menschen besitzen können. Ich, der Ungläubige, beschwöre diese Wahrheit.

Warum muß ich dieses Gut kennen und nicht auch besitzen? Diese Frage enthält das Räthsel meines Lebens, zu dessen Auflösung ich noch keine Aussicht habe.

Der Geschichtsforscher.

Riccort hatte die Idee, Gomphardt dahin zu bringen, sich zum Freimaurer vorschlagen zu lassen, noch nicht aufgegeben und verabredete sich zu diesem Zweck mit einem Andern, der die Sache mit mehr Ernst, nicht nur vom kosmopolitisch-neutralen, sondern vom rein-historischen Grundsatz aus behandelte. Dieser war schon öfters in Gomphardts Gesellschaft, hatte Wohlgefallen an seiner natürlichen Offenheit und seinen vielseitigen Kenntnissen gefunden und übernahm es gern, der Anstalt ein würdiges Mitglied zu verschaffen. Er und Riccort kamen überein, Gomphardt zu einem Souter unter sich allein einzuladen und ihm, wenn er einmal warm geworden, so lange zuzusetzen, bis er ihnen das Jawort gegeben.

Es war nicht Riccorts Sache, ein Vorhaben lange zu verschieben, darum lud er die beiden Betheiligten auf den andern Tag zu sich ein und traf die Einrichtung, daß sie, außer der nothwendigen Bedienung, von Niemand gestört würden.

Gomphardt hatte kaum bemerkt, daß sich keine

Gesellschaft, sondern nur ein paar Freunde zusammengefunden, sprach er: „Hier ist es auf mich abgesehen. Immer hin! unter Freunden kann man sich Alles gefallen lassen. Selbst wenn sie uns zum Kampf herausfordern, geschieht es nur, unsere Kräfte durch Uebung zu stärken, damit wir, wenn es einmal Ernst gilt, gehörig vorbereitet sind.“ Riccort erwiederte: „Allerdings ist es auf Dich abgesehen und zwar so ernstlich, daß wir entschlossen sind, Alles aufzubieten, es dahin zu bringen, Dich mit uns auf's Innigste zu verbinden und in unsern Bruderkreis zu ziehen. Doch jetzt ist noch nicht Zeit, darüber zu sprechen; erst wenn man sich ein wenig restaurirt hat, kommen die guten Gedanken von selbst.“

Sie setzten sich an einen kleinen, aber gut bestellten Tisch. Alle drei ließen sich's trefflich schmecken. Gomphardt machte im Gefühle seines Wohlbehagens die Bemerkung: gesunder Appetit und gute Speisen seyen solche positive Genüsse, daß keine Stoiker und kein Eremit sie zu einer bloßen Einbildung herabwürdigen könne. „Nur Schade,“ fuhr er fort, „daß diese Genüsse so selten und nicht auch Gemeingut aller Menschen sind.“ Riccort erwiederte: „Du bist die personificirte Sentimentalität und zum Freimaurer geboren. Wir bedürfen eines solchen Gemüthsschatzes, der sich überall füllt und überall Gelegenheit findet auszutheilen. Wir sind zu fröhlich, zu leichtsinnig, zu gut, möchte ich sagen, und vergessen oft vor lauter Pflichterfüllung die Hauptpflicht, die Gefühle Anderer zu theilen und sie gleichsam zu den unsrigen zu machen.“

Gomphardt, der eben das Glas zum Trinken gefaßt hatte, stellte es wieder auf den Tisch und sprach zu Riccort gewendet: „Du sprichst in Deinem Muthwillen oft Dinge aus, die Jeden überraschen müssen. Die Gefühle Anderer zu theilen und sie gleichsam zu den unsrigen zu machen, ist die Hauptthätigkeit des menschlichen Lebens. Wer das nicht kann, ist noch kein Mensch, sondern ein Block, dem, nach der Bibel zu sprechen, der lebendige Athem fehlt." — „So ist's Recht," äußerte Riccort; „wer sein Herz verschließt, es nicht zuweilen auf der Hand und auch im Munde trägt, ist ein Hypochonder, ein Menschenfeind und sollte sich zum Besten der Andern je eher je lieber den Sarg als Sonntagskleid anmessen lassen."

Der dritte Tischgesellschafter, Herr Rinkam, ein Gelehrter, der sich, im Besitze eines hinreichenden Vermögens, hauptsächlich den Wissenschaften widmete, hatte, außer einigen gewöhnlichen Höflichkeitsäußerungen, noch keinen Theil an der Unterredung genommen und hielt die jetzige Stimmung geeignet, sein Vorhaben zu beginnen und seinem Versprechen gemäß, den Proselyten in's Netz zu ziehen. Er nahm das Wort und sprach:

„Sie verzeihen meiner Freimüthigkeit, wenn ich einige Worte an Sie richte. Sie entwickeln in Ihren Aeußerungen und Gesinnungen einen Grad von Humanität, daß man sie für einen Freimaurer erster Classe halten könnte. Aus diesem Grunde hat Freund Riccort Sie aufgefordert, sich unter uns vorschlagen zu lassen. Allein nach seinen Aeußerungen finden Sie nichts unter uns, was Sie nicht bereits in er-

höhtem Grade besitzen; daher habe ich es auf mich genommen, Ihnen die Freimaurerei von dem wesentlichen und ernstern Gesichtspunkte aus zu zeigen. Wenn Sie mir nur einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, werden Sie leicht die Wahrheit und die Wichtigkeit meiner Darstellung einsehen."

„Von jeher haben sich die Besten und Gebildetsten des Menschengeschlechts zu vereinigen gesucht, um so viel Gutes als möglich herzustellen und das Uebel zu entfernen. Ein solches Unternehmen stieß freilich oft gegen die Gewalthaber, gegen die Vorurtheile der Menge und den Stolz des Reichthums an, und darum war man genöthigt, sich zu verbergen und den Plan im Stillen auszuführen. Dieses Geheimthum führte jedoch wieder zu mancherlei Uebeln, die man vorher nicht erwartet hatte: nämlich, die Gesellschaften vermehrten sich und verheimlichten öfter die Tendenz ihrer Arbeiten unter sich selbst. Dies gab zu Spaltungen, Verwirrungen und Kämpfen Veranlassung, wo man oft fürchten mußte, die ganze Anstalt werde untergehen. Aber Dank sey dem Spender alles Lichtes, die wahre Freimaurerei ging aus allen Stürmen siegreich hervor."

„Lange Zeit war man über die Mittel, dem eingerissenen Uebel zu steuern, in Ungewißheit. Einige schlugen wissenschaftliche Bildung, Andere strenge Moralität, eine dritte Classe Reinigung der christlichen Religion von allen menschlichen Satzungen, und eine vierte sogar eine Art Vernunftreligion vor. Keiner dieser Vorschläge konnte jedoch genügen, da man, wenn der

Tempel der Freimaurerei die ganze Menschheit umschließen soll, nicht Alle zu Gelehrten machen konnte, und Moralität etwas sehr Relatives ist, indem an einem andern Ort, zu einer andern Zeit die Begriffe derselben sich ändern; da ferner nicht alle Menschen Sinn für eine gereinigte Religion besitzen, und endlich ein Vernunftglauben in sich selbst schon einen Widerspruch enthält. Zuletzt verfielen einige eifrige, kenntnißreiche Mitglieder auf die Geschichte und fanden durch sie das Licht, das Wahre von dem Falschen zu scheiden und den Orden wieder in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen."

„Durch die Geschichte?" fiel Gomphardt verwundert ein.

„Nicht anders," fuhr Rinkam fort. „Wenn ein Baum zu viele Wassersprossen treibt und nicht gleich davon befreit wird, so wachsen sie fast in's Unglaubliche, entziehen den ächten Zweigen die Nahrung, so daß man statt Früchte nur Blätter und immer neue falsche Zweige erzielt. Ein solcher Baum kann nicht anders wiederhergestellt werden, als wenn man die schlechten Zweige von den guten genau unterscheiden lernt, die erstern wegschneidet und dadurch den andern die natürliche Nahrung zusendet. So geschah es hier: durch Erkenntniß des Schlechten lernte man das Gute kennen, und so arbeiten wir, von allen Auswüchsen frei, an dem herrlichen Stamme unserer Anstalt und dürfen ihn getrost unsern Kindern, Enkeln und der spätesten Nachkommenschaft überliefern."

Gomphardt hatte mit großer Aufmerksamkeit

diesen Vortrag angehört und sprach: „Ich danke Ihnen für den Aufschluß, den Sie mir in einer auf jeden Fall höchst wichtigen Sache ertheilt haben.“ — „Nun, und Dein Urtheil?“ frug Riccort ihn unterbrechend. „Kann ich jetzt nicht sagen,“ erwiederte Gomphardt. „Herr Rinkam hat mir mit solcher freundschaftlichen und offenherzigen Güte seine Erklärungen zukommen lassen, daß ich es sehr unfreundlich fände, ihm nicht beifällig zu danken. Er hat mir seine Ansichten mitgetheilt, ein andermal werde ich die meinigen Preis geben. Doch jetzt schweige ich, um nicht einen Biedermann durch Widerspruch zu kränken.“

Riccort. „Hier kann keine Kränkung stattfinden. Wir sind entschlossen, Dich zu Einem der Unsrigen zu machen, und da mußt Du antworten, ob Dir unsere Sache gefällt oder nicht.“

Gomphardt. „Aufrichtig gesprochen: ich kann sie nicht tadeln. Wäre ich frei, würde ich mich an Sie anschließen, jedoch nicht der Sache, sondern der Personen wegen, welche sie betreiben, deren leichter und doch edler Sinn mir wohlgefällt. Herrn Rinkams tiefe Einsichten haben schon früher als heute meine Achtung erweckt. Die Sache aber hat für mich in meiner Lage und Stimmung nicht den Werth, um mich veranläßt zu sehen, meinen Freund um die Zurückgabe meines Wortes zu bitten.“

Riccort. „Was hast Du an der Sache auszusetzen?“

Gomphardt. „Daß es, nach Allem, was ich gehört habe, keine Sache ist.“

Riccort. „Keine Sache wär' es, zwischen Finsterniß und Licht in wohlthuendem Schatten wandeln zu lernen?"

Gomphardt. „Der Rebmann (Weingärtner) scheut die Strahlen der Sonne nicht, um guten Wein zu ziehen."

Riccort. „Keine Sache wär' es, aus einer Menge schlechter Dinge das Beste zu wählen?"

Gomphardt. „Gerade diese Art zu verfahren, macht mir die Sache verdächtig."

Riccort. „Wie so?"

Gomphardt. „Ich hatte einen Bekannten, der, um Menschenkenntniß zu lernen, täglich in's Irrenhaus ging."

Riccort. „Nun, und das Resultat?"

Gomphardt. „War, daß er in Zeit von drei Jahren selbst in das Irrenhaus gebracht werden mußte."

Riccort. „Nein, das ist zu arg. — Rinkam, Bruder! wehre Dich doch und laß eine solche Schmach nicht auf uns liegen."

Rinkam. „Sein Gleichniß ist furchtbar. Wer kann urtheilen, ob nicht, auch auf uns angewendet, etwas Wahres daran ist?"

Er reichte Gomphardt die Hand und sprach: „Sie sind ein freier Mann, lassen Sie sich durch keine schimmernden Apologieen bestechen. Empfangen Sie die Versicherung meiner Achtung und Freundschaft, und wenn Sie mich derselben für würdig halten, so bitte ich um die Ihrige."

Gomphardt erwiederte diese Anrede mit gewöhnlicher Treuherzigkeit, und alle drei überließen sich ungestört dem Gefühl ihres gegenseitigen Wohlwollens und sprachen über mancherlei Gegenstände, die mehr oder weniger die Schicksale und Verhältnisse des menschlichen Lebens, ohne jedoch in näherer Verbindung mit der Freimaurerei zu stehen, betrafen. Beim Schluß kam die Rede wieder auf dieselbe, und Riccord machte Rinkam Vorwürfe, so wenig für den beabsichtigten Plan, Gomphardt dem Orden zu gewinnen, gethan zu haben. „Ich habe gethan, was ich konnte," gab dieser zur Antwort. „Sein Gleichniß hat mich zu sehr überrascht. Allein noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, er werde sich doch noch entschließen, wenn ich ihm sage: Unser Tempel ist noch nicht ausgebaut. Oder, um beim obigen Gleichnisse mit dem Baum zu bleiben, gilt der Spruch: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wer kann sagen, ob die Früchte, die wir zu Tage fördern, schon die vollkommensten und aus den ächten Zweigen entsprossen seyen? Keiner von uns Allen, wie ich sie kenne, ist es im Stande. Wir sind noch im Suchen, im Reinigen begriffen, und dazu brauchen wir tüchtige Arbeitsleute, und da glaube ich, daß unser Freund Gomphardt eine hohe Pflicht erfüllen würde, wenn er sich entschlösse, unter uns zu treten und mit seinem offenen und unverdorbenen Sinn uns die Krone des Stammes suchen zu helfen."

Gomphardt wurde über diese letzte Wendung nachdenkend und sprach endlich: „Wo es sich um

Pflichten handelt, da ist kein Entschluß zu fassen, weil wir alsdann gezwungen sind. Aber eine Frage erlaube ich mir noch. Welches ist die ächte Frucht des Stammes? woran erkennt man sie? und welche Folgen entstehen daraus für die Menschheit?" Rinkam erwiederte: „Darüber muß ich schweigen, nicht, weil ich nicht reden dürfte oder möchte, sondern weil ich darüber nichts zu sagen weiß. So viel aber muß ich sagen: Es ist weit mehr in der Freimaurerei enthalten, als wir bis jetzt wissen. Ehemals mag die Sache bekannt gewesen seyn, jetzt scheint sie sich verloren zu haben und kann nur durch eifriges Forschen wiedergefunden werden. Dieses für unsern Freund Gomphardt. Wenn er sich einmal gedrungen fühlt, wird er von selber zu uns kommen; jetzt soll er dem Rufe seines Herzens folgen."

Nachdem die Mitternacht nicht mehr ferne war und man auf Veranlassung Riccorts noch ein ähnliches Gouter, wie heute, bei Gomphardt verabredet hatte, trennten sich die drei Freunde und dachten zu Hause jeder für sich über die Früchte des Tages nach. Gomphardt setzte sich, so spät es auch war, noch an sein Tagebuch, woraus wir Folgendes herausnehmen.

Den 7. Junk.

Die Geschichte soll lehren! Kann sie das? Beispiele liefert sie, Theorie aber keine. Ich habe die Geschichten der größten Helden alter und neuer Zeit

studirt, ohne dadurch ein Held geworden zu seyn oder die Kunst erlernt zu haben, nur ein kleines Corps, viel weniger eine Armee zu commandiren. Was nützt es uns, zu wissen, daß Ptolemäus, Euklid und Andere gerechnet haben, wenn wir nicht selbst rechnen lernen? Wäre die Freimaurerei eine Sache, so würde sie genannt werden können, als Geschichte bleibt sie nur ein einzelner Zweig der Weltgeschichte und müßte, wenn sie von so hoher Wichtigkeit wäre, längst von den Geschichtsforschern, die alle Zweige des menschlichen Könnens und Wissens beachten, zur allgemeinen Erkenntniß gebracht worden seyn.

Rinkam hätte mich beinahe überrumpelt. Seine Herzlichkeit und sein Pflichtgefühl besitzen eine Kraft, daß derjenige, der nicht auf der Hut ist, von ihm erobert wird. Meine Freiheit, zu denken, hat mich in die Nacht des Unglaubens geführt; sie soll mir, wenn je ein Licht zu gewinnen ist, dasselbe verschaffen.

Die Propaganda.

Der Tag, an welchem Riccort und Rinkam zu Gomphardt zu kommen versprochen hatten, neigte sich schon zu Ende, als sie noch mit einem dritten Freunde sich bei ihm einfanden. Als Letzterer unter dem Namen Reinthal vorgestellt wurde, erwiederte

Gomphardt lächelnd: „Es scheint, meine Freunde haben Hülfstruppen geworben. Ich muß mir's gefallen lassen, und wenn ich nicht mehr Stand halten kann, mich auf Discretion übergeben.“ Der neue Gast versetzte: „Der Kampf um Freundschaft und Bruderliebe ist immer, auch wenn wir geschlagen werden, von Nutzen.“ — „So denke ich auch,“ entgegnete Gomphardt und forderte die Anwesenden auf, sich an den Tisch zu setzen.

Es würde zu weit führen, Alles, was diesen Abend über Philosophie und Freimaurerei gesprochen wurde, zu wiederholen, bloß ein Gespräch Reinthals und Gomphardts, wobei die Andern stille Zuhörer blieben, muß hier der Sache wegen angeführt werden. Die Rede kam wieder auf die Wichtigkeit der Geschichte und die Behauptung, daß die Freimaurerei durch sie allein ihren wahren Standpunkt und das Licht, das sie zu suchen und zu verbreiten habe, gewinnen könne. Gomphardt bestritt dieses, und es entspann sich folgendes Gespräch.

Reinthal. „Wenn die Menschheit keine Geschichte hätte, was wäre sie?“

Gomphardt. „Was sie jetzt ist, eine Gattung denkender, mit freier Willenskraft begabter Wesen.“

Reinthal. „Wie, und Sie glauben, die Menschheit stünde ohne Geschichte auf demselben Punkt der Vollkommenheit wie jetzt?“

Gomphardt. „Ich glaube, daß die Menschheit ohne Geschichte Manches nicht hätte, was sie besitzt,

daß sie aber über manche Dinge viel freier und verständiger urtheilen würde."

Reinthal. „Das streitet gegen die Natur, welche Alles nach und nach zur Reife bringt."

Gomphardt. „Wenn Sie die Menschheit nur als einen großen Baum betrachten, dann muß ich Ihnen recht geben. Wenn sie aber ein Wald und jeder Einzelne ein Baum ist, so liegt in jedem Einzelnen, wie wir es an Bäumen sehen, die Vollkommenheit des Ganzen."

Reinthal. „Die Idee ist neu, widerstreitet aber der Erfahrung."

Gomphardt. „Keineswegs. Geschichte ist gut, liefert uns Beispiele, an denen wir uns zu messen, ihnen gleich zu werden trachten, aber eben die Geschichte zeigt uns auch, daß gerade da, wo ohne ihren Einfluß gearbeitet wurde, die vorzüglichsten Genien in's Leben traten. Die griechischen Künstler hatten keine Kunstgeschichte, mußten aus sich selber schöpfen und lieferten Meisterwerke, die noch nicht erreicht, viel weniger übertroffen sind. Xenophon, Plato, Sokrates, Parrhasius, Apelles, der Vater der Dichtkunst, Homer, hatten keine Quellen, als die freie menschliche Natur, die sich nach eigenen inwohnenden Gesetzen entwickelt und Jeden, der ihre Thätigkeit zu belauschen im Stande ist, auf den rechten Standpunkt stellt."

Reinthal. „Nach dieser Ansicht wäre der Menschheit die Möglichkeit eines Fortschrittes benommen, und Keiner hätte die Kraft, den Punkt, worauf die Natur ihn zufällig hingestellt, zu verlassen, viel weniger zu

übersteigen. Es ist die erhabenste Idee, welche die Philosophie uns geben kann, die Menschheit als eine große Einheit, die ihre Jugendzeit, ihr Jünglings- und Mannesalter und nach diesem die Reife hat, zu betrachten und daraus auf ihren immer fortsteigenden Culturzustand und stets wachsende Civilisation zu schließen. Ich möchte sagen, wer sich an einem solchen Gedanken nicht erwärmen kann, hat noch keine Initiation, keine Weihe und keine Taufe empfangen und wandelt als ein Heide unter den Menschen."

Gomphardt. „Die Idee eines immerwährenden Wachsthumes und Fortschrittes der menschlichen Natur ist als Idee das Erhabenste, was die menschliche Phantasie sich träumen und der Verstand sich vorstellen kann; die Sache selbst aber ist ein weit größeres Dogma als der ätherbeflügelte Adam der Theosophen und Pietisten. Keine Gattung aller Erzeugnisse der Natur liefert den geringsten Beweis der Möglichkeit für eine solche Propaganda. Der Mensch allein will in stolzer Anmaßung seine Gattung, als eine Art Thier entstanden, zu einer förmlichen Gottheit empor wachsend wissen."

Reinthal. „Der Mensch ist unter allem Erzeugten einer ununterbrochenen Vervollkommnung und vermehrten Ausbildung fähig, indessen die andern Geschöpfe und Gewächse an die Eigenschaften ihrer specifischen Wurzel gebunden sind."

Gomphardt. „Der erste Mensch war so vollkommen, als wie der letzte seyn wird. Wo der Mensch sich befindet, wohin Ort und Verhältnisse ihn ziehen,

da entfaltet er die seiner Gattung zukommende, höchst mögliche Vollkommenheit. Wenn die ersten Menschen die Schulweisheit und Dressur unserer Zeit nicht hatten, so besaßen sie dafür einen beinah unfehlbaren, verstandesmäßigen Instinkt, der sie für all' unser Wissen entschädigte. Kunstfertigkeit, Schlauheit, Klugheit, Willenskraft, Großmuth, Tapferkeit, practische Erkenntniß der Natur und des lebendigen Geistes, der sie durchfließt, waren nach allen geschichtlichen Angaben eine Eigenthümlichkeit jedes Urvolkes, womit es sich so gut durch die Widerwärtigkeiten des Lebens wand, als wir mit unserer Gelehrsamkeit. Die Hausfrau eines Bauers im tiefsten Walde, die in ihrem Leben nicht aus ihrer engen Grenze gekommen, regiert nach ihrer Weise das Hauswesen so sicher und so geordnet, als die gebildetste Städterin das ihrige. Der Floßmann kennt die Witterung der künftigen Woche aus den Sternen. Ueberall ist Vollkommenheit, überall Reife; der ganze Unterschied besteht in der Einzelnheit, der man sich widmet. Der Anlage nach sind, gewisse Abstufungen abgerechnet, alle Menschen gleich vom Ersten bis zum Letzten und von Allen, die auf der Erde wohnen."

Reinthal. „Diese Beschränkung ist des Menschen unwürdig, ist geisttödtend und zieht ihn herunter in die Klasse der Thiere."

Gomphardt. „Das mag wohl seyn, darum aber ist die Sache nichtsdestoweniger wahr."

Reinthal. „Kein anderes Geschöpf ist einer solchen Cultur und Ausbildung fähig, wie der Mensch."

Gomphardt. „Der Mensch ist einer menschlichen, das Thier einer thierischen Ausbildung fähig; beide aber bleiben durch die Ausbildung immer ihrer Gattung getreu. Das Pferd, im Stalle erzogen, ist milder und gelehriger, als das im freien Zustand. Das erste besitzt durch Dressur eine Menge Eigenschaften, welche das andre nicht hat: es kennt seinen Herrn, seinen Namen, erkennt am ausgehängten Schild das Haus, worin man ihm Futter reichen kann, kurz eine Menge Sachen, die uns oft in Erstaunen setzen. Nun fragt es sich, ist es darum ein vollkommneres Pferd, als dasjenige, was noch nie einen Stall gesehen und keine Peitsche gefühlt? Dem Menschen ist es auf jene Weise nützlicher, dem Wesen nach aber hat es nichts gewonnen; im Gegentheil, wenn es gälte, sich aus einer Gefahr zu retten, mit Feinden zu kämpfen oder sich bei ungünstiger Witterung das Futter zu suchen, so würde das sogenannte wilde oder freie Pferd das dressirte weit übertreffen. Ich will dadurch nicht gesagt haben, als wäre es besser, der Cultur zu entsagen, aber zeigen wollte ich, daß in der Cultur kein positiver, sondern nur ein scheinbarer Fortschritt ruht. Diese Wahrheit ließe sich durch alle Reiche der Natur bekräftigen, und ich muß sagen, daß derjenige, der daran zweifelt, den Muth nicht hat, der Natur in's Auge zu sehen, und in seiner Schwäche sich mit dem Wachsthum des Ganzen tröstet."

Reinthal. „Aber wie steht es nach Ihren Ansichten mit der ewigen Gerechtigkeit des Schöpfers, die wir doch unter allen Umständen annehmen müssen?"

Gomphardt. „Ich frage, wo ist eine solche Gerechtigkeit, wenn wir unsere Vorfahren als unmündige Kinder, uns als Jünglinge und erst die Nachkommen nach mehreren tausend Jahren als Männer und im Zustand der Reife annehmen? Wenn wir dann weiter über das Mannesalter hinwegsehen und eine Greisenzeit erblicken, wo die Menschheit wieder zur Schwäche und endlich zum Tode heruntersinkt?“

Reinthal. „Die Menschheit kann nicht mehr sterben; sie wächst und cultivirt sich immer fort.“

Gomphardt. „Und wie weit oder wie hoch steigt sie endlich? Vielleicht bis sie selbst Gott oder wenigstens zu einer ätherbeflügelten Gattung wird, wo sie in den Mittelpunkt der Erde dringt und dann wieder die Weltsysteme im Fluge des Gedankens umkreist? Wer den Anfang zu hoch stellt, geht irre. Wer eine Ewigkeit des Wachsthums annimt, betrügt sich doppelt, weil man da keinen Haltpunkt mehr findet, wo sich ein vernünftiger Stillstand gebieten ließe. Dies ist die Aussicht, wenn wir die Geschichte als eine Lehre betrachten, die zur Leiter dienen soll, immer höher zu steigen. In uns selbst müssen wir die Wahrheit finden, alle andern Wege führen auf Irrthümer, deren ganzer Werth darin besteht, sich darum zanken zu können.“

Riccort, dem diese Unterredung zu ernsthaft geworden, nahm jetzt das Wort und sprach:

„Gomphardt, Du bist nicht zu bessern, und wenn wir Dich endlich aufgeben, so hast Du es Deinem Eigensinn zuzuschreiben.“

Gomphardt. „Du wirst mich nicht aufgeben,

und auch die andern beiden Freunde nicht. Kein Ehrenmann kann es mir übel nehmen, wenn ich rede, wie ich denke und fühle. Ich habe mich der Wahrheit gewidmet, unbekümmert, ob sie sich in freundlicher oder unfreundlicher Gestalt zeigt. Nur so viel muß ich sagen, daß ich Deiner Neutralität vor Allem, was ich gehört, den Vorzug gebe."

Riccort. „Viel Ehre für mich."

Gomphardt. „Doch auch ihr werde ich mich niemals anschließen. Ich halte es für unmännlich, bei zwei streitenden Parteien, nur um meines Vortheils willen, müßig zuzusehen und den Muth nicht zu haben, derjenigen, auf deren Seite das Recht ist, beizustehen. Darum bitte ich die lieben Freunde, die Versicherung von mir anzunehmen, daß ich mich durch ihre Bemühungen, mich in ihre Gesellschaft aufzunehmen, geehrt fühle, aber vor der Hand keinen Gebrauch von ihrer Güte machen kann."

„Eigensinn, nichts als Eigensinn!" rief Riccort. „Doch Du verlangst es nicht anders, und darum wollen wir Dir Deinen Willen lassen. Allein auch ohne dieses, glaube mir, werde ich stets Dein Freund bleiben, und von Dir erwarte ich dasselbe." — Die Andern gaben die gleichen Wünsche und Erklärungen ab, und so schloß sich ein Freundschaftsbündniß, das aus vollern Herzen kam, als manches, das sich beim vollen Glase oder bei andern Gelegenheiten geknüpft hatte.

Gomphardt setzte sich, als er allein war, an sein Tagebuch, und sprach darin seinen Entschluß aus, Hm. zu verlassen und andere Städte zu besehen. „Die

große Welt," sagt er darin, „wirkt wohlthätig auf mich. Meine Trauer, ohne zu verschwinden, verliert ihre Bitterkeit, und ich bin wieder für manche Eindrücke der Freude empfänglich. Wenn andere Städte einen ähnlichen Einfluß auf mich ausüben, so wird Amaliens Angedenken ein wohlthätiges Bedürfniß werden."

Den andern Tag entdeckte er Riccort seinen Entschluß, abzureisen und, um noch bei guter Jahreszeit andere Städte zu sehen, nicht mehr lange zu zögern. Dieser wollte Anfangs nichts davon hören, als er aber seines Freundes Ernst gewahrte, sprach er: „Unsere Lehre und Lebensweise treiben Dich fort, ich hätte es längst merken sollen. Aber glaube mir, Du wirst es nirgends besser finden, als hier. Ich kenne die Welt und weiß, auf welchen Gipfeln sie herumstolzirt, aber meistens die Straße, worauf der ehrliche Weltbürger wandelt, nicht sieht. Wir haben die goldene Mittelstraße und kümmern uns wenig um Solche, die bloß dem Himmel leben, noch weniger um Solche, die wie der Wurm an der Erde hängen. Ein wenig Himmel und die gehörige Dosis Welt giebt einen guten Trank, woran sich Körper und Geist erquicken. Dies ist unsere Freimaurer- und Weltbürger-Philosophie, welche, da wir uns Alle wohl dabei befinden, die wahre seyn muß. Du kannst Dich zu einer solchen Lehre nicht entschließen und lässest uns den Eifer, Dich in unsern Bruderkreis zu ziehen, durch Deine Abreise entgelten."

Gomphardt fiel ihm hier in die Rede und sprach: „Ich Euch etwas entgelten lassen! Wie kön-

nen Dir solche Gedanken kommen? Wenn mein Ernst nicht immer zu Deiner Fröhlichkeit stimmte, so lag es in der Natur der Sache. Mich hat die Trauer in die Schule genommen, Dich die Freude; aus diesem Grunde mußte manchmal Verschiedenheit der Form, doch nie der Sache entstehen. Die Freundschaft hat sich zwischen uns gestellt und uns verbunden, hoffentlich nicht nur für den Gesichtskreis unserer Augen, sondern für alle Orte und Lebensverhältnisse."

Riccort war bei diesen Worten merklich ernsthaft geworden, faßte Gomphardts Hand und sagte: „Du bist besser, als wir. Die freie Natur, worin Du gelebt, hielt die ungesunde Luft von Deinem Herzen ab, indessen wir, durch Lehre und Convenienz geleitet, die Sache selten mit natürlichen Augen, meistens durch Brillen sahen."

Gomphardt entdeckte Riccort den Wunsch, alle seine Bekannten bei einem Abendessen um sich zu haben, und bat ihn, die Namen derselben aufzuschreiben und einen Theil der Besorgung zu übernehmen, damit nichts vergessen und Niemand übergangen werde. Riccort freute sich dieses Vorhabens und versprach, Alles zu thun, um es so vollständig als möglich zu machen. Der Tag wurde festgesetzt, die Freunde eingeladen, und siehe da, es versammelte sich eine Gesellschaft von etlich und vierzig Personen.

Riccort hatte das Amt eines Ceremonienmeisters übernommen und besorgte Alles mit einem Anstand und einer Pünktlichkeit, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Die kostbarsten Gerichte wechselten auf

dem Tische, die leeren Flaschen wurden durch volle ersetzt, und so war die Gesellschaft, eh' es Mitternacht schlug, in einer Stimmung, die nicht fröhlicher hätte seyn können. Der Champagner, der nun in Menge aufgetragen wurde, löste die Zungen, die vorher nicht stille gestanden hatten, zu Denksprüchen und Toasten, wovon einige aufgezeichnet zu werden verdienten. Da aber die Feder für eine so laute Gesellschaft eine zu stille Sprache führt, so kann bloß bemerkt werden, daß Gomphardt die ungeheucheltsten Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnungen empfing und sich endlich gedrungen fühlte, seinen Dank auszusprechen, was er auf folgende Weise that:

„Ich trinke zum Danke für Ihre Liebe und Freundschaft. Ich kam unter Sie vom Lande ohne die feinen Sitten des Städters, und dennoch haben Sie mich oft durch zuvorkommende Güte ausgezeichnet. Nie in meinem Leben habe ich Liebesdienste vergessen; daher müßte meine Natur sich ändern, wenn es je aus meinem Gedächtnisse kommen sollte, zu welchem Danke ich Ihnen verpflichtet bin. Ich trinke, was ich durch's ganze Leben fühlen werde — den Dank für Ihre Freundschaft und Güte."

Er leerte das Glas unter freudigem Zuruf der Gesellschaft bis auf den Boden.

Man blieb beisammen bis lange nach Mitternacht, und ehe man sich trennte, erbat sich Jeder die Erlaubniß, ihm eine Gefälligkeit, sey es durch ein kleines Geschenk als Andenken oder durch eine Adresse an bedeutende Häuser derjenigen Städte, die er zu besuchen ge-

denke, erweisen zu dürfen. Die Adressen nahm er an, die Geschenke aber versprach er, wenn er wieder in diese Gegend komme, selber zu holen. Jeder ging vergnügt nach Hause, und man sprach noch lange nachher von dem Vergnügen dieses Abends.

Den andern Tag kam Riccort auf Gomphardts Zimmer und sagte: „Da die Abreise beschlossen und nicht mehr zu hintertreiben ist, so sind wir, ich und meine Freunde, übereingekommen, Dich mit solchen Adressen zu versehen, daß Du Dir gewiß in allen Städten Deutschlands die beste Aufnahme versprechen kannst. Auf solche Art bist Du genöthigt, Dich unserer zu erinnern und wenigstens im Andenken mit uns verbunden zu bleiben.“ Gomphardt fühlte sich ergriffen von solcher ungeheuchelter Theilnahme und sprach: „Ihr, Du und Deine Freunde, ja Alle, mit denen ich hier in Berührung kam, sind so gut und brav, daß es beinahe unmöglich ist, an einem andern Orte eben so aufgenommen zu werden, und wenn mein Lebensweg es mir gestattete, in einer Stadt zu wohnen, so würde ich den hiesigen Aufenthalt vor allen andern wählen. Allein ich muß fort, auch unter Andern die Formen und den Werth des Lebens prüfen lernen, um zu sehen, ob es mir nicht endlich gelingt, einen festen Standpunkt und eine sichere Aussicht zu gewinnen.“

Riccort erwiederte: „Zu diesem Zwecke werde ich Dir, da Du nach Bl. zu reisen gedenkst, ein Schreiben an meinen Freund Reiner mitgeben, der Alles, was wir seither hier besprachen, nach Regeln der Ver-

nunft zu erklären, und Ursache und Zweck aller geistigen und physischen Erscheinungen wie ein gewöhnliches Rechnungsexempel aufzulösen weiß. Er bearbeitet dasselbe Feld wie wir, das heißt, er ist Freimaurer, aber die Früchte, die er zieht oder zu ziehen hofft, sind anderer Natur. Uns belegt er mit dem schmählichen Namen — Indifferentisten — die kaum als Halbgeborne, aber als die Hauptursache der Verdorbenheit unter den Menschen zu betrachten sind. Er glaubt nicht nur an Unsterblichkeit und Lohn und Strafe jenseits, er weiß es; die Vernunft hat ihm Alles erklärt und bewiesen, und darum heißt er sein künstlich aufgestelltes System — Vernunftglauben. Du wirst ihn kennen und achten lernen, aber zugleich Dich wundern, wie er Alles zu demonstriren geschickt ist und nur bedauert, nicht die ganze Welt in seine Lehre einweihen zu können."

Nachdem sie sich noch einige Zeit auf diese Art besprochen hatten, gingen Beide zusammen aus, Riccort zu einem Geschäftsfreund außer der Stadt, Gomphardt, um Abschiedsbesuche zu machen.

Der Tag der Abreise kam, und mit einer eigenen Wehmuth verließ Gomphardt die Stadt, wo er so viele Freundschaftsbezeugungen genossen. Er reiste langsam, um auch die Gegend und ihren Culturzustand kennen zu lernen, und kam erst den achten Tag in Bl. an, wo er sich etwas unbehaglich fühlte, als er die Paläste, Uniformen, Staatscarossen und eine Menge Dinge erblickte, die ihm bisher fremd geblieben waren.

Der Vernunftglauben.

Gomphardt stieg im Hotel de N. H., einem der ersten Gasthäuser der Stadt, ab und ließ sich nach seinem Bedürfniß drei Zimmer, zwei für sich und eines für seinen Diener, anweisen. Sein Wunsch wurde jedoch auf eine Weise erfüllt, als wäre man hier gewohnt, nur die ersten Notabilitäten der Welt aufzunehmen, hingegen einem einzelnen Reisenden bloß aus einer Art Großmuth ein Plätzchen einzuräumen. Die Zimmer waren übrigens elegant und zweckmäßig eingerichtet, und Gomphardt, entschlossen einige Zeit in Bl. zu verweilen, fing sogleich an, Alles nach seiner Bequemlichkeit zu ordnen.

Ein Kellner kam mit dem Fremdenbuch und ließ die gehörigen Notizen eintragen, frug aber nicht, ob der neue Gast essen, trinken, bleiben oder ausgehen wolle. Unserm Reisenden war bei dieser Art, ihn zu behandeln, sonderbar zu Muthe, und die Vergleichungen, die er mit der Aufnahme in Hm. anstellte, fielen sehr zum Nachtheile seiner jetzigen Wirthsleute aus. Er setzte sich jedoch bald darüber hinweg, denn wir lesen in seinem Tagebuch, in welchem er heute noch seine Empfindungen aussprach, in dieser Beziehung folgendes:

Ländlich, sittlich.

Ich habe Menschen gesucht und Formen gefunden.

Was wäre wohl der Mensch, wenn er sich aller fremden Formen entledigen und in seinem natürlichen

Zustand erscheinen könnte? Diese Frage hat schon Viele beschäftigt, beschäftigt noch Viele und wird leider nicht so bald, als es wünschenswerth wäre, mit genügender Gründlichkeit beantwortet werden.

Den andern Tag zog er sich sorgfältig an, setzte sich in einen eleganten Wagen seines Wirthes, stellte einen stattlichen Lohnbedienten hinten hinauf und machte Besuche bei einigen Honoratioren, Bankiers und bedeutenden Handlungshäusern, gab die mitgebrachten Credit- und Empfehlungsschreiben ab und wurde überall mit großstädtischer Höflichkeit empfangen, in welche er sich noch nicht finden konnte und oft nicht wußte, ob er seinerseits etwa zu viel oder zu wenig gethan habe.

Die Form macht uns verlegen, oft sogar verwirrt, sagte er zu sich selbst, als er wieder in seinem Zimmer war. Ich kenne ihre Formen und sie die meinigen nicht, und darum wird es das Beste seyn, wenn Jedes bei seiner Weise bleibt und sich der Gutmüthigkeit und dem natürlichen Scharfsinn des Andern anvertraut.

Gomphardt fuhr die folgenden Tage fort, Besuche zu machen, und als er damit zu Ende war, schrieb er an Riccort und setzte ihm den Unterschied seines jetzigen Aufenthalts mit seinem frühern in Hm. auseinander.

„Freund!" heißt es in seinem Briefe: „Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie sonderbar ich mir hier vorkomme. Alle, mit denen ich in Berührung trete, sind so gewandt und fertig, daß es mir oft scheint, als hätte ich noch nicht die ersten Anfangsgründe des

Lebens inne. Unsern Vernunftgläubigen, den Herrn Doctor Reiner, habe ich noch nicht sprechen können. Ich besuchte ihn zwar, fand ihn aber dergestalt von Geschäften überhäuft, daß ich mich, nachdem ich Deinen Brief abgegeben, sogleich wieder entfernte. Er gab mir den Besuch zurück, konnte aber, aus Mangel an Zeit, sich in kein Gespräch einlassen. Künftige Woche, sagte er, bin ich frei und werde Alles aufbieten, Ihnen den hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen."

„Freund! das Aeußere Deines Vernunftgläubigen gefällt mir. Er scheint mir, ohne Jemandem zu nahe zu treten, hier der Vernünftigste zu seyn."

Gomphärdts Bekanntschaften vermehrten sich nach einigen Wochen bedeutend. Er wurde in Zirkel von Künstlern, Gelehrten und Belletristen eingeführt und fand hier zum ersten Mal, daß selbst Kunst und Literatur eben so professionsmäßig behandelt werden, wie jedes andere Geschäft. Es ist nicht leicht, die Welt zu kennen, schreibt er über diesen Punkt in sein Tagebuch. Wer nicht hinter den Vorhang einer Sache sieht, dem erscheint sie in einem Halbdunkel, das uns oft zur Ehrfurcht stimmt; sobald aber der Vorhang weggezogen wird, erblicken wir die Gegenstände in ihrem wahren Lichte, und der Nimbus der Heiligkeit und der Verehrung entschwindet.

Gomphardt hatte indessen die nähere Bekanntschaft des Doctors Reiner gemacht. Derselbe kam eines Tages zu ihm in den Gasthof und lud ihn auf den morgigen Tag zu einer Partie auf's Land ein, wo

sich mehrere seiner Freunde versammeln würden. Gomphardt nahm natürlich die Einladung an und frug den Doctor, ob er ihm erlauben werde, an seinem Hause vorzufahren und ihn abzuholen. Dieser erwiederte: „Er lasse sich das Vergnügen nicht nehmen, morgen seinen Gast in Allem, was die Partie betreffe, zu besorgen und zu bedienen. Gomphardt konnte nicht anders, als diese Artigkeit mit gebührendem Danke erwiedern und sich der Disposition seines Gönners überlassen.

Der Tag erschien. Doctor Reiner kam in einer eleganten, prächtig bespannten Troschke vor Gomphardts Hotel, und nachdem er seinen Gast aufgenommen, ungefähr drei Viertelstunden lang in scharfem Trab gefahren war, sprach er, vor einem beinahe rings mit einem Garten umgebenen großen Hause stille haltend: „Wir sind an Ort und Stelle. Die Natur hat für unsere Gegend nicht viel gethan; die Kunst muß überall helfen; darum bitte ich Sie, Ihre Erwartungen nicht zu hoch zu spannen und den guten Willen, womit wir Freunde bewirthen, in Anschlag zu bringen."

Reiner führte seinen Gast in einen Gartensaal, wo eine Gesellschaft gesetzter Männer gruppenweise in lautem Gespräche begriffen war. Man begrüßte die Angekommenen mit flüchtigem Anstande und fuhr größtentheils in den Gesprächen fort, wo man stehen geblieben. Reiner stellte einigen der Gesellschaft, die sich jetzt an ihn angeschlossen hatten, seinen von einem vertrauten Freunde empfohlenen Reisenden, Herrn Gomp-

hardt, vor, und so verging unter gegenseitigen Begrüßungen und Gesprächen die Zeit, bis das Mittagsessen aufgetragen wurde. Man speiste und trank gut, sprach in kleinen Pausen über Alles, was die Erscheinungen des Tages boten, über Leistungen in den Gebieten der Schauspielkunst, Musik, Malerei, Bildhauerei, Dichtkunst und Stadtverschönerung. Kein Zweig des menschlichen Wissens und Könnens blieb unberührt, und man konnte es gleich gewahr werden, daß sich hier eine Gesellschaft aus allen Ständen und Geschäftszweigen zusammengefunden habe.

Nachdem abgespeist und der Nachtisch aufgetragen war, bekam das Gespräch eine bestimmte Richtung. Reiner nahm jetzt Gelegenheit, der Gesellschaft seinen Gast näher zu bezeichnen und zu sagen, daß er ihm von seinem Freunde Riccort aus Hm. ausdrücklich empfohlen sey, ihn mit den Grundzügen des Vernunftglaubens bekannt zu machen und ihm dadurch wieder eine Lebensstütze zu geben, die er durch Ungemach verloren habe. Zugleich machte er darauf aufmerksam, daß Herr Gomphardt, aus nicht leicht zu beseitigenden Gründen zwar kein Mitglied der Freimaurerei, hingegen durch häufigen Umgang mit Ordensgliedern so weit unterrichtet sey, daß man mit Hinweglassung des Ceremoniels über jeden Gegenstand unumwunden sprechen könne. Alle freuten sich des Besuchs und gaben die Versicherung, ihr Möglichstes zu thun, die gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Einer drückte seine Verwunderung aus, wie Riccort, ein so entschiedener Indifferentist, ihnen einen Schüler

habe zuschicken und nicht lieber selber behalten mögen. Ein Anderer entgegnete: „Riccort ist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß sein Indifferentismus nicht hinreicht und gleich einem Nebel in geringer Höhe schwimmt, wo man den Augenblick niemals weiß, wenn er sich auflösen und als Wassertropfen auf die Erde fallen wird."

„Die Vernunft in ihrer freien Thätigkeit," fuhr derselbe zu sprechen fort, „ist dasjenige Licht, das uns erhält und Selbstständigkeit in allen Lebensverhältnissen giebt. So wie sie Alles Sichtbare zu beleuchten im Stande ist, so vermag sie auch in die Regionen der unsichtbaren Wirksamkeit zu dringen und die Grundursache alles Seyns zu erforschen. Nichts kann entstehen ohne Willen und ohne Plan. Der Wille ist die oberste Eigenschaft der Vernunft, und der Plan ist das in der Vernunft entworfene Modell zu irgend einer Wirksamkeit oder Zeugung. Wenn diese beiden Sätze als unfehlbar anerkannt werden müssen, so folgen alle andern Schlüsse nothwendig von selbst, und der Mensch sieht sich zur Ueberzeugung seiner Bestimmung geführt, ohne beinahe zu wissen, wie er dazu gekommen."

„Der erste Satz lautet: der Wille ist die höchste Eigenschaft der Vernunft. Für den beschränkten Denker scheint diese Behauptung ein Paradoxon, weil er die Vernunft nicht anders zu betrachten gewohnt ist, als indem sie Vorstellungen sammelt, Begriffe bildet, Urtheile festsetzt und Schlüsse zieht. Allein wenn wir bedenken, daß ohne freien Willen, ohne ein Gesetz zur

Thätigkeit dieses Alles nicht statt finden könnte, so sind wir genöthigt, Willen und Denkkraft unter eine Vorstellung zu bringen und zu sagen: ohne Willen können wir nicht denken und ohne Denken nicht wollen.“

Hier wurde der Redner von stürmischem Beifallruf unterbrochen, und Gomphardt selbst, dem die Sache zwar neu war, konnte sich's nicht verhehlen, daß Gründlichkeit und Consequenz im Vortrage geherrscht habe, und stimmte mit aufrichtigem Herzen dem Lobe bei. Als die Ruhe sich wiederhergestellt hatte, fuhr der Redner fort:

„Die Aufgabe der Philosophie ist, Aufschluß zu geben über Gott und Unsterblichkeit. Jede Philosophie, die dieses nicht thut, ist keine Philosophie, sondern eine Verführerei, die unter der Aegide eines geweihten Namens die Zuhörer verblendet und ihnen statt Wahrheit Dunst giebt. Wir wollen die Philosophie zu keinen niedern Zwecken mißbrauchen, vielmehr durch ihr Licht unsere Vernunft und durch die Vernunft den Schlußstein der Philosophie — Gott und Unsterblichkeit — kennen lernen.“

„Das Ziel kennen wir: Gott und Unsterblichkeit. Die Mittel kennen wir gleichfalls: Denkkraft und freien Willen. Aus Denkkraft und Willen besteht die Vernunft, wie wir oben schon gehört. Die Vernunft ist demnach doppelter Natur und auch auf diese Art thätig, denn sie entwirft den Plan und führt ihn als Wille zugleich aus. In jedem Plan aber liegt noch ein ferneres Ziel, das eigentlich als Hauptmotiv der Vernunftthätigkeit zu betrachten ist. Aus diesem geht

hervor, daß jede Wirkung zwei Ursachen haben muß, deren eine das Ziel, die andere die hervorbringende Kraft in sich schließt. Wenn es anders wäre, so müßten wir jede Wirksamkeit nur als ein Knabenspiel ansehen, die aus Ursache eines Triebes über den Graben springen, hingegen keine Ursache als Ziel haben. So die Thätigkeit Gottes, wenn sie ohne Ursache eines Ziels den Menschen erschaffen. Da der Mensch aber in aller Vollkommenheit erschaffen ist, so mußte dem Plane, ihn so und nicht anders zu erschaffen, eine Ursache als Folge zum Grunde gelegen haben, die nichts anders seyn kann, als im Menschen das Licht der Vernunft anzufachen und dann in den ewigen Vernunftregionen ewig leuchten zu lassen."

Neuer Beifall erfolgte auf diesen Schluß. Man konnte es nicht begreifen, wie es möglich sey, solche Wahrheiten zu verkennen und nicht als Grundursache der Religion anzunehmen. „Bei solchen Glaubensbekenntnissen," sprach Einer, „wäre nie ein Religionskrieg entstanden." Ein Anderer behauptete: Nur bei solchen Ansichten könnte die Menschheit auf den Gipfel aller Erkenntnisse gehoben werden. Ein Dritter bat um die Erlaubniß, sich in Beziehung auf Religion und der angeführten Grundsätze erklären und von einer andern Seite beleuchten zu dürfen. Nachdem er die Zustimmung der Gesellschaft erhalten, begann er:

„Apostel Paulus, das größte Licht der neutestamentarischen Lehre und der eifrigste Verbreiter der christlichen Religion, sagt in seinen Episteln: Prüfet Alles und das Gute behaltet. Kann ein solcher

Ausspruch auf etwas Anderes, als auf eine Vernunft-Religion hindeuten? Gewiß nicht. Wenn wir daher unsere Lehre als in völliger Uebereinstimmung mit dem Christenthum erklären, so thun wir solches unter der Autorität des größten christlichen Lehrers. Ferner lesen wir in der Bibel, diesem durchaus canonischen Buche: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde — nach seinem Ebenbilde. Viele mühen sich ab, den Sinn dieser Worte zu ergründen; auf dem Wege der Vernunft klärt er sich völlig auf. Die Vernunft ist das Vollkommenste, was der Mensch kennt; wir können uns daher Gott nicht anders als unter der Vorstellung der höchsten Vernunft denken. Gott ist die höchste Vernunft, ist der Inbegriff derselben, er erschafft Wesen, die ebenfalls Vernunft besitzen und ihm daher gleich, sein Ebenbild sind. Doch der Vernunft ist es nicht genug, sich auf Autoritäten zu stützen und ihre Wahrheiten dadurch zu begründen; sie schöpft aus sich selbst und stellt Naturgesetze auf, die keine Lehre und keine Sophistik umzustoßen vermögen. Wie verfährt sie wohl hier? wird Mancher fragen. Auf die einfachste Art von der Welt. Sie fängt bei sich selber an und sagt: der Mensch besitzt mich, er ist vernünftig, daher eins mit mir. Woher kommt ihm aber die Vernunft? Kann Zufall oder Unvernunft sie ihm gegeben haben? Gewiß nicht. Ebensowenig die Blumen ohne die Farben des Sonnenlichtes Glanz und Schmuck erlangten, ebensowenig könnte der Mensch die Vernunft empfangen, wenn nicht eine ewige Vernunftsonne über der Schöpfung stünde und uns mit ihrem Lichte erfüllte.

Wir sehen aus diesem, daß der Mensch, auch wenn wir von ihm ausgehen und zum Schöpfer steigen, die Wahrheit der Bibel, wo sie sagt: der Mensch sey ein Ebenbild Gottes, bestätigt findet. Da nun Gott selbstständig und in voller Kraft kein Ende haben kann, so muß nothwendig sein Ebenbild, das zugleich ein Theil von ihm ist, in Gemeinschaft mit ihm treten und unvergänglich seyn wie Er. Auf solchem Glauben ruht der Vernunftglaube an Gott und Unsterblichkeit."

Allgemeiner Dank und Beifall wurde dem Redner gezollt. Gomphardt selbst war überrascht von der gründlichen Zusammenstellung der Ideen und sprach seine Gesinnungen laut darüber aus. „Ich halte mich für verpflichtet," äußerte er, „meinem Gönner, dem Herrn Doctor Reiner, meinen wärmsten Dank für die Wohlthat, mich in Ihre Gesellschaft geführt zu haben, auszudrücken. Das Wort Vernunftglauben steht gewöhnlich bei Allen, die es hören oder sprechen, in einem solchen schlechten Lichte, daß ich selbst nichts Anderes erwartete, als eine auf's Feinste ausgebildete platonische Dialectik, verbunden mit sentimentalen christlichen Ideen, um neben dem Verstande auch das Gemüth zu befriedigen; statt dessen werden Grundbegriffe aufgestellt und auf eine Art zergliedert, daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen meine Bewunderung zu erkennen zu geben und Sie zu bitten, mich an Ihren belehrenden Zusammenkünften auch ferner Theil nehmen zu lassen."

Ein lauter Freudenruf der Gesellschaft folgte auf diese herzliche Danksagung. Alle füllten die Gläser

und leerten sie zur Freude über die Anwesenheit eines so willkommenen Gastes.

Eine Pause trat ein, wo Jeder sich mit seinem Nachbar in ein besonderes Gespräch einließ, um sich das heute Gehörte noch einmal zu vergegenwärtigen. Es war Zeit, an die Heimkehr zu denken, und Viele gingen nach und nach zum Wirth, um auch ihn zu befriedigen. Als dieses geschehen und ein Theil der Equipagen schon angespannt vor dem Hause stand, erbat sich noch einer der Anwesenden das Wort, um die empfangenen Eindrücke der Wahrheit noch fester zu begründen. Alle versammelten sich noch einmal um die Tafel und Jener sprach:

„Im Lichte der Vernunft waren wir heute versammelt, und es hat uns geleuchtet. Es kann nicht mehr verlöschen, wofern wir uns nur einigermaßen an die Natur halten und in ihr den Geist des Schöpfers erspähen. Sie, die große Mutter, steht in untrüglicher Wahrheit vor uns und enthüllt uns alle Geheimnisse der Gegenwart und Zukunft. Sehen wir nur, wie voll sie ist des ewigen Geistes, der sich in unzählbaren Formen und Schönheiten entwickelt und uns auffordert, an sie zu glauben. Wenn ich hier von Glauben spreche, meine ich nicht die sichtbare Gestaltung, sondern den aus der Ewigkeit ergossenen Geist, der sich zur Sichtbarkeit erhebt. Nicht aus dem Geist, dem unsichtbaren, kann die Vernunft Resultate ziehen, aber sie kann vom Sichtbaren auf das Unsichtbare schließen, sich durch diese Fähigkeit die Thore der Ewigkeit öffnen und Gott und Unsterblichkeit erkennen.“

„Alles ist voll Geistes, von Gott ausgegangen und wieder zu ihm zurückkehrend. Das Licht zieht die geistigen Kräfte aus der Kerze und sendet sie als Flamme in den Aether. Die Blume schmückt sich mit Farbe und Glanz, nicht für die Erde, sondern für höhere Lichtregionen. Farbe und Glanz sind nichts Anderes als das Licht an der Kerze. In diesem Bilde können wir auch die Thätigkeit des Thierreiches, sogar des Menschen erkennen. Instinkt und Triebe sind Lichter an der Kerze; Verstand, Vernunft und freier Wille sind auch nichts Anderes, nur von solcher heiligen und reinen Art, daß wir oft staunend zurücktreten und uns nur schüchtern an die Untersuchung wagen. Was einmal sich zum Geistigen entwickelt, kann nicht mehr Staub werden; es fliegt himmelwärts, seiner Heimath zu. Kann der Wein wieder in seine Traube zurück? Kann er zu Erde werden? Nimmermehr! Er wird mit Sorgfalt aufbewahrt zur Wohlfahrt des Menschen. Selbst wenn man ihn auf die Straße schüttete, würde sein Geist in die Höhe steigen und sich mit reinern Stoffen vermischen. So Alles in der Natur. So auch die Vernunft des Menschen. Sie ist etwas Positives, ist ein Licht an einer lebendigen Kerze, das, wenn auch die Kerze zerbricht, hinauffliegt zum ewigen Throne der Weisheit, um dort sich selber zu leuchten und in reiner Erkenntniß zum Leben einzugehen. Dieses Wenige noch zum Preis der Vernunft und zum Dank für die Vorträge, welche wir heute vernommen."

Lauter Beifall ertönte, und Alle trennten sich im Gefühle eines froh und segensreich verlebten Tages.

Gomphardt fuhr wieder mit Reiner, der ihn in den Gasthof brachte und nebst der Bitte, jetzt gänzlich über ihn zu disponiren, mit den Versicherungen der freundschaftlichsten Gesinnungen verließ.

Gomphardt war ganz hingerissen von den Eindrücken des heutigen Tages. Der Gedanke, den Glauben auf Vernunftgründe zu reduciren und endlich durch die Vernunft glauben zu lernen, hatte so etwas Neues und Lockendes für ihn, daß er sich demselben gänzlich hingab. Selbst als er Abends an sein Tagebuch ging, hatte er nicht die Unbefangenheit, seinen Gefühlen und Gedanken ruhig Gehör zu geben, und begnügte sich, über die Mannigfaltigkeit der menschlichen Anlagen zu sprechen und aus dieser die Verschiedenheit der Ansichten und Lebenssysteme herzuleiten.

Den andern Tag stattete er seinem Freunde, dem Doctor Reiner, einen Gegenbesuch ab und war unerschöpflich im Lobe über den Ton und die Tendenz der gestrigen Gesellschaft. Er bat, solchen Versammlungen so oft als möglich beiwohnen zu dürfen und ihn, mit welchen Opfern und Auslagen es auch verbunden seyn möge, zu den Ihrigen zu zählen. Reinen freute sich dieses Antrages und erwiederte: „Es ist namentlich in unserer Zeit, wo man unter dem Deckmantel der Religiosität oder der Vernunft oft den Schein für Wahrheit, Schnelligkeit für Kraft und Zügellosigkeit für Freiheit hält, sehr tröstlich, Männer zu finden, die den Vorurtheilen entsagen und der einzig wahren Führung sich übergeben. Opfer und Auslagen giebt es keine, weil wir keines eigenen Locals be=

dürfen und überall, wo wir uns finden, der Altar unseres Bundes steht."

Gomphardt frug, auf welche Art es möglich gewesen sey, eine so ausgesuchte Gesellschaft zusammenzubringen?

Reiner erwiederte:

„Durch die Freimaurerei."

Gomphardt. „Durch die Freimaurerei?"

Reiner. „Nicht anders. In den Tempeln dieses Bundes versammeln sich, wenn auch nicht lauter Tugendhelden, doch immer die Vorzüglichsten einer Stadt und Gegend, wo die Gleichgesinnten sich finden und ohne Gesetze und Statuten, oft ohne es zu wollen, zu einem speciellen Zweck vereinigen und denselben von den Uebrigen unangefochten bearbeiten."

Gomphardt. „Die Freimaurerei ist eine merkwürdige Anstalt, die, in welchen Verhältnissen man mit ihr in Berührung kommt, wohlthätig wirkt und uns mit Erscheinungen bekannt macht, die wir ohne sie niemals hätten sehen können."

Reiner. „Das ist ja eben der Hauptzweck der Anstalt, zu sammeln und zu suchen, nicht sowohl aber Kenntnisse und Gelehrsamkeit, als vielmehr gleichgesinnte Herzen, mit denen man sich verbinden und im Streben nach Veredlung und Wahrheit stärken kann."

Gomphardt. „Ich erstaune und fange beinahe an, zu bedauern, mein Wort gegeben zu haben, nicht Freimaurer zu werden."

Reiner. „Jeder Gebildete sollte Freimaurer seyn, nicht um etwas neues Positives zu lernen, sondern aus

der Menge der Mitglieder seine wahren, mit ihm harmonirenden Brüder zu finden."

Gomphardt wurde nachdenkend und war schon halb entschlossen, den Doctor zu bitten, in seinem Namen an den Decan zu schreiben und ihn um die Zurückgabe seines Wortes zu bitten; allein er hielt noch an sich, um nicht durch die Autorität einer Verbindung die Freiheit der eigenen Forschung zu gefährden. Reiner bemerkte sein Nachdenken und äußerte:

„Sie scheinen über das, was ich gesagt, betroffen."

Gomphardt. „Warum soll ich es Ihnen verhehlen? Ich überlegte, ob es mir wohl zuträglich seyn könnte, in die Gesellschaft der Freimaurer zu treten."

Reiner. „Und darüber sind Sie noch ungewiß?"

Gomphardt. „Erlauben Sie mir zu fragen: Ist Riccort, der Neutrale, der Indifferentist, eben so gut Freimaurer als Sie und Ihre Freunde?"

Reiner. „Ganz gewiß."

Gomphardt. „Und Rinkam, der Geschichtsforscher?"

Reiner. „Eben so."

Gomphardt. „Und Reinthal, der Propagandist?"

Reiner. „Sucht und sammelt im Orden Brudergefühle."

Gomphardt. „Und Sie und Ihre Freunde?"

Reiner. „Suchen nach Gesetzen der Vernunft den Beweis der Unsterblichkeit."

Gomphardt. „Und Alles dieses geschicht auf Antrieb der Freimaurerei?"

Reiner. „Indem sich die Gleichgesinnten in ihr finden, ja."

Gomphardt. „Demnach hätte die Freimaurerei keinen eigenen, nur ihr zukommenden Zweck?"

Reiner. „Ist Ihnen das Gesagte nicht hinlänglicher Zweck?"

Gomphardt. „Sie hätte nichts, wovon sie sagen könnte: das gehört mein! das bearbeitet keine andere Anstalt?"

Reiner. „Keine andere Anstalt besitzt solche Allgemeinheit."

Gomphardt. „Eine Allgemeinheit der Zersplitterung, wo Keiner von dem Andern sagen kann, der ist mein Bruder um der Sache willen, die wir betreiben? Muß eine solche, in alle Zweige eingreifende Allgemeinheit nicht am Ende gefährlich werden?"

Reiner. „Ich glaube nicht."

Gomphardt. „Kann sie sich nicht am Ende in Staatseinrichtungen und gebotene Religionsgebräuche einlassen?"

Reiner. „Wenn es mit Maß und Ziel geschicht, wird es nicht schaden."

Gomphardt. „Wer bestimmt aber hier Maß und Ziel?"

Reiner. „Die Gesetze des Bundes."

Gomphardt. „Und sind solche immer wirksam genug?"

Reiner. „In einem geordneten Staate, ja."

Gomphardt. „In einem ungeordneten aber?"

Reiner. „Mag es allerdings manche Bedenklichkeiten haben."

Gomphardt. „Und wer ist der Richter, der uns immer mit Zuverlässigkeit sagen kann: der Staat sey geordnet oder nicht?"

Reiner. „In andern Ländern sind in dieser Beziehung Unregelmäßigkeiten vorgefallen; bei uns ist so etwas nicht zu fürchten."

Gomphardt. „Ich glaube es selbst und danke Ihnen für Ihre Willfährigkeit, mich zu belehren."

Doctor Reiner, der in diesen Fragen und Antworten eine gewisse Steifheit gewahrte, fürchtete, Gomphardt möchte ihn für einen Proselytenmacher ansehen und sprach:

„Meine Aeußerungen scheinen Sie zu befremden, und doch war ich nicht im Stande, Ihnen eine andere Auskunft zu geben. Hätte die Freimaurerei etwas Positives, das sie als Lehre aufstellen könnte, so würde sie es thun, indem sie sich gewiß besser dabei befinden würde, als auf einem solchen unübersehbaren Ocean, wo sie oft keinen Ankerplatz sieht, herumzusteuern. Da es aber einmal nicht anders ist, so müssen wir die Sache nehmen, wie sie sich zeigt, und so viel Gutes als möglich daraus ziehen. Indessen lassen Sie sich das Gesagte nicht anfechten und glauben Sie, daß wir einen muthigen Forscher der Wahrheit, auch ohne das Creditiv eines Bruders zu tragen, immerdar zu schätzen wissen werden."

Gomphardt entschuldigte sich, so gut er konnte, und bat, ihm seine vielleicht übertriebenen Bedenklich-

keiten nicht übel zu deuten. „Es sind keine Bedenklichkeiten, die Sie äußern," erwiederte Reiner, „sondern Wünsche, die Sie aussprechen. Sie verlangen von der Freimaurerei etwas Positives, Selbstständiges, das nur sie besitzt und austheilen kann. Dies findet sich, nach der Art, wie sie in den meisten Logen behandelt wird, durchaus nicht. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, ob nicht etwas Derartiges in ihr enthalten seyn könnte; denn es giebt unter ihren Symbolen manche, welche, um bloß als Erkennungszeichen zu gelten, viel zu tief in die Natur eingreifen. Bis jetzt haben nur einige Logen versucht, der äußern Einrichtung eine tiefere Bedeutung zu geben. Ich kann Ihnen daher, wie ich schon früher bemerkt, hierüber keine Auskunft geben, verspreche aber, sobald ich über eine positive Behandlung Kenntniß erlange, es Ihnen mitzutheilen und Ihrer Einsicht das Urtheil darüber anheim zu stellen."

Diese Unterredung hatte eine kleine Spannung unter den beiden Conferenten hervorgebracht, ohne jedoch das gegenseitige Interesse, das sie an einander genommen, zu verringern. Reiner machte daher den Vorschlag, auszugehen und einige Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Er führte ihn in die Ateliers zweier ausgezeichneter Künstler, was von Gomphardt, der Neuheit wegen, von großem Interesse war. „Die Künste," sprach Reiner, „sind die unzertrennlichen Begleiterinnen der Vernunft, weil sie die Ideen derselben verwirklichen und plastisch darstellen."

Die Anschauung bedeutender Kunstwerke erwärmte

ihre Gemüther wieder, und sie sprachen nachher noch lange über den Zweck der Menschennatur und die Mittel, denselben zu erkennen. Gomphardt bat den Doctor, bald wieder eine Gesellschaft, wie die frühere, zu veranstalten, und erbot sich, alle Kosten derselben zu tragen. Reiner versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, ohne jedoch in Hinsicht der Kosten auf das Anerbieten einzugehen. Nach drei Tagen versammelten sich Reiners Freunde in einem Gasthause in der Stadt, und Gomphardt hatte das Vergnügen, als ein alter Bekannter unter sie zu treten und sich schon im Voraus mit einigen derselben über die zu erwartenden Vorträge zu besprechen.

Es würde zu weit führen, Alles, was diesen Abend gesprochen und vorgetragen wurde, mitzutheilen, genug, Gomphardt fühlte sich wie das erste Mal von der Neuheit der Ideen, der Gewandtheit der Rede und vorzüglich durch den Ernst und Eifer, die in den Reden herrschten, hingerissen und sprach wieder laut seinen Dank und seine Bewunderung aus. Als aber einige Mitglieder der Gesellschaft ihn aufforderten, sich noch enger mit ihnen zu verbinden und Freimaurer zu werden, gab er ausweichende Antworten mit dem Bedeuten, die Sache zu überlegen. Die Gesellschaft ging übrigens sehr erbaut aus einander, und Gomphardt gab sich, trotz seiner Bewunderung, das Wort, auf seiner Hut zu seyn.

Mitglieder einer andern Loge hatten auch bereits seine Bekanntschaft gemacht und erfahren, daß er schon öfter Reiners Zusammenkünfte besucht habe, ohne

sich jedoch zur Aufnahme in die Freimaurerei zu entschließen. Diese hielten es für ein gutes Zeichen, und machten mancherlei Versuche, ihn für sich zu gewinnen. „Reiners Vernunftsystem," sprachen sie, „kann einem solchen schlichten und verständigen Manne nicht gefallen; ein solcher will keine Vernunftdemonstrationen, sondern practische Ansichten." Sie machten nun ihre Pläne, suchten ihn auf einen reelleren Sinn der Freimaurerei aufmerksam zu machen, und einer, Namens Klinkof, ein Rechtsgelehrter, übernahm es, ihn für seine Partie zu gewinnen. Er speiste zu diesem Zwecke einige Mal in Gomphardts Gasthofe, ließ sich mit ihm, so oft es sich thun ließ, in Gespräche ein, und als sie eines Tages über ein Thema noch nicht zu Ende waren, ging Klinkof mit ihm auf das Zimmer und suchte den angefangenen Discurs unvermerkt auf die Freimaurerei zu lenken. Da Gomphardt über diesen Gegenstand stets ausweichend antwortete, frug er ihn:

„Sie sind doch Freimaurer?"

Gomphardt. „Nein."

Klinkof. „Das wundert mich, da es sich alle gebildete Leute zur Aufgabe machen, es zu werden, und eine Ehre darein setzen."

Gomphardt. „Im practischen Leben Andern zu folgen, finde ich billig, in Lebensansichten halte ich dafür, sey Jeder hauptsächlich sich selbst verpflichtet."

Klinkof. „Ganz recht. Aber ein kleiner Leitfaden ist auch in solcher Hinsicht nicht überflüßig."

Gomphardt. „Sie mögen Recht haben. Es

kommt indessen darauf an, ob die Freimaurerei einen solchen Leitfaden zu geben weiß."

Klinkof. „Sie giebt die Norm, nach welcher unsere Vorfahren zu Werke gegangen."

Gomphardt. „Das ist viel, wenn die Norm ächt ist."

Klinkof. „Sie ist es, dafür bürgen die unbezweifelten Urkunden und Constitutionen."

Gomphardt. „Und was lehren diese?"

Klinkof. „Wie unsere Väter ihre Versammlungen eingerichtet, geleitet und erhalten haben."

Gomphardt. „Zu welchem Zwecke aber?"

Klinkof. „Zum Zwecke der Selbstveredlung, indem man sich gewöhnte, gegebenen Gesetzen zu huldigen und sie nach einem freien Vertrag zu erfüllen."

Gomphardt. „Die Erfüllung der Gesetze war also der Zweck?"

Klinkof. „Nicht anders."

Gomphardt. „Ich würde gelehrt, jedes Gesetz sey zur Erfüllung eines Zweckes gegeben und könne nie selbst Zweck seyn."

Klinkof. „Im gewöhnlichen Leben wohl."

Gomphardt. „Bei Ihnen ist es demnach anders. Sie werden mir verzeihen, wenn ich dieses sonderbar finde. Doch vielleicht begreife ich die Sache noch nicht und bitte Sie daher um nähere Belehrung."

Klinkof. „Wenn ich Ihnen sage, auf dieselbe Weise, wie wir, haben die Freimaurer sich schon vor hundert Jahren versammelt und sich zu erkennen gegeben. Noch mehr: schon im Jahr 926 wurden die

ersten festen Constitutionen gegründet und die Gesetze des zweiten Jahrhunderts zur Richtschnur genommen. Demnach kann es nicht anders als höchst interessant seyn, dieselben Manieren, Sentenzen und Bewegungen zu gebrauchen, wie es zu jenen Zeiten geschehen."

Gomphardt. „Wenn solche Manieren, Sentenzen und Bewegungen auf keinen bestimmten Zweck hinzielten, keine Resultate dadurch zu gewinnen waren, so bedaure ich unsere Vorfahren, daß sie sich zu solchen Spielen hergeben konnten; uns aber kann ich nicht loben, wenn wir solche Spiele Jahrhunderte lang fortsetzten."

Klinkof. „Sie haben demnach keinen Sinn für Alterthümer?"

Gomphardt. „Wenn sie geschichtlichen, positiven Werth haben, oder man dabei etwas lernen kann, o ja. Aber sagen Sie selbst, was würden Sie von einem Manne halten, der Pallette und Pinsel eines Apelles besäße, und ohne malen zu können, oder wenigstens malen zu lernen, sich für einen Maler ausgäbe?"

Klinkof. „Ich sehe nicht, wohin diese Frage führen soll?"

Gomphardt. „Sie soll dahin führen, daß, so lange die Welt steht, Constitutionen und Gesetze stets darum gegeben wurden, einen im Auge habenden Zweck zu erreichen. Der Zweck kann von Anfang an nie aus äußern Formen und Gesetzen entspringen, immer war es der Zweck, zu dessen Erreichung Constitutionen und Gesetze aufgestellt wurden. Das Mi-

litair hat Militairgesetze, um sich tüchtig zu machen, im Nothfall das Vaterland zu vertheidigen und dessen Feinde zu schlagen. Staatsgesetze sind vorhanden, um die Zwecke des Staates, Industrie und Wohlstand, Ordnung und Bürgersinn, Moralität und Sittlichkeit zu fördern. Die Freimaurer aber scheinen das Gesetz zum Zweck erhoben zu haben, gefallen sich in antiken Formen, unterhalten die Einfassung des Brunnens, unbekümmert, ob die Quelle desselben fließt oder nicht. Ja, sie würden, so däucht mich, die Quelle abgraben, wenn sie zufällig noch flösse, nur um nicht gemahnt zu werden, daraus zu schöpfen. Zeigen Sie mir die Quelle! Machen Sie mich mit dem Zweck bekannt, und wenn diese mir zuträglich und wichtig genug scheinen, werde ich dankbar Ihren Vorschlag annehmen."

Klinkof sah nach dieser Antwort, daß er hier nicht so leicht zum Ziele kommen werde, bat daher um Verzeihung, so lange lästig gewesen zu seyn, und entfernte sich mit dem Vorsatze, hier keinen Versuch mehr zu machen.

Gomphardt kam den andern Tag zu Reiner und gab ihm Bericht von Klinkofs Besuch und seiner Absicht, ihn zur Aufnahme in seine Loge zu bewegen. Reiner ließ sich genau referiren und äußerte sich, nachdem er Alles vernommen: „Es ist unbegreiflich, wie die gebildetsten und vernünftigsten Männer mit großartigen Formen spielen können, ohne einen Kern dahinter zu ahnen oder zu suchen. Die gelehrten und kunstreich zusammengestellten Tiraden über Ur-

sprung, Constitutionen, Unterschriften und tausend andere Dinge haben uns so weit von der Sache entfernt, daß es, wenn sie auch wieder gefunden würde, gefährlich seyn müßte, sie zu berühren und deutlich auszusprechen. Hätte ich nicht die gründlichste Vermuthung, es müsse etwas für die ganze Menschheit Wohlthätiges in den Formen und Symbolen der Freimaurerei enthalten seyn; gäbe sie mir nicht Gelegenheit, gleichgestimmte Mitglieder unter ihnen zu finden und sie wenigstens zu einem Vernunftzweck um mich zu versammeln, wahrlich, ich würde es mir zum Vorwurf machen, meine Zeit durch ein leeres Ceremoniel zu tödten und mich zugleich von der Schwäche der menschlichen Denkkraft zu überzeugen. Doch genug hiervon. Lassen Sie uns über unsere eigenen Angelegenheiten sprechen."

„Mein Freund Riccort hat mir einen Bericht über Sie gegeben, der mein ganzes Interesse für Sie in Anspruch nimmt. Er weiß, wie sehr ich gegen seinen Indifferentismus zu Felde ziehe, dagegen Alles in Schutz nehme, wo sich eine gewisse Festigkeit, ein positives, wenn auch nur ideales Ziel, bemerkbar macht. Sie haben ihm Ihre Lebensgeschichte und dadurch den Grund Ihrer Zerwürfnisse mit sich selbst anvertraut, wollten sich aber, trotz der Mühe, die er sich Ihretwegen gab, nicht entschließen, seinen Ansichten beizutreten und sich zu diesem Zweck mit ihm zu verbinden. Dieses brachte ihn, vermöge seiner natürlichen Gutmüthigkeit, zu dem Entschluß, Sie an mich zu addressiren. Sie sind hier, haben die Früchte meiner Bemühungen, durch die Ver-

nunft ein positives Lebensziel zu erringen, gesehen. Anfangs glaubt' ich, Sie gänzlich für unsere Ansichten gewonnen; aber die Bedachtsamkeit, die Sie nach einigen unserer Zusammenkünfte blicken ließen, überzeugte mich bald, daß ich mich verrechnet, und Sie unter uns auch nicht gefunden, was Sie suchen."

Gomphardts Leutseligkeit, die es niemals über sich gewinnen konnte, Jemanden, der sich zuvorkommend zeigte, mit Ausflüchten abzuspeisen, kam durch diese Erklärung in nicht geringe Verlegenheit. Er wollte antworten. Reiner aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sprach: „Lassen Sie sich durch meine Offenherzigkeit nicht beunruhigen, und denken vielmehr, es werde zweckmäßiger seyn, uns ohne Hülle kennen zu lernen. Ich kenne Ihre Lebensgeschichte, habe also in Hinsicht der Beurtheilung Ihres Characters viel vor Ihnen voraus; ich werde, um uns in ein gehöriges Parallel zu stellen, Sie auch mit meiner Lebensgeschichte bekannt machen und es dann Ihrem Urtheile überlassen, ob Sie mich ferner auf meinem Wege begleiten oder eine andere Bahn für Ihre Forschungen einschlagen werden."

„Ich bin der einzige Sohn eines angesehenen Staatsbeamten, der sich durch meine Mutter ein bedeutendes Vermögen erheirathete. Mein Vater, ein äußerst geachteter und in allen Geschäfts-Verhältnissen wohl erfahrener Mann, ließ mir eine Erziehung geben, wie nur Wenigen zu Theil wird. In meiner Jugend hatte ich die besten Privatlehrer. Als ich aber in die Gymnasial-Classen stieg, da wurde vollends Alles an-

gewandt, um einen guten Grund für meine künftige wissenschaftliche Bildung zu legen. Ich hatte Lust, zu lernen, und lernte leicht; daher kam es, daß ich mit den Vorkenntnissen einige Jahre früher fertig war, als es das Alter auf die Universität zu gehen gestattete. Diese Zeit durfte natürlich nicht ungenützt vorüber gehen, daher hatte ich Sprachlehrer, nicht nur in den lebendigen, sondern auch in den alten orientalischen Sprachen. Ich schien den Leuten, in Hinsicht des auswendig Gelernten, eine Art Wunder, und daher kam es vermuthlich, daß mein Vater nachher, ohne Rücksicht auf die sogenannten Brodstudien, keine andere Absicht zu haben schien, als einen vollständigen Gelehrten aus mir zu machen. Ich wurde zwar als Academicus Juris eingeschrieben, hingegen widmete ich den größten Theil meiner Zeit dem Studium der Geschichte und den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, so daß ich fünf Jahre zu thun hatte, ehe ich mein juridisches Examen machen konnte. Dieses fiel gegen alle Erwartung, durch die philosophische Ordnung, die ich hinein zu legen wußte, so gut aus, daß ich berechtigt gewesen wäre, mich gleich um eine Anstellung in dem Staatsdienst zu melden. Ich konnte mich nicht dazu entschließen; um aber doch etwas zu thun, ohne jedoch meinem Hang zu den Wissenschaften zu nahe zu treten, ließ ich mich in die Liste der Rechtspracticanten als Advokat einschreiben."

„Von jetzt an, obschon ich noch im älterlichen Hause wohnte, bekam mein Betragen eine Selbstständigkeit, die ich vorher nicht kannte. Als Student steht

man immer noch unter der Aufsicht, nicht nur des Vaters, sondern auch der Mutter, und dieses bildet ein Verhältniß von Kindlichkeit, das mit den Studienjahren aufhört. Ich war so glücklich in meinem Geschäfte, daß ich manches Ansuchen zurückweisen mußte, hatte aber das Unglück, in einem Zeitraum von drei Jahren meine Aeltern zu verlieren. Wie viel Einfluß dieser Verlust auf meine nachherige Denkweise hatte, weiß ich nicht, genug der Hang zur speculativen Philosophie nahm in mir so überhand, daß ich mich entschloß, ihr gänzlich zu leben und wo möglich ihren obersten Grundsatz, ihr letztes Ziel, ohne alle betrügerische Nebenverzweigungen und ohne Zwang irgend einer Schulform zu erforschen."

„Was ist Philosophie? war natürlich in meinem jetzigen Zustand die erste und wichtigste Frage. Ich suchte in allen vorhandenen philosophischen Systemen, konnte aber eine Definition, wie ich sie wünschte, nirgends finden. In den ältern Zeiten waren die Philosophen die natürlichen Priester, und ohne Philosophie schien keine Priesterschaft denkbar. Ich verfolgte diese Idee und fand mich in Kurzem mit der Geschichte unserer Zeit, wo Philosophie und Religion als ganz gesonderte Gegenstände dastehen, in völligem Zwiespalt. Religion und Philosophie mußten nach den oben ausgesprochenen Ansichten nur Eines seyn; wie war es möglich, diese zwei heterogen scheinenden Dinge unter Eine Vorstellung zu bringen?"

Ich sah die Hindernisse alle, die sich vor mir aufthürmten, aber mein Entschluß blieb unerschüttert.

Die Kenntniß der orientalischen Sprachen kam mir jetzt sehr zu statten; ich las die Zend in der Ursprache, machte mich bekannt mit der Lehre der Brahmanen und der Buddahisten, mit den Symbolen der Magier und Aegyptier, und um Alles gethan zu haben, studirte ich die Bibel, verglich sie mit andern Schriften und fand, daß, wenn sich die Religionen nicht auf einen obersten Grundsatz zurückführen lassen, von einem obersten Grundsatz der Philosophie gar keine Rede seyn könne."

„Religion als Philosophie, und Philosophie als Religion zu behandeln, war nun die Aufgabe, deren Lösung besonders zu unsern Zeiten, wo eine die andere von sich auszuschließen scheint, an die Unmöglichkeit grenzt. Doch wenn auch nicht die geringste Aussicht auf einen befriedigenden Erfolg vorhanden war, so blieb die Sache zu wichtig, um ihr nicht alle Kräfte freudig zu widmen. Das that ich, und da ich keine Quellen mehr fand, woraus ich schöpfen konnte, verfiel ich auf die Freimaurerei. Ich hatte Vieles über diese Anstalt gelesen und Andeutungen bemerkt, wo man auf etwas Hohes, mit meiner Aufgabe Uebereinstimmendes schließen konnte. Ich bewarb mich um Aufnahme, erhielt den Eintritt, und Anfangs schien es, als sollten meine Wünsche befriedigt werden. Das Erhabene des Ceremoniels, die Jahreszahl, der Stifter oder Patron und andere Umstände erfüllten mein Gemüth mit den schönsten Hoffnungen. Doch in einigen Jahren schon erkannte ich die Täuschung, welcher ich mich hingegeben. Ich erhielt nach und nach alle Grade, wo ich mich

von einem zum andern vergebens nach Aufschluß sehnte. Moralität, Humanität, Bruderliebe, Menschenliebe waren die Gegenstände, die uns von jeder Kanzel und oft noch viel besser als in den Freimaurerhallen gelehrt werden, um welche sich dennoch die Vorträge der Mitglieder, wie um ein Rad drehten, ohne jedoch im bürgerlichen Leben deutlichere Spuren zu hinterlassen, als wir bei andern Leuten sahen."

„Humanität verlor sich oft in selbstsüchtige, oft politische Ansichten; Moralität aber war eine Trennung von allen positiven, religiösen Satzungen; Menschenliebe ist ein biblisches, in der christlichen Religion gebotenes und im Herzen des Menschen ruhendes Gesetz, und es bedarf keiner besondern Anstalt, um uns dasselbe zu lehren, es müßte denn seyn, daß wir uns als Kinder betrachteten, denen der Wille des Vaters täglich wiederholt werden muß. Bruderliebe ist die eigentliche Basis, auf welcher die Gesellschaft ruht. Dieses Gesetz wird auf die mannigfaltigste Weise ausgeübt. Dem Vergnügungssüchtigen giebt es die Annehmlichkeit, überall, selbst wenn er in einen Gasthof tritt, Brüder zu finden, mit denen er sich unterhalten kann. Dem Gelehrten verschafft es Verbindungen mit allen Ländern und öffnet ihm den Weg, in diese oder jene gelehrte Gesellschaft zu treten und ein Diplom als Ehrenmitglied zu erhalten. Den Kaufleuten erwächst dadurch der Vortheil, auf die leichteste Art Bekanntschaften zu machen und Handelsgeschäfte anzuknüpfen. Der Künstler endlich erhält durch die Mitglieder der Anstalt Anhänger und Verbreiter seines Namens, so daß er

in der Concurrenz eines Nichtmaurers gewöhnlich den Vorzug erhält. Dies war es, was sich mir als Tendenz der Freimaurerei factisch vor Augen stellte, und ich wäre längst zurückgetreten, wenn nicht der oben bezeichnete Vortheil, gute Menschen zu finden und um sich zu versammeln, mich noch festgehalten hätte. Aus diesem Grunde allein erachte ich es für jedes Biedermannes Pflicht, in den Orden sich aufnehmen zu lassen, um dem wahrhaft Guten gegen Lauheit, Ehrgeiz und eitle Vergnügungssucht ein Uebergewicht zu verschaffen."

„Dies ist freilich für einen denkenden Mann ein höchst untergeordneter Zweck; allein so lange kein höherer gefunden ist, muß man sich damit begnügen. Es lassen sich freilich von manchen Orten her Stimmen vernehmen, welche uns auf einen Kern, auf eine positive Selbstständigkeit und ein, nur der Freimaurerei eigenthümliches Licht aufmerksam machen, aber diese Stimmen sind gegen die Rinde hierarchischer Gewohnheiten noch viel zu schwach, um sie zu sprengen, und so sehe ich mich immer noch an meine eigenen Kräfte gewiesen, die, ich fühle es, ohne Freundeshülfe nicht hinreichen."

„Acht Jahre habe ich in der Freimaurerei gesucht und nichts als Spuren gefunden. Allein auch diese verloren sich wieder, wenn ich sie auf wissenschaftlichem Wege verfolgte. Die Freimaurerei ist nach Allem, was ich darüber gehört und gelesen, practischer Natur, wo man die Mittel und die Anwendung derselben kennen muß, um ihren Geist zu erforschen. Indessen zu die-

ser Anwendung scheinen, wenn auch nicht alle, doch diejenigen Logen, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, den Schlüssel verloren zu haben."

„Das Verlorne wiederzufinden, war nun die Aufgabe, die ich zu meinem Zweck mir machen mußte. Aber wie und wo nun suchen? Philosophie und Religion blieben immer die zwei unauslöschbaren Lichter, welche mir aus dem Chaos meiner Forschungen leuchteten. Daher frug ich mich abermals: welchen Zweck haben Philosophie und Religion? und wohin zielen die Wünsche aller derjenigen, die sie betreiben? ja, wohin zielen die Wünsche der ganzen Menschheit?"

„Ich hatte schon längst die Nothwendigkeit eines Gesetzes erkannt, unter dessen Bestimmungen Alle stehen, zu welchen Bekenntnissen sie auch gehören mögen. Ich frug mich: „Welches ist dieses Gesetz?" und gab mir zur Antwort: „Glauben." — „Doch wie soll man glauben?" war die zweite Frage. Antwort: „Vernünftig."— „Doch was soll ich glauben?" Bei dieser Frage schloß sich das Räthsel wieder fester als je zu; denn die Antwort, wenn sie aus der Vernunft hergeleitet werden sollte, fiel so geringfügig aus, daß es eigentlich der Mühe nicht lohnte, darüber nachzudenken."

„Was soll man glauben?" Diese Frage mußte natürlich so lange wiederholt werden, als die Antwort mangelte. Der Glaube, wofern er ein Glück für den Menschen seyn soll, muß mit seinen Wünschen übereinstimmen. Was wünscht aber der Mensch hauptsächlich? Was stellt er über alle Güter der Welt? Des Menschen unvertilgbarster Wunsch ist Leben. Gebt

ihm die Aussicht auf ein fröhliches, sicheres Leben, und seine Wünsche sind befriedigt. Diesem mächtigen Triebe ist Alles untergeordnet; selbst der Glaube an Gott. Gebt dem Menschen ein sicheres Leben ohne Gott, und er wird es nicht ausschlagen, gebt ihm aber Gott ohne Sicherheit seines Lebens, und er hat die Freuden seines kurzen Daseyns schon im Voraus verloren. Nun hatte ich, was ich suchte, nämlich den Gegenstand des Glaubens, und zwar so offen und unverschleiert, daß man davor erschrecken konnte. — Gebt dem Menschen einen sichern Beweis für die Unsterblichkeit, und die Aufgaben aller Mysterien, aller Religionen und Schulen sind gelöst."

„Ich fühlte mich glücklich, endlich einmal bestimmt zu wissen, was uns Noth thut. Ich sprach mit einigen für solche Ideen empfänglichen Freunden und bildete den Verein, in welchen ich Sie eingeführt. Wir waren nicht müßig, haben, wie Sie selbst gehört, geforscht und geprüft; aber leider muß ich bekennen, daß ich mich dem Wesen nach eben so weit vom Ziele sehe, als ich früher war. Was meine Freunde und ich über die Sache sprachen, ist gut und zweckmäßig für den, der schon Glauben hat und durch unsere Reden sich nur zu erbauen und zu stärken braucht; für den Ungläubigen, für den trockenen Verstandesmenschen hingegen sind es leere Worte, die Beweisen ähnlich klingen, aber keinen Begriff und keinen Eindruck zurück lassen."

Gomphardt fühlte sich bei diesem Geständnisse höchst überrascht. Die Uebereinstimmung der Ansich-

ten, der heiße Wunsch Reiners nach einer höhern Erkenntniß, sein Muth und seine Ausdauer zogen Gomphardts Herz unwiderstehlich an sich, und nachdem er Reiner die Hand gereicht, sprach er: „Ich bewundere Sie! So viel Klarheit und so viel Ausdauer wird man nirgendswo beisammen finden. Wenn Sie mich für würdig halten, auf dem von Ihnen betretenen Wege Ihr Reisegefährte zu seyn, so zählen Sie auf mich. Ich werde, wenn auch nur nach einem idealen Ziele strebend, standhaft bleiben, um Ihnen dadurch einen Beweis meiner Hochachtung und Freundschaft zu geben."

Reiner behielt Gomphardts Hand in der seinigen und erwiederte: „Freund! es ist etwas mehr als ein bloßes Ideal, worauf ich baue. Diejenigen, welche die Bibel verfaßt, welche einen unendlichen Schatz von Weisheit darin niedergelegt, und derjenige, welcher die Geschichte der Evangelien lebendig dargestellt, alle diese müssen doch nothwendig einen Grund, eine Absicht und ein Ziel gehabt haben. Die Hinterlassenschaft, welche wir von jenen hohen Vorbildern empfangen, ist, wenn wir sie auch nur dem Wortsinn nach beurtheilen, so erhabener Natur, daß wir genöthigt sind, die Compilatoren derselben als Genien der Menschheit zu verehren. Sie haben Lehren aufgestellt, zu deren Beurtheilung uns der Schlüssel fehlt. Dieser Schlüssel aber ist zu finden, ist in der Natur des Menschen; ich ahne, ich fühle ihn manchmal, doch wenn ich ihn zu fassen meine, entschwindet er meinen Händen, ohne daß ich weiß, auf welche Art."

„Freund!“ fuhr er, Gomphardt in's Auge fassend, fort; „Unsere gleiche Denkweise über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens macht uns schon zu natürlichen Freunden; aber wir wollen unsern Bund mit Worten besiegeln, um uns des Endzwecks desselben immer bewußt zu seyn und ihm durch Erinnerung daran stets neue Stärke zu geben.“

„Das große Bedürfniß des Menschen zum Glücke ist die Ueberzeugung seiner Fortdauer nach diesem Leben.“

„Die Ueberzeugung in dieser Beziehung ist doppelter Art, entweder durch Glauben oder durch Beweise.“

„Der Glaube ist keine sichere Stütze, denn er kann uns verlassen, wie Sie an sich selbst erfahren; darum ist Jeder, der die Menschheit liebt, verpflichtet, den Beweis suchen zu helfen.“

„Zu diesem Zwecke wollen wir uns verbinden und Freunde bleiben durch unser ganzes Leben. Sie reisen durch die Welt und werden in Schriften und Gesellschaften suchen; ich gehe meine betretene Straße und werde meinen Eifer nicht erkalten lassen. Welchem von uns Beiden es gelingt, den Beweis, oder auch nur den Schlüssel dazu zu entdecken, der wird dem Andern unverzüglich Nachricht ertheilen und ihm die Mittel an die Hand geben, zu derselben Erkenntniß zu gelangen.“

Beide gelobten sich dieses, und Reiner erklärte, er fühle sich viel leichter, seitdem er das Bekenntniß seines Unvermögens von dem Herzen gewälzt.

Die Freundschaft.

Wir sehen Gomphardt durch das Freundschaftsbündniß mit Doctor Reiner auf einem Standpunkt, wo er die Welt von einer andern Seite als früher zu Gesichte bekommt. Bisher hatte er im engen Kreis seiner Persönlichkeit gelebt, wo er alle Berührungen von Andern nur in dem Grade beurtheilte, als sie auf ihn einwirkten. Jetzt wird der Tempel der Menschheit ihm geöffnet. Er soll sich einer Thätigkeit widmen, welche die Schranken der Individualität überschreitet und allen Menschen gilt. Er hat die Aufgabe erkannt; aber die Stellung ist ihm noch zu neu, als daß es ihm zu verargen wäre, wenn er sich noch nicht darein zu finden weiß und jede Einzelnheit, die sich nur einigermaßen mit dieser Allgemeinheit in Verbindung setzen läßt, mit heißer Begierde umfaßt.

Das Freundschaftsbündniß, das er mit Reiner geschlossen, ist, obschon von edler Natur, eine solche Einzelnheit, indem er nicht sowohl den Zweck dieser Freundschaft, als vielmehr die Person, welche das Freundschaftsgefühl in ihm erweckt, im Auge hatte. Reiner galt ihm für das Ganze, ja, in einigen Augenblicken für die ganze Menschheit und darum fiel es ihm oft noch schwer, in gleichem Fluge mit diesem sich zu erheben und die übernommene Verpflichtung in ihrer völligen Allgemeinheit zu beurtheilen.

„Ich bin mir fremd geworden," schreibt er selbst in sein Tagebuch, „und bemühe mich vergebens, meine

Aufgabe mir klar vor Augen zu stellen. Ich bin mir fremd geworden, wie Einer auf unübersehbarer Ebene, wo sich der Blick ringsum in den Wolken, welche die Erde zu begrenzen scheinen, verliert. Allein ich fühle, daß aus einer solchen, Alles umfassenden Allgemeinheit nur Gutes entspringen kann, und werde mich bemühen, sie übersehen zu lernen."

Einst kam Gomphardt zu Reiner und sprach: „Ich bin mit mir im Reinen. Zu der Selbstständigkeit, wozu Du mich zu erheben gedachtest, werde ich schwerlich gelangen. Ich fühle mich zu einer Art Abhängigkeit geboren, wozu sich die Belege in meiner Lebensgeschichte finden, besitze aber so viel Selbstgefühl, mich keinen niedern Zwecken unterzuordnen, sondern das Höchste zu wagen, wozu mich Freundschaft aufzufordern für dienlich hält. Du hast Absichten mit mir gehabt. Meine Kräfte kennst Du nun; das Ziel mußt Du mir setzen und klar vor die Augen stellen, damit der Gedanke, von Dir bemerkt und mit freundschaftlicher Anerkennung belohnt zu werden, mich begleite und zum treuen Gefährten Deiner Unternehmungen mache."

Reiner erwiederte auf diese Aeußerung: „Die Kräfte kennen wir und auch das Ziel. Dies ist nicht sowohl die Unsterblichkeit selbst, als vielmehr der Beweis dafür. Hätten wir diesen, so wäre die Welt geordneter und würde nicht so leicht von einem Extrem auf das andere kommen und, wie der Schwan im See, aus Laune bald hieher, bald dorthin schwimmen."

Gomphardt. „Wer Glauben hat, bedarf keines Beweises."

Reiner. „Doch wer keinen Glauben hat! Wie dann? Kann man Jemanden zum Glauben zwingen? Noch mehr: Ist eine Sache, die wir glauben, wohl schon des Glaubens wegen wahr? Wir dürfen uns, wenn wir unserem Wort getreu seyn wollen, keine Bedingungen machen und uns keine aufdringen lassen. Das Bedürfniß der Menschheit giebt uns die Aufgabe; ihr nothwendigstes Bedürfniß ist der Beweis für Unsterblichkeit. In einem solchen würden sich Alle vereinigen, Alle concentriren und gleich einer großen Famimilie, Hand in Hand durch's Leben ziehen."

Gomphardt. „Ist die Möglichkeit eines solchen Beweises denkbar?"

Reiner. „Wenn Unsterblichkeit ist, so muß ein Beweis davon in der Natur liegen. Der Mensch kann Alles, was um ihn vorgeht und auf ihn einwirkt, erkennen und beweisen. Wo er dieses nicht vermag, da hört für ihn das Leben auf, und der Tod tritt an die Stelle."

Gomphardt. Nach diesen Aeußerungen wäre, wenn kein Beweis dafür vorhanden ist, keine Unsterblichkeit möglich!"

Reiner. „So ist es."

Gomphardt. „Und wir hätten auf den Beweis mehr Gewicht zu legen, als auf die Sache selbst?"

Reiner. „Weil aus dem Beweis die Sache erst für uns entsteht, allerdings."

Gomphardt. „Der Beweis wäre also das eigentliche Palladium zum Wohle der Menschheit?"

Reiner. „In diesem liegt Alles, die Selbst-

ständigkeit des Menschen, sein Ziel und sein Glück. Der Gelehrte hat durch ihn eine Richtung des Denkens und Forschens, auf welcher er nicht mehr verirren, die Philosophie einen obersten Punkt, an den sie ihre Lehrsätze anknüpfen und Unfehlbarkeit ziehen kann. Ja, alle Institutionen zur Veredlung der Menschheit, selbst die Religionen, namentlich aber die christliche, erhalten durch einen solchen Beweis erst wieder Leben und Bedeutung."

Gomphardt. „Die Religion selbst giebt nach dem Ausspruche der Theologen den Beweis."

Reiner. „Nein, die Religion beweist nicht, sondern baut auf einen vorangegangenen Beweis."

Gomphardt. „Das ist seltsam, und doch muß es wahr seyn, sonst könnten die Bekenner einer Religion und ihre Priester selbst nicht zweifeln."

Reiner. „Die Religion beruht auf einem Beweise, den wir nicht mehr kennen. Ohne vorhergegangenene Beweise hätte keine Religion entstehen, kein Stifter sie in's Leben führen können."

Gomphardt. „Giebt es Merkmale einer solchen Erkenntniß des Beweises?"

Reiner. „Das Urim und Thummim der Israeliten sind verloren gegangen. Die Symbole der Incarnationen Vischnu's sind für uns nur noch alberne Fabeln und Mährchen. Selbst die Fleischwerdung Christi ist in unsern Augen eine Erscheinung, die wir, weil wir das Vermögen nicht mehr haben, sie zu begreifen, als Mythe und als eine Composition schwachsinniger Glaubensgenossen erklären. Absprechen und läugnen kann jeder mit Vernunft sich brüstende Schwächling; begrei-

sen nur der ruhige Denker; eine wichtige Sache zu erforschen und zugleich Andern mitzutheilen, sind nur Wenige im Stande. Diese aber sollen sich nicht von Hindernissen und kleinlichen Rücksichten zurückschrecken lassen, die Wahrheit zu suchen, sondern im Bewußtseyn, für die Menschheit zu arbeiten, dem Trieb ihrer Kraft gehorchen und die Wahrheit aus allen Hüllen hervorzuziehen trachten."

Gomphardt. „Du hast eine neue Sonne an den Horizont meines Lebens gestellt! Ich danke Dir und wiederhole es, daß ich unter der Aegide der Freundschaft, Deiner Freundschaft, Alles thun werde, was zu unserm Zweck gehört. Allein ich fühle, daß ich Dich, um unserm Vorhaben getreu zu seyn, verlassen muß. Deine Nähe, die Aeußerungen Deiner Freunde, Alles wirkt zusammen, um meine Denkweise zu bestechen und unter ihrer Autorität zu beugen. Ich muß es, nach Deinem Ausspruch, selbst gewinnen, den Weg, den die ersten Stifter der Religionen und anderer Institutionen der Weisheit gewandelt, in mir selbst aufsuchen, um dadurch, wie die Theosophen sagen, das verlorene Paradies wiederherzustellen."

Reiner. „So ist es. Ein Verlorenes haben wir zu suchen und wiederzufinden; darauf zielen die Lehren aller Weisen der Geschichte. Und jetzt erst fällt mir bei: auch die Freimaurerei spricht von etwas Verlorenem und Wiedergefundenem. Wohlan, so wollen wir suchen, und wenn auch kein Lohn dafür zu empfangen ist, so soll uns das Gefühl, nach dem Höchsten gerungen zu haben, belohnen."

Sie besprachen sich noch über andere, minder wichtige Angelegenheiten und setzten unter Anderm einen Reiseplan und die Zeit der Abreise fest. Gomphardt bat Reiner, seinen Freunden ein Abendessen geben zu dürfen, um noch einmal unter ihnen zu seyn und vielleicht neue Vorträge zu hören. Als Reiner Einwendungen machen wollte, sprach Gomphardt: „Ich habe mich in Hm. von Riecorts Freunden auf gleiche Art getrennt und eine angenehme Erinnerung mit mir genommen. Der hiesige Aufenthalt war für mich zehnfach wichtiger, und darum laß mich ein kleines Dankopfer bringen.“ Reiner gab endlich nach und äußerte: er werde sich mit einigen seiner Freunde über den Tag der Zusammenkunft besprechen und ihm Antwort ertheilen.

Sie kannten sich, und Gomphardt überdachte mit ernstem Nachsinnen das Gehörte. Abends, bevor er sich zur Ruhe begab, setzte er sich an sein Tagebuch und sprach sich darin folgendermaßen aus.

Den 4. October.

Ich habe einen Freundschaftsbund geschlossen, bin aber, um meine Pflichten als Freund zu erfüllen, auf mich selbst gestellt. Ich muß den Freund verlassen und allein wandern. Werde ich es wohl können? Ich stand, als mich meine Frau verließ, auch allein; doch damals dachte ich nicht an ein Vorwärtsschreiten, sondern hätte mich lieber in eine Höhle verkrochen. Jetzt darf ich nach einem feierlichen Versprechen nicht

stille stehen, sondern muß vorwärts, einem Ziele entgegen, zu dessen Erreichung ich auch noch nicht die geringste Aussicht habe.

Unsterblichkeit! Räthselhaftes Wort! Du seyest ein Erbgut der Menschheit, sprechen Viele. Manchmal, wenn mein Gefühl erweckt ist, möchte ich mich zwingen, es zu glauben; wenn ich jedoch die Vernunft frage, so schließt sich der Eingang in die Ewigkeit wieder zu, und ein beglücktes Wiedersehen wird zur Hoffnung eines phantastischen Schwärmers.

Die Religion liefert keinen Beweis für Unsterblichkeit; darum kümmert sie sich nicht: Unsterblichkeit ist ihr ein Axiom, worüber zu sprechen so unnütz wäre, als über die Helle der Mittagssonne. Die Religion lehrt uns nur, einer unglücklichen Fortdauer entgehen und eine glückliche gewinnen.

Wer hat den Religionsstiftern und frühern Völkern Unsterblichkeit in die Seele geschrieben? oder vielmehr: wie war sie in ihre Seele geschrieben? Reiner sagt: der Beweis der Unsterblichkeit ist verloren gegangen. Dagegen frage ich: Ist mit dem Verlust des Beweises oder des Axioms die Unsterblichkeit selbst verloren gegangen?

Hier wäre das Feld zu einer neuen Dogmatik, wo man statt zu sagen: der Glaube ist Zeugungskraft des ewigen Lebens, sagen könnte: der Beweis erweckt zum Leben, und ohne Beweis herrscht der Tod.

Fort mit solchen Wortspielen, wovon Reiner selbst nicht immer frei ist. Factische Wahrheit verlange ich, die auch ohne Erklärung wahr bleibt und

durch keine Benennung oder Umschreibung den geringsten Verlust leidet.

Ich habe noch nie gewagt, den Inhalt der Vorträge, die ich bei der ersten Zusammenkunft mit Reiners Freunden gehört, zu prüfen. Ich war davon hingerissen, ohne zu wissen, ob sie Realität haben.

Einer sagt: Aus Willen und Denkkraft besteht die Vernunft, indem wir ohne Willen nicht denken und ohne Denken nicht wollen können.

Gegen dieses ist nichts zu sagen. Wenn er aber behauptet: aus den drei Grundursachen alles Gewordenen lasse sich auf die Gewißheit der Unsterblichkeit schließen, so findet sich bei ruhigem Nachdenken, daß der Schluß zu gewagt ist.

Wenn mich die Lust anwandelt, auf einem eigenen Clavier zu spielen, so bestelle ich eines. Die Lust zu spielen ist das Hauptmotiv, der Instrumentenmacher die Ursache als Kraft, und endlich erscheint das Instrument als Wirkung.

Wenn der Schöpfer den Menschen erschuf, um Vernunft-Potenzen um sich zu sammeln, so hat der Vortrag der Redners einige Gründe für sich. Wenn aber Gott Himmel und Erde erschuf, um Menschen zu haben, so ist die Menschwerdung die Grundursache oder das Ziel, und der Mensch erfüllt seine Bestimmung auf der irdischen Laufbahn.

Der zweite Redner sprach: der Mensch ist vermöge der Vernunft ein Ebenbild Gottes und kann als solches nicht sterben. Der Tropfen Wasser ist auch ein Ebenbild, ein Theil des Meers; kann er als

Tropfen im Meer fortbestehen, oder wird er sich darin zertheilen? Unfehlbar das Letztere.

Dem dritten Redner ist die Vernunft ein Licht an einer lebendigen Kerze, das, wenn auch die Kerze zerbricht, zu seinem Ursprung fliegt. Was giebt uns diese Ansicht für Beweise? Wo war unser Ich, in der Kerze oder im Licht? Wenn diese sich trennen, was geschieht mit unsrer Persönlichkeit? Diese Frage löse, wer Lust dazu hat, meine Ansichten kann sie nicht ändern.

Reiner hat Recht. Für den, der Glauben besitzt, sind solche Vorträge nützlich; als Beweis können sie nun und nimmermehr dienen.

Ich muß harren, wohin es mit mir kommen werde, und kann nichts thun, als mir das Wort geben: unter allen Umständen die Freiheit meines Urtheils zu bewahren, um dadurch vielleicht zu der von Reiner in Aussicht gestellten Vernunftthätigkeit zu kommen. —

Er legte sich von den mannigfaltigsten Ideen, die er heute in sich aufgenommen, mit einiger Aufregung zu Bette und konnte vor lauter Entwürfen für die Zukunft lange nicht einschlafen. Den andern Tag machte er, seine Unbefangenheit und Ruhe wieder zu gewinnen, mehrere Besuche, um seine baldige Abreise anzukündigen und Abschied zu nehmen.

Den dritten Tag kam Reiner mit der Nachricht zu ihm, daß seine Freunde auf übermorgen der an sie ergangenen Einladung folgen und ein Nachtessen bei ihm einnehmen würden. Gomphardt bestellte bei dem Gastgeber sogleich ein Zimmer und ein

Nachtessen zu zwanzig Gedecken für den benannten Tag und traf die Einrichtung, die Gäste in seinem Namen förmlich einladen zu lassen.

Der Abend des festlichen Mahles erschien. Das Local war äußerst geschmackvoll eingerichtet, und die Gäste fingen während des Essens schon an, ihrem großmüthigen Spender Lobeserhebungen zu machen. Als abgespeist war, und man sich des Geläufes der Kellner entledigt hatte, nahm Gomphardt das Wort, bat um die Erlaubniß, den verehrten Mitgliedern für die ihm erwiesene Aufnahme und Freundschaft seinen Dank auszudrücken, und sprach:

„Wie sehr ich mich gedrungen fühle, Ihnen die Empfindungen meines Herzens darzulegen, werde ich doch nicht im Stande seyn, Ihnen es so zu sagen, wie ich es wünsche. Ich kam ein Fremdling unter Sie, und dennoch haben Sie mich an Ihren Gesellschaften Theil nehmen lassen, worin Sie Ihre geheimsten Gedanken entwickelten. Wenn dieses allein schon hinreichend wäre, mich mit unauslöschlichem Dank zu erfüllen, so steigert sich dieses Gefühl noch höher, wenn ich bedenke, daß Sie über Dinge gesprochen, die jedem vernünftigen und fühlenden Menschen die wichtigsten und heiligsten seyn müssen. Ich nehme einen Reichthum von Erkenntnissen mit aus dieser Stadt, den ich an keinem Orte der Welt hätte erlangen können, und den ich nur Ihrer Güte und in jeder Hinsicht ausgezeichneten Aufnahme verdanke.“

„Wenn ich in dieser Beziehung einige Worte an Ihren Führer, an den Vorstand Ihrer Gesellschaft,

richte, so bin ich überzeugt, daß Sie es nicht mißbilligen, sondern mir beipflichten werden."

„Die Idee, einen Vernunftglauben herzustellen, der nicht darauf ausgeht, die Satzungen der herrschenden Religion zu umgehen, oder sie herunterzusetzen, sondern vielmehr Religion und Philosophie als eine Sache zu behandeln, ist so schön, groß und erhaben, daß sich Jeder angeregt fühlen muß, ihm hierüber seinen Dank und seine Ehrfurcht zu bezeugen. Und dies thue ich mit der Erklärung, daß ich auf der Laufbahn meines Lebens noch keinen Aehnlichen gefunden, der mit Hintansetzung alles zeitlichen Gewinns und flüchtiger Ehre nur der Tugend und Wahrheit sich widmet, und das, was er als gut und wahr erkannt hat, auch in seinem Leben darstellt. Ihm sey mein Dank gebracht mit der Bitte an alle seine Freunde, die hier gegenwärtig sind, ihn in seinem Streben wie bisher zu unterstützen und mit Liebe und Eifer ihm zur Seite zu gehen. Welchen hohen Werth er auf ihre Freundschaft und Hülfe setzt, weiß ich allein, indem er es oft ausgesprochen, wie wohlthätig, ja wie nothwendig ihm freundschaftliche Mittheilung sey. So hoch er steht, so sieht er doch mit Dank auf Sie, die ihn so hoch gestellt, und darum gebe ich Ihnen, indem ich ihm danke, zugleich das beste Zeugniß meiner Anerkennung Ihres Werthes und bitte Sie, wenn ich auch nicht mehr unter Ihnen seyn werde, meiner zu gedenken und mich als ein Mitglied Ihres Vereines anzusehen, der sich die Vernunft als bleibendes Licht des Lebens aufgestellt und frei von engherzigen Ansichten nicht zer-

stört, sondern alles Gute, Wahre und Erhabene unter seine Aegide stellt. Ich danke Ihnen in diesen erhabenen Gefühlen und leere ein Glas zum Zeugniß meiner Liebe und Dankbarkeit bis auf den Grund."

Er trank, und Alle erwiederten diesen Toast durch ein dreifaches Lebehoch.

Es kamen noch mehrere Trinksprüche, die aufgezeichnet zu werden verdienten, jedoch, als nicht wesentlich zur Sache gehörend, übergangen werden. Als es schon Mitternacht war, und die Gesellschaft sich zu trennen Miene machte, ergriff Reiner das Wort und drückte sich also aus:

„Wenn wir Wahrheit sprechen, so ist es nach gewöhnlichen und auch nach unsern Ansichten ein Ausfluß der Vernunft, und doch erfahren wir in Augenblicken der reinsten Lebensthätigkeit, daß das Gefühl an einem solchen Ausfluß eben so viel Antheil hat, als die Denkkraft. Und dies ist es, was unsere Versammlungen vor vielen andern auszeichnet, daß wir den Menschen in seiner doppelten Potenz, als Gefühls- und Verstandes-Geschöpf, zu beurtheilen streben. In einer Stunde wie heute, in einer Stunde der höchsten Weihe, wo das Herz mit dem Verstand in die Schranken tritt und seine Ansprüche geltend macht, stehen wir eigentlich auf dem erhabenen Punkt, wo wir durch das Gefühl erkennen und durch die Erkenntniß erst wahrhaft menschlich fühlen lernen. Ich sende dieses voraus, um die verehrten Mitglieder aufmerksam zu machen, daß ich heute mich gedrungen fühle, mehr mein Gefühl als den Verstand sprechen zu lassen."

„Herr Gomphardt ist unter uns getreten mit einem warmen, offenen Herzen. Er hat das Gute, das er von uns gehört, in sich aufgenommen, ohne jedoch unserer Autorität sich blindlings anzuschließen. Sein Herz ist ganz das unsrige, wenn es auch seine Ansichten noch nicht sind. Er hat sich, wie es dem Manne geziemt, das freie Urtheil so lange vorbehalten, bis unwiderlegbare Beweise ihn bestimmen, dasselbe zu ändern. Solcher Jünger bedarf die Vernunft, indem sie die Fähigkeit besitzt, selbst zu erkennen, selbst zu prüfen und in der Selbsterkenntniß ihre Beweise zu finden. In diesem freien und für uns sich entscheidenden Sinne wird unser neuer Freund der Sache, die wir betreiben, von wesentlichem Nutzen seyn und auch von hier entfernt uns die Resultate seiner Forschungen mittheilen. Er verläßt uns und bleibt im Geiste unter uns. Er sieht und hört andere Denker und wird uns mit deren Ansichten bekannt machen; auf diese Art hat er sich geistig mit uns verbunden, und das Band unserer gegenseitigen Freundschaft kann nicht brechen, so lange wir denken und unsere Gedanken in Bilder des Wortes zu fassen vermögend sind."

„Ich trinke ihm in Aller Namen zum Abschied aus unserm Kreise folgende Gesinnungen zu:

„Unsere Liebe und Freundschaft begleiten ihn.

„Seine Liebe und Freundschaft bleiben unter uns.

„Liebe und Freundschaft, von der Vernunft geläutert, sind Lichter des Himmels, die niemals verlöschen, und darum sind Liebe und Freundschaft unter uns von ewiger Dauer."

Alle tranken mit begeisterter Zustimmung und forderten Gomphardt auf, ihnen, wo er auch seyn möge, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben und sie an seinen Fortschritten Antheil nehmen zu lassen. Er versprach es, und die Versammlung schloß sich ziemlich spät mit wiederholten Versicherungen unwandelbarer treuer Gesinnungen.

Gomphardt blieb noch acht Tage in Bl., um die nothwendigen Besuche zu machen, einige Bekanntschaften zu befestigen und hauptsächlich sich mit Reiner über den Plan seiner künftigen Thätigkeit zu besprechen. In dieser Beziehung äußerte sich Reiner: „Du weißt, was ich suche, kennst auch meine Mittel, darum kann ich Dir nichts mehr enthüllen; so viel aber muß ich Dir noch sagen, daß ich zwar die Möglichkeit des Ziels, das heißt, die Möglichkeit, einen Beweis für Unsterblichkeit zu finden, ahne, aber durchaus noch nicht zu erklären weiß. Ich habe Alles durchforscht, die Institutionen, soweit die Geschichte uns damit vertraut macht, geprüft und nur eine Anstalt gefunden, die immer noch als eine räthselhafte Sphinx vor meinen Blicken steht, und das ist die Freimaurerei. In ihren Ceremonieen und Symbolen ist etwas enthalten, das nur Wenige wissen und es als ein selbsterrungenes Eigenthum, um vielleicht nicht verkannt oder gar verspottet zu werden, verwahren. Und darum fordere ich Dich auf:

„Behalte die Freiheit Deiner Beurtheilung."

„Laß Dich nicht zum Freimaurer aufnehmen, bis Du Einen gefunden, der Dir sagt, was sie enthält,

und lehrt, was sie von andern Instituten unterscheidet, und als welche Sache sie der Menschheit nützen kann."

„Eine Sache muß sie seyn, nicht nur ein Zusammenfluß mehrerer Zweige, die sich am Ende in einandern verwachsen und gar keine Früchte mehr treiben."

„Wenn es Dir gelingt, auf diesem Wege etwas zu finden, so gieb mir sogleich Nachricht, damit ich Gelegenheit gewinne, darauf thätig zu seyn und der Menschheit ein längst verlorenes Gut wiederherstellen zu helfen."

Der Tag der Abreise kam, und Gomphardt verließ Bl. so gestärkt an Geist und Herz, als er niemals Hoffnung gehabt hatte. Die Idee der Menschheit, eines großen Ganzen, hatte Platz in ihm gefunden, und dadurch gewann seine Individualität einen größern Maßstab, der den Gefühlen seiner sonstigen Trauer eine höhere Richtung gab und oft die ganze Menschheit als im Zustande eines wesentlichen Verlustes in sich schloß.

Die Humanisten.

Gomphardt kam, nachdem er einige kleinere Städte besucht, nach Br., wohin er hauptsächlich Empfehlungen hatte. Das Schicksal fügte es, daß solche

meistens wieder an Freimaurer gerichtet waren, und so sah er sich, ohne Mitglied zu seyn, nach und nach mit dem Orden dergestalt verzweigt, daß er es oft bereute sich in dieser Beziehung gebunden zu haben. „Doch es ist nun so,“ sprach er bei solchen Anwandlungen zu sich selbst, „und ich muß um so strenger an der Erfüllung meines Wortes halten, als auch Reiners Bedenklichkeiten mich zur Vorsicht aufforderten.“

Er gab die mitgebrachten Empfehlungen ab, von denen ihm ein Schreiben Reiners an Tribunalrath Bonner eine besonders gute Aufnahme verschaffte. Dieser kannte Reiner von den Universitätsjahren her und sprach mit Bewunderung von seinen ausgezeichneten Talenten und seinem Edelmuth, der ihn schon früher beseelte und jetzt einen so hohen Grad von Stärke gewonnen habe.

Bonner konnte es kaum begreifen, daß Gomphardt sich nicht schon längst unter die Freimaurer aufnehmen lassen, indem die Tendenz derselben doch jedem Biedermanne und Weltbürger bekannt und nothwendig sey. Gomphardt entschuldigte sich durch ein vielleicht zu schnell gegebenes Wort, bat aber seinen Gönner, ihm deshalb seine Gunst nicht zu entziehen und Gelegenheit zu verschaffen, die wissenschaftlichen und geistveredelnden Anstalten der Stadt kennen zu lernen und daraus für eigene Bildung so viel Vortheil als möglich zu ziehen.

Bonner freute sich dieser Aeußerungen und sprach: „Verlassen Sie sich auf mich! was ich vermag, soll geschehen, und ich hoffe, Sie werden es nicht bereuen,

unsere Stadt, die in mancher Beziehung als Muster betrachtet werden kann, besucht zu haben. Die Universität zählt tüchtige Leute. Unter den Dikasterianten herrscht ein Geist der Humanität und Civilisation, daß Jeder sich unglücklich fühlt, der an einen andern Ort, wenn auch mit Vortheil, versetzt wird. Dann besitzt die Freimaurerei hier einen Einfluß, daß man dreist sagen kann, sie gebe den Ton an, und alle Gesellschaften seyen durch ihren Geist geordnet und verschönert. Ich werde mit einigen meiner Freunde Ihretwegen sprechen, und wenn Sie die Güte haben wollen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen und sich in meinem Hauswesen heimisch zu machen, so hoffe ich Ihre Erwartungen vollkommen zu befriedigen."

Gomphardt war in kurzer Zeit in alle Lesegesellschaften, industrielle und wissenschaftliche Vereine eingeführt und hatte nun alle Aufforderungen, diese und jene Einrichtungen zu besehen, sich in die meisten Anstalten als Ehrenmitglied einschreiben zu lassen, von Morgen bis in die späte Nacht zu thun und sah sich wie ein großer Geschäftsmann genöthigt, seine Tageseintheilung zu machen, um die nothwendigen Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen, ohne sich jedoch in der eigenen Thätigkeit zu sehr zu beschränken.

Um mit Reiner in gehöriger Berührung zu bleiben, hatte er sich vorgenommen, ihn mit der Geschichte seines jetzigen Aufenthalts schriftlich bekannt zu machen. Wir werden also Alles, was ihm in Br. begegnet, und welche Erfahrungen und Kenntnisse er gesammelt, aus den Briefen an seinen Freund entnehmen.

Theurer Freund!

Ich habe hier durch die Adressen, die ich von meinen dortigen Freunden mitgebracht, eine gute Aufnahme genossen; besonders läßt sich Dein Freund Bonner, der über Dein Schreiben eine große Freude geäußert, sehr angelegen seyn, mir allen Vorschub zu leisten, den ein Fremder in einer unbekannten Stadt erwarten kann. Das Capitel der Freimaurerei kam hier gleich wieder, wie in Hm. und Bl., zur Sprache, und er kann gar nicht begreifen, daß ich nicht Mitglied des erhabenen Ordens bin. Er giebt sich Mühe, mich zum Eintritt zu bewegen, und um mir die Sache recht angenehm vor Augen zu stellen, nimmt er mich in alle Gesellschaften der Freimaurer, wo es nur angeht, mit. Doch nach Allem, was ich bemerkt, hat er, trotz seines Verstandes und Eifers, den Stein der Weisen, wie ich das eigentliche Geheimniß der Freimaurerei schon oft habe nennen hören, noch nicht gefunden und scheint auch keine Absicht zu haben, etwas Anderes, als was ihm die Geschichte des Tages bietet, zu suchen. Er hat, ungeachtet ich ihm deutlich gesagt, daß ich in dieser Beziehung nicht frei sey, noch nicht aufgehört, darauf zu rechnen, mich noch in den erhabenen Orden aufzunehmen.

Bei einer solchen Gelegenheit konnte ich es nicht über mich gewinnen, länger zu schweigen und ihn nicht auch zu fragen, welches denn der eigentliche Zweck des Bundes sey? Auf diese Frage entspann sich folgendes Gespräch:

Bonner. „Sie fragen nach dem Zweck des

Ordens. Ich begreife nicht, daß ein Mann wie Sie darüber nicht im Klaren seyn soll."

Ich. „Wie wäre das möglich, da die Sache nirgends ausgesprochen, und an jedem Ort eine andere Tendenz zu herrschen scheint."

Bonner. „Leider hat man sich über die eigentliche Tendenz noch nicht verständigen können. Aber das benimmt der Sache nichts, da man doch überall, sey es in diesem oder jenem Zweige, dem Gesetze der Humanität huldigt. Selten bietet ein Ort Gelegenheit, alle Zwecke zu umfassen und die gehörige Allgemeinheit herzustellen. Alles, was die Menschheit Schönes, Gutes und Erhabenes hat, in eine Einheit zu verbinden und eine allumfassende Moralität herzustellen, ist der höchste und einzig wahre Zweck der Freimaurerei."

Ich. „Sie überraschen mich und geben mir eine Ansicht, die so weit umfassend ist, daß der Einzelne schon im Voraus verzichten muß, je ein vollkommener Freimaurer zu werden."

Bonner. „In der Ausübung muß es allerdings schwer seyn, der Idee nach aber ist der Mensch im Stande, alle Tugenden in sich aufzunehmen und ein reines Ideal der Moralität und Humanität herzustellen."

Auf dieses wußte ich natürlich nichts zu sagen, weil er sich mir gleichsam als ein solches Ideal darzustellen meinte. Ich dankte ihm für seine Belehrung und bat, die Geduld auch ferner nicht zu verlieren. Er meinte, wenn ich einmal Mitglied des erhabenen Bundes sey, werde sich mir Alles aufklären. Um mich

jedoch schon im Voraus einen Blick in diese Riesenanstalt, die alle Zweige des menschlichen Wissens und Könnens in sich schließt, thun zu lassen, bat er mich, ihn heute Abend in eine Gesellschaft zu begleiten, wo mehre Gegenstände ihres Wirkens besprochen und darüber Rechnungen abgelegt würden. Ich nahm den Vorschlag mit höflichem Danke an und versprach, mich zur bestimmten Stunde bei ihm einzufinden.

Der Abend kam. Auf dem Hinwege sagte er mir: ich werde Leute aus allen Ständen, wovon ein großer Theil kein Freimaurer sey, treffen. Ich ging erwartungsvoll an seiner Seite und fand wirklich eine zahlreiche Gesellschaft in einem Vorsaal, ungefähr wie auf einem Rathhaus, wo die Vorgeladenen warten, bis sie gerufen werden. Bonner erwirkte für mich die Erlaubniß, in das Freimaurer- oder besser in das Herren-Gemach geführt zu werden.

Nun begann die Arbeit. Zuerst kam Einer, der eine Unterstützung zum Bau eines durch Brand ruinirten Hauses wünschte und sich zur Zurückbezahlung, jedoch ohne Zinsen, erbot. Es wurde angenommen und die Termine des Zahlens nach äußerst billigen Raten festgesetzt. Dann kam ein schlichter Bürgersmann, dessen Sohn wegen vorzüglicher Anlagen und musterhaften Betragens auf Kosten der Loge die Medicin studirte und eine Anzahl kostbarer Bücher bedurfte. Die Sache wurde untersucht und genehmigt. Nach diesem trat ein Fabrik-Aufseher ein, der auf Veranlassung der Freimaurer eine Anzahl armer Kinder beschäftigte und Rechenschaft ablegen mußte, ob er die

bestimmten Arbeitsstunden nicht überschritten und die ihm anvertrauten Kleinen gehörig zur Schule angehalten. So ging es gegen zwei Stunden fort, und man fühlte sich gedrungen, zu sagen, daß hier mehr Gutes geschehe, als an irgend einem Orte der Welt.

In acht Tagen ist ein großes Freimaurerfest, an welchem auch Nichtmaurer Theil nehmen können, da es sich auf eine Anstalt der Loge, die dem öffentlichen Leben angehört, bezieht. Ich werde Dir darüber Nachricht geben und bis dorthin meine Gedanken mehr gesammelt haben. Ich weiß schon im Voraus, welches Urtheil Du bei Lesung dieses Briefes fällen wirst. Ich schweige aber darüber, um Dir nicht unzeitig vorzugreifen. Die Aufgabe, die Du Dir gestellt, scheint hier keiner zu ahnen und darum läßt sich in dieser Beziehung nichts für uns erwarten. Leb' wohl! Grüße mir Deine Freunde!

Br. den —

Das Fest ist vorüber. Ich werde versuchen, Dir einen kleinen Umriß davon zu geben. Wäre ich Freimaurer, würde die Sache schöner beschrieben; dem Laien mußt Du zu Gute halten, wenn er Dinge, die er zum ersten Mal gesehen, nicht gleich mit den richtigen Farben darstellt. Höre also!

Der Tag erschien. Nachmittags drei Uhr begab man sich in den Speisesaal des Logengebäudes, der für heute zu einer förmlichen Loge, wie die Mitglieder

sagten, hergestellt war. An einem Ende des Saales, dem Eingang gegenüber, stand eine Art Thron mit einem Altar darauf; diesem entgegen zwei kleinere Altäre, jedoch nur eine einzige Stufe erhöht; neben dem Thron und an den Seiten des Saales Stühle und Bänke und noch vier kleinere Altäre. Diese Einrichtung hatte ich unter dem Schutze Bonners, Meister vom Stuhl, das Glück, vorherzusehen und zugleich den Geschmack des Ceremonienmeisters, der überall, wo es sich thun ließ, Verzierungen durch Guirlanden und Attribute des heutigen Festes angebracht, zu bewundern. Endlich begann das Fest. Die Gesellschaft der Nichtmaurer wurde eingeführt und an ihre bestimmten Plätze gewiesen. Dann traten die Freimaurer ein und setzten sich, wo sie es der Ordnung gemäß für zweckmäßig hielten. So stand nun Alles in stummer Erwartung dessen, was geschehen soll.

Herr Bonner that mit dem Hammer, seinem Attribut als Meister, einen Schlag auf den Altar; zwei andere Mitglieder, die an den kleineren Altären ihm gegenüber standen, und die man Aufseher nannte, thaten dasselbe, und somit war das Fest eröffnet.

Bonner sprach mit feierlicher Stimme:

„Humanität!“ Die beiden Aufseher, einer nach dem andern, thaten dasselbe, und der Erstere fuhr fort:

„Humanität ist das Ziel des Menschen.

„Humanität ist in das Herz eines Jeden geschrieben.

„Humanität führt uns unserer Bestimmung entgegen.“

„Ihr, dieser erhabenen Eigenschaft der menschli-

chen Natur, haben wir heute ein Fest veranstaltet, damit wir uns derselben stets erinnern und die Pflichten erfüllen, welche sie uns auferlegt. Ihr zum Preis eröffne ich die heutige Arbeit und bitte alle Anwesenden, mich zu unterstützen."

Ein neuer Schlag mit dem Hammer erfolgte. Die beiden Aufseher wiederholten denselben, und der Meister vom Stuhl forderte die Anwesenden auf, Vorträge zum Preis der Humanität zu halten und dadurch das Fest zu verherrlichen.

Eine Cantate mit schönen Worten, schöner Musik und schönen Stimmen war das erste Huldigungszeichen, das man der Humanität brachte, und welches die Gemüther für das ganze Fest in eine feierliche Stimmung versetzte.

Es folgten nun verschiedene Vorträge über die Festlichkeit des Tages, von welchen einer sich besonders der Kürze und Bündigkeit wegen auszeichnete und folgendermaßen lautete:

„Wir feiern heute das Stiftungsfest einer Vereinigung der hiesigen Inwohnerschaft, welche sich zum Ziel gesetzt, dem Unglück, so viel als menschliche Kräfte vermögen, Schranken zu setzen. Bei dieser Gelegenheit wird es nicht unpassend seyn, die Wirksamkeit und Resultate, die daraus hervorgegangen, mit einigen Worten zu beleuchten."

„Der Zweck der seit zehn Jahren bestehenden Vereinigung ist Wohlthätigkeit im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Nicht nur dem Bettler auf der Straße, oder dem, welchem heute und morgen die Nahrung

mangelt, spenden wir Unterstützung, nein, wir suchen das Unglück im Entstehen zu ersticken und durch zweckmäßige Sammlungen und Industrie-Anstalten zu verbannen."

„Die Mittel, wodurch wir solches bewirken, sind der Wohlthätigkeitssinn und der angeborene Edelmuth unserer Mitbürger. Von allen Seiten gehen uns Beiträge zu, und selbst, wenn es gilt, thätig zu seyn durch Rechnen und Schreiben, Bauen und Sammeln, entsteht ein lobenswerther Wetteifer, wer das Meiste zum Guten beitragen dürfe."

„Die Resultate endlich sind so in die Augen fallend, daß jeder Reisende unsere Stadt als ein Muster der mannigfaltigsten und zweckmäßigsten Einrichtungen betrachtet. Anstalten für Taubstumme und Blinde, Real- und Gewerbschulen, unentgeldliche Armen- und Erziehungs-Häuser, Fabriken und Landes-Cultur erreichen unter unsern Augen und unserer Leitung einen Grad von Vollkommenheit, daß wir uns heute am Jahrestag dieser Vereinigung freudig zurufen dürfen: Unsere Aufgabe ist, so weit es in menschlicher Kraft steht, erfüllt, und Mit- und Nachwelt wird die Namen der Stifter noch segnen."

Die Stimmung der Anwesenden wurde durch diesen Vortrag auf eine Art gesteigert, daß manches Auge Thränen der Rührung und Freude vergoß. Ich selbst fühlte mich von dem allgemeinen Drang, dem Unglück einen Damm zu setzen, gleichfalls hingerissen und konnte nicht anders, als ein solches Streben für das würdigste Ziel einer Anstalt zu halten, in welcher die Edel-

sten sich versammeln, und die sich über den ganzen Erdkreis verbreitet.

Es wurden noch mehrere Vorträge, mit passenden Gesängen wechselnd, gehalten, die sich mehr oder weniger in die Einzelnheiten der Wirksamkeit einließen, in denen aber zugleich eine Herzlichkeit obwaltete, die alle Gemüther entzückte und zu Ahnungen einer vollkommenen Glückseligkeit begeisterte.

Als kein neuer Redner mehr sich zeigte, wurde für die Armen gesammelt. Ich hatte für den Drang meines Herzens nicht genug baares Geld bei mir und legte einen Wechsel von hundert Thalern, den ich gerade in der Brieftasche hatte, in die Büchse. Das Ergebniß der Sammlung betrug zweihundert und vierzig Thaler, welche sogleich dem Almosenpfleger eingehändigt wurden. Herr B o n n e r that mit dem Hammer einen Schlag, die beiden Aufseher wiederholten ihn und proclamirten wie beim Anfang — Humanität. Ein feierliches kurzes Gebet, vom Altar aus gesprochen, schloß die Handlung, und Alles entfernte sich nach und nach, von Rührung und Dank für eine Anstalt erfüllt, von welcher die Stadt und die Umgegend so viele Wohlthaten empfängt.

Du wirst fragen, in welcher Stimmung ich wohl gewesen sey? In einer sehr glücklichen, sage ich Dir. Die Aufgabe, dem Unglück und der Armuth zu steuern, mit Rath und That überall bei der Hand zu seyn und durch Belebung und Verbesserung aller Erwerbsmittel in das Ganze einzugreifen, ist ein Endzweck, der

allein würdig genug seyn kann, eine Gesellschaft zu beschäftigen, welche die Edelsten aller Stände zu ihren Mitgliedern zählt.

Reiner an Gomphardt.

Dein Schreiben hat mir Freude gemacht, weil es mich belehrt, daß Dein Herz, welches sich durch eine gerechte, aber dennoch einseitige Trauer zu sehr in sich selbst zurückgezogen hatte, wieder für Eindrücke der Freude und für Theilnahme am Wohle Anderer Empfänglichkeit gewonnen. Die Idee, das Unglück zu verbannen und so viel Glück als möglich zu verbreiten, ist wieder lebendig in Dir, und darum bin ich überzeugt, daß, wenn Dir einmal der höchste Endzweck und das höchste Bedürfniß der Menschheit ganz klar geworden ist, Du ebenso, wie Du bei Eurem Feste gethan, mit gültigen Wechseln bezahlen wirst.

Es ist mir leid, Deine Ansichten, als wäre ein allgemeines Verbesserungs- und Versorgungs-System das Einzige, was einer Anstalt wie die Freimaurerei zur ausschließlichen und würdigen Aufgabe zieme, nicht theilen zu können. In einem deutschen Staate hat eine hochgestellte Person, ohne Staatsmittel und ohne Freimaurer, bloß von einem innern energischen Triebe geleitet, mit Hülfe von gesammelten Privatmitteln Alles das, was Dich so sehr entzückt, und zwar in man-

cher Beziehung noch zweckmäßiger, geleistet. In einer andern Stadt, wo ebenfalls keine Freimaurerei ist, unternahm es ein, keineswegs reicher, jedoch bemittelter Privatmann, ähnliche Einrichtungen in's Leben zu rufen, und zwar auf eine Art, daß keine Corporation sich das Verdienst allein zuschreiben konnte, sondern daß es an Alle überging, welche durch Beiträge, durch administrative Thätigkeit oder Privatetablissement zum schönen und großen Zwecke beitrugen. Den Jesuiten machte man von jeher zum Vorwurf, daß sie die Hände überall im Spiele haben wollten. Schau in Deinem glücklichen Eldorado unparteiisch um Dich, ob Du bei Deinen Freimaurern nicht ähnliches siehst. Ein Privatmann soll es einmal versuchen, mit ihnen in irgend einem Zweige in Concurrenz zu treten, und Du wirst die Erfahrung machen, daß es ihnen nicht sowohl um das Gute selbst, als um die Ehre, es bewirkt zu haben, zu thun war. Doch ich will nicht feindselig absprechen, aber billigen kann ich es nicht, wenn eine großartige Anstalt Nebenzwecke zur Hauptsache erhebt und dadurch Zeit und Kraft verliert, an das eigentliche Ziel zu denken, oder, im Falle dasselbe noch nicht gekannt ist, mit männlicher Entschlossenheit zu suchen.

Die Freimaurerei besitzt, ohne daß ich jedoch im Stande wäre, es zu enthüllen, etwas Positives, Selbstständiges, das mit keinem andern industriellen oder wissenschaftlichen Zweig verwechselt werden kann. Wenn Du je in den Bund einzutreten Dich entschließest, so wird Dir dieses in den ersten Stunden klar werden; Du wirst unumstößlich wahrnehmen, daß nur die größte

Verkehrtheit des Denkens und Fühlens der Anstalt solche Zwecke unterlegen konnte, die man zu unserer Zeit beim größten Theil der Freimaurer gewahr wird. Behalte Deine Freiheit, die, einmal verloren, nicht so leicht wieder zu erlangen ist; Deine Unbefangenheit allein kann zur Wahrheit führen. Jede Befangenheit ist ein Gefangenseyn, das uns hindert, den Aufgang des Lichtes zu sehen.

Meine Freunde und meine Frau grüßen Dich und wünschen Dir alles Wohlergehen.

Br. —

Gomphardt an Reiner.

Nachdem ich Deinen Brief abgeschickt und das Geschriebene noch einmal unbefangen überdacht hatte, konnte ich Deine Antwort schon im Voraus sehen. Du hast Recht: man vergißt über Nebenzwecke gar zu gerne die Hauptsache. Du warnst mich, nicht in diesen Fehler zu verfallen, indem die verlorene Freiheit schwer wiederzugewinnen sey. Ich danke Dir für diesen Wink und werde ihn als Leitfaden in allen Angelegenheiten im Auge behalten. Doch Du hast hier einen Secundanten gefunden, der den sogenannten Freimaurer-Humanisten und Moralisten gar nicht hold ist. Dieser äußerte, als ich ihn um sein Urtheil bat: „Die Menschen gefallen sich gar zu sehr in der Zeit

und möchten, um sie festzuhalten, überall Monumente setzen. Sie meinen durch die Namenslisten, auf denen sie glänzen, durch Gebäude und Erfindungen der Vergänglichkeit zu trotzen und sich selbst ein dauerndes Daseyn zu gründen. Sie vergessen dabei, daß sie im Schlafe schon von allen diesen Herrlichkeiten nichts mehr wissen, viel weniger im Todesschlafe, wo auch kein Traum mehr an das Daseyn erinnert."

Diese Wendung erregte meine Aufmerksamkeit, und ich sprach:

Ich. „Sie meinen, ein wesentlicher Unterschied zwischen Tod und Schlaf bestehe darin, daß wir in letzterem noch träumen, in jenem aber sogar keine Träume mehr stattfinden."

Er. „Nach dem Zeugniß natürlicher Ansichten und der Vernunft kann es nicht anders seyn."

Ich. „Nach dieser Behauptung wäre kein Leben nach dem Tode."

Er. „Nein!"

Ich. „Sie glauben demnach an keine Fortdauer nach diesem Leben?"

Er. „Ich habe mein Glaubensbekenntniß noch nicht ausgesprochen. Ich sage nur, so stellt es sich dar."

Ich. „Was kann hinter dieser Darstellung noch verborgen liegen?"

Er. „Etwas, das erforscht, errungen werden muß; ein Neues, den Sinnen Entzogenes, das sich nur einem erschlossenen, wiedergeborenen Gemüthe kund giebt

und uns dahin versetzt, wo die Geisterwelt in die Sinnenwelt tritt, und uns sichtbar zeigt, wie das Dies- und Jenseits eng mit einander verbunden, ja sogar nur Eines sind."

Ich. „Der Moralist, wenn auch unbewußt, zielt doch nach einem ewigen Jenseits."

Er. „Wird er es aber erreichen?"

Ich. „Die Philosophie macht uns zu neuen Menschen, indem sie uns gewöhnt, nur den Einflüssen einer höhern Wahrheit zu leben."

Er. „Die Einflüsse der Wahrheit sind tausenderlei Durchgängen ausgesetzt, worin sich ihre Klarheit mindert, oft sogar verliert."

Ich. „Welche Hoffnung bliebe unter diesen Umständen dem Menschen?"

Er. „Haben Sie sich hierüber noch niemals selbst Antwort gegeben?"

Ich. „O ja."

Er. „Und wie lautet sie?"

Ich. „Es giebt kein Leben nach dem Tode."

Mein Examinator sah mich nach dieser Antwort bedenklich an und sprach: „Wenn ich wüßte, daß man Ihnen trauen dürfte!"

Ich erwiederte: „Noch nie habe ich das Vertrauen eines Andern mißbraucht. Prüfen Sie mich! Kommen Sie auf Besuche zu mir, so oft es Ihnen beliebt, und sagen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung, damit ich Gelegenheit habe, Sie in Ihrem Haus-

wesen zu sehen, und dann wird es sich zeigen, ob es für uns Beide ersprießlich sey, uns näher kennen zu lernen."

Er nannte mir seinen Namen, bezeichnete seine Wohnung, und so war der Eingang zu einer nähern Bekanntschaft gemacht.

Ich suchte nähere Kundschaft über meinen sonderbaren Philosophen einzuziehen und erfuhr, daß er unter dem Namen Herr Simper bekannt sey, ein Droguerie-Geschäft führe, ziemlich Vermögen besitze und, einige Sonderbarkeiten abgerechnet, als ein Mann von unbescholtenem Ruf und Ehre gelte.

Den andern Tag kam Herr Simper zum Besuch und benahm sich als ein Mann von Welt mit vieler Leichtigkeit. Ich spielte mehrmals auf unsere gestern gepflogene Unterredung an, er aber hielt immer noch zurück, und schien mir noch nicht hinlänglich zu trauen. Ich äußerte mich hierüber; er erwiederte:

„Verzeihen Sie, wenn ich vorsichtig zu Werke gehe. Ich habe Freunde in Bl. Diese haben mir von Ihnen und dem vertrauten Umgang mit Doctor Reiner, der die Unsterblichkeit mit Vernunftschlüssen zu beweisen sucht, Nachricht ertheilt, und mich auf Ihre Bekanntschaft vorbereitet. Ich weiß nicht, wie weit Sie in Reiners Schule gediehen sind; nur so viel ist mir bekannt, daß Sie sich nicht durch ihn haben verleiten lassen, unter die dortigen Freimaurer zu treten."

Gomphardt. „Welches Interesse kann diese Weigerung Ihnen einflößen?"

Gimper. „Sie haben zum Behuf Ihres Eintrittes gewisse Bedingungen gemacht, die weder Doctor Reiner noch die dortigen Logen eingehen konnten."

Gomphardt. „Welche Bedingungen?"

Gimper. „Sie wollten vorher wissen, was die Freimaurerei enthalte und welches ihr eigenthümliches, nur ihr zukommendes Ziel sey."

Gomphardt. „Es ist wahr! Diese Bedingung habe ich gemacht und werde sie Jedem, der mich zum Eintritt zu bewegen sucht, machen."

Gimper. „Und wenn Einer diese Bedingung erfüllte und den eigenthümlichen Zweck entdeckte?"

Gomphardt. „Dann müßte mir noch erlaubt seyn, den Zweck selbst zu prüfen, ob er mir ansteht und für meine Denkweise paßt."

Gimper. „Die zweite Bedingung ist schwerer zu erfüllen als die erste."

Gomphardt. „Warum?"

Gimper. „Weil man eine wichtige Sache ohne gehörige Bürgschaft nicht Preis geben kann!"

Gomphardt. „Worin bestünde eine solche Bürgschaft?"

Gimper. „In einem feierlichen Angelöbniß des Stillschweigens, im Falle man nicht Theil daran nehmen wollte."

Gomphardt. „Auch ein bewährter Freund, zum Beispiel Doctor Reiner, dürfte von mir nicht davon unterrichtet werden?"

Simper. „O ja, aber auch unter derselben Bürgschaft.“

Gomphardt. „Enthält die Sache nichts Gefährliches für Staat, Kirche und gesellschaftliche Ordnung?“

Simper. „Durchaus nicht. Wofern etwas Derartiges darin zu finden wäre, müßte es ja ohnehin jeder Ehrenmann von selbst entdecken, weil ein neueres Versprechen das alte nicht aufhebt.“

Gomphardt. „Nun so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, Doctor Reiner abgerechnet, für den ich mich jedoch gleichfalls verbürge, über Alles, was Sie mir entdecken, ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten werde.“

Simper. „Diese Bürgschaft genügt mir. So hören Sie. Es ist in Br. noch eine zweite Loge, wovon ich Mitglied bin, und die den eigentlichen Zweck der Freimaurerei bearbeitet.“

Gomphardt. „Sie machen mich neugierig.“

Simper. „Es soll mich freuen, wenn ich Ihre Neugierde zu unserer beiderseitigen Befriedigung stillen kann. Doch ehe ich Sie in unser Geheimniß einweihe, muß ich Sie bitten, meine Lebensgeschichte anzuhören, damit Sie die sonderbaren Wege kennen lernen, auf welchen das Schicksal mich zur wahren Erkenntniß geführt.“

„Ich bin der Sohn eines Leinewebers aus R. und entwickelte in der Knabenschule so viel Talent, daß viele unserer vornehmen Kundleute mich zu sehen

verlangten und durch Lob und kleine Geschenke meinen Eifer zu lernen noch mehr anspornten. Einmal kam ein Herr in unser Städtchen und schlug dem Vater, nachdem er mich gesprochen und Wohlgefallen an mir gefunden hatte, vor, mich ihm zu überlassen und seiner Versorgung anzuvertrauen. Wir waren unser sechs Geschwister, und man konnte es den Aeltern nicht verdenken, wenn sie eine solche Gelegenheit nicht von sich wiesen. Man überließ mir die Entscheidung, die, wie leicht zu erachten, dahin ging, mit dem fremden Herrn, der mir so große Versprechungen gemacht, fortzuziehen. Es wurde Alles in Ordnung gebracht und nur noch ausbedungen, mich, wofern ich die Fremde nicht ertragen könne, kostenfrei wieder in das älterliche Haus zu liefern. Der Fremde genehmigte Alles, und den andern Tag zog ich mit ihm davon."

„Wir reisten ohne Aufenthalt nach Paris, wo wir uns zehn Jahre aufhielten, und mein Herr, der sich Almarkus, Doctor der Philosophie, nannte, mich in Allem unterrichten ließ, was Anstand und Weltbildung verlangten. Schon in einigen Jahren hätte mich Keiner aus meiner Heimath mehr erkannt, so sehr hatten Unterricht und Gesellschaft auf mich gewirkt. Mein Herr freute sich dieser Veränderung und entschloß sich, einen Theil meiner Erziehung selbst zu übernehmen und mich zu einem Schüler seiner seltenen und geheimnißvollen Erkenntnisse zu machen."

„Jetzt erst erfuhr ich, womit er sich beschäftigte und woher sein Reichthum, der unerschöpflich schien, floß. Er besaß geheime Mittel, oft die schwersten

Krankheiten, an denen die Kunst und Wissenschaft der berühmtesten Aerzte scheiterte, zu curiren und die Kranken oft wie durch ein Wunder herzustellen. Ob jedoch sein Ruf nicht größer gewesen als seine Geschicklichkeit, und ob das Glück ihm nicht auch besonders zur Seite gestanden, will ich jetzt nicht untersuchen, genug, er galt für einen Wundermann, und vom Höchsten bis zum Niedersten buhlte Alles um seinen Beistand. Gegen mich bewies er sich als Vater und Wohlthäter und machte für Alles, was er an mir that, die einzige Bedingung, Niemandem seine Thätigkeit zu Hause zu entdecken und nichts ohne sein Wissen in dieser Beziehung zu unternehmen."

„Stunden lang hatte er sich mit mir allein in eine Art Gewölbe eingeschlossen, das zum Laboriren eingerichtet war, und worin er die Arzeneien, die er zu seinen Curen gebrauchte, mit eigener Hand, bloß von mir als Handlanger unterstützt, selbst verfertigte."

„Zu andern Stunden schloß er sich allein in ein anderes Zimmer ein, wohin ich erst später den Zutritt erhielt, und studirte in alten, von Niemand gekannten Büchern und gab mir endlich die Erlaubniß, mich auch darin umzusehen."

„Meine Wißbegierde verschlang dieselben, und eh' ein Jahr verging, war ich im Besitz der meisten seiner Geheimnisse, war im Besitz der Kunst, wie er ein großer Mann zu werden, mit Fürsten und Grafen umzugehen, und mich der Niedrigkeit eines abhängigen Gehülfenlebens zu entziehen."

„So sehr er mich gebrauchen konnte, sah er doch mit einiger Unruhe meine Geschicklichkeit. Eines Tages, als wir im Gewölbe eines der schwersten Elixire verfertigten, sprach er: „Ich habe mich in Deine Gewalt gegeben; nur Deine Dankbarkeit und mein Vertrauen sind die Bande, die Dich an mich schließen und Deine Treue verbürgen; alle andern Fesseln und wenn sie mit Eiden besiegelt wären, kann der Leichtsinn brechen.“ Ich erwiederte mit aufrichtiger Gesinnung:

„Meine Dankbarkeit ist unauslöschlich, und das Vertrauen, das Sie, mein edler Wohlthäter, mir schenken, ist das Vertrauen des Vaters zum Sohne, das niemals verrathen werden kann, so lange Gefühle der Liebe im Herzen der Menschen schlagen.“ — „Auf dieses baue ich,“ sprach er, „und werde fortfahren, Dich an Allem, was ich thue, Theil nehmen zu lassen, damit Du einst mein Gehülfe, und wenn ich nicht mehr bin, der Erbe meines Namens und meiner Kunst werdest.“

„Ach, wie redlich waren damals meine Gesinnungen! Hätte ich sie nie verläugnet, ich wäre so glücklich, als Sterbliche seyn können. Aber die Schlange des Hochmuths bethörte mich; ich verrieth meinen Wohlthäter und Erzieher und lohnte mit Undank sein väterliches Vertrauen.“

„Mein Herr wurde zu einem hohen Kranken nach Marseille berufen. Ich wartete seines Hauses und las ungestört in seinen Büchern zwei Tage lang; den dritten kam der Hausverwalter des Grafen Atou und fragte dringend nach meinem Herrn. Ich bedauerte, sagte, er sey verreist und werde seinen Aeußerungen

nach nicht sobald zurückkommen. Der Hausverwalter entfernte sich, kam aber in einer halben Stunde wieder. Sein Herr, sagte er, liege auf den Tod, und es müsse ihm geholfen werden. Wenn Doctor Almarkus," fuhr er fort, „nicht zu Hause sey, so möge ich, der alle seine Geheimnisse kenne, in seinem Namen kommen und die Cur übernehmen. Ich machte freilich Anfangs alle mögliche Einwendungen, aber die Eitelkeit, meine Geschicklichkeit auch einmal, und zwar an einer hohen Person, an einem Grafen zu probiren, siegte über alle Bedenklichkeiten, und ich sagte meine Hülfe unter der Bedingung zu, daß mein Herr niemals etwas davon erfahre. Der Hausverwalter versicherte: nicht nur er, sondern Niemand dürfe, insofern die Sache ein völliges Geheimniß bleiben müsse, davon in Kenntniß gesetzt werden. Der Lohn falle auf mich, die Ehre aber werde sich wahrscheinlich der Hausarzt des Grafen zueignen."

„Bei dem Worte „Lohn" wollte mein Gewissen sich regen, aber der gräfliche Hausverwalter wußte es gleich wieder zu beschwichtigen. Ich sagte meine Hülfe zu und verfügte mich, nachdem ich mir über die Krankheit Bericht hatte ertheilen lassen, in's Laboratorium, um die geeigneten Hülfsmittel zu verfertigen und gleich mit mir zu nehmen. Ich kam zum Kranken: es war ein abgelebter Mann von etwa sechzig Jahren und gab wenig Hoffnung zu einer glücklichen Cur. Allein ich war zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können; ich öffnete daher mein Fläschchen, mischte einen halben Löffel voll in ein Glas Wasser und ließ

es den Kranken trinken. Anfangs schien Alles gut zu gehen: der Patient lächelte und sagte: es werde ihm so angenehm warm im Magen. Bald aber verzog er das Gesicht und versicherte: die Wärme werde zu stark und brenne wie Feuer. Man drang in mich um Hülfe. Ich ließ ihn Wasser ohne Tropfen trinken; aber das Uebel vergrößerte sich. In dieser Noth war ein Diener des Grafen zum Hausarzt geeilt, um ihm die Gefahr seines Herrn zu melden. Der Arzt kommt, findet ihn beinahe mit dem Tode ringend unter den Händen eines fremden Menschen, auf den Alle mit ängstlichen Blicken schauen. „Was ist hier vorgefallen?" frug der Arzt, „daß die Krankheit eine solche Wendung genommen?" Niemand antwortete. Der Arzt wiederholte seine Frage mit Heftigkeit. Ein Krankenwärter trat hervor und sagte: „der Herr Graf klagten über Leibschmerzen, da entfernte sich der Hausverwalter, kam mit einem andern Doctor wieder, der dem Herrn Grafen eine Arznei reichte, die ihn in diesen Zustand brachte." — „Wer hat Sie geheißen?" fuhr der Arzt den Hausverwalter an. — „Der Herr Graf selbst und meine Sorge um sein Leben." — „Und wer unterstand sich," fuhr er fort, „in diesem Hause außer mir zu verordnen?" — „Ein berühmter Mann," entgegnete der Hausverwalter, „der schon manchen Kranken dem Tode entrissen, Doctor Almarkus." — „Almarkus!" schrie der Arzt; „Almarkus! der Charlatan, der Giftmischer! — Die ganze Facultät ist gegen ihn, die Polizei spürt ihm nach. Wo ist er, daß wir ihn festnehmen und ihm statt Medicin

ein Gefängniß verschreiben können?" — „Hier," sprach ein Bedienter, indem er auf mich wies. Ich merkte, daß ich hier nichts mehr zu ordiniren haben werde, und flog, mich gewaltsam durchdrängend, davon, um in unserem Quartier wenigstens die Bücher auf die Seite zu schaffen. Kaum war dieses geschehen, als die Polizei eintrat, um sich des Herrn Doctors zu bemächtigen. Ein Polizei-Commissär begann mit mir ein Verhör und war sehr erstaunt, statt des Doctors nur den Gehülfen zu treffen. Er fragte, wo mein Herr sich befinde? Da ich keine bestimmte Auskunft geben konnte, begnügte man sich, die Wohnung zu schließen und mich auf die Polizei zu führen."

„Zwei Tage brachte ich dort als Gefangener zu, ohne über die Angelegenheit meines Verfahrens befragt worden zu seyn; daraus schloß ich, daß man der Sache wenigstens nicht die Wichtigkeit, wie der Hausarzt des Grafen Atou meinte, beilege, und harrte mit Resignation des Ausgangs. Endlich gedachte man meiner, führte mich vor einen Inspector der Polizei, der sich hauptsächlich zu überzeugen suchte, ob ich, troß meines Läugnens, nicht dennoch der in Anklage stehende Doctor Almarkus sey. Ein Polizei-Sergeant, welcher meinen Herrn öfter gesehen zu haben versicherte, bestätigte meine Aussage. Auf dieses erhielt ich den Bescheid: daß, wenn ich im Stande sey, die Hausmiethe meines Herrn zu bezahlen und noch zweihundert Franken für allenfallsige Reclamationen zu hinterlegen, meiner Entfernung aus Paris kein Hinderniß im Wege

siehe; nur müsse dieselbe nach drei Tagen stattgefunden haben."

„Ich dankte für diesen Bescheid und versprach den Miethzins, sobald ich nach Hause gekommen, aus meinen Mitteln, die zweihundert Franken aber von dem Erlös der Effecten meines Herrn zu entrichten. Ein Polizei-Sergeant erhielt Befehl, über die Vollziehung dieses Spruches zu wachen."

„Ich verließ meinen Arrest mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt. Reue und Gewissensbisse folterten mich. Die Aussicht in eine ungewisse Zukunft lag schreckhaft vor mir, und alles dieses herbeigeführt durch Leichtsinn und Eitelkeit, nachdem ich kurz vorher die feierlichsten Versicherungen einer unwandelbaren Treue gegeben."

„Der Sergeant begleitete mich in meine Wohnung, eröffnete dem Hausbesitzer den Spruch des Polizeigerichts, der sich damit begnügte, und im Besitz der vorhandenen Effecten alsbald für die zweihundert Franken, welche hinterlegt werden mußten, Bürgschaft leistete. Die Sache mit der Polizei war somit abgethan, und nun schritt ich mit Zuziehung des Hausherrn und noch eines benachbarten Bürgers zur Verfertigung eines Inventariums, um Alles, bis auf die Laborirmaschinen, zum Verkauf auszusetzen. In einer verschlossenen Commode, welche aufgebrochen werden mußte, fanden wir mehrere kostbare Ringe und Uhren, auch eine Cassette, die ihrer Schwere nach, und vielleicht mit Gold gefüllt, von bedeutendem Werthe seyn mußte. Ich ließ Alles aufzeichnen, damit ich, wo ich meinen

Herrn auch finden würde, über Alles Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Das Mobiliar verkaufte ich an einen Mäkler um die Summe von achtzehnhundert Franken, das Uebrige packte ich zusammen und verließ den dritten Tag die Stadt, wo mir das Glück so freundlich gelächelt, das ich aber in meinem unverzeihlichen Leichtsinn mit Füßen getreten."

„Mein erstes Reiseziel war Marseille, in der Hoffnung, dort meinen Herrn zu treffen oder doch wenigstens Nachricht über seinen jetzigen Aufenthalt zu erhalten. Ich konnte nirgends das Geringste erfahren, ja, er schien gar nicht in Marseille gewesen zu seyn. Ich besuchte andere bedeutende Städte Frankreichs ohne allen Erfolg. Um seinen Aufenthalt desto sicherer zu erforschen, ließ ich mich, da ich wußte, er sey Freimaurer, in diesen Orden aufnehmen, ohne jedoch etwas dadurch zu erzielen. Ich entschloß mich endlich, nach England überzuschiffen, konnte aber weder in London, noch andern großen Städten das Geringste von ihm entdecken."

„Um Alles zu thun, was in meinen Kräften stand, schiffte ich mich abermals ein, durchreiste Spanien und Italien, kehrte wieder nach Frankreich zurück, schrieb an seinen Hauswirth in Paris, aber sein Name schien gar nicht mehr genannt zu werden. Es ist ihm ein Unglück zugestoßen, dachte ich jetzt, er lebt nicht mehr. Trotz dieser Idee, die ich nicht mehr verbannen konnte, hatte ich doch noch niemals Hand an sein Eigenthum gelegt, ja, die Cassette war noch verschlossen unter meinen Geräthschaften. Einige Specifica seiner Heilmittel,

deren ich mich bediente, verschafften mir seither den nöthigen Unterhalt, und ich war entschlossen, auf diese Weise zu leben, bis ich die unzweideutigsten Beweise seines Todes in den Händen haben würde."

„Um meinen Drang nach Erkenntnissen zu befriedigen und meine Ausbildung immer mehr zu fördern, widmete ich mich der Freimaurerei, von welcher ich durch die Aeußerungen meines Herrn eine hohe Idee empfangen, mit allem Fleiße und hoffte durch sie Stärke des Geistes in meinem drückenden Verhältniß zu gewinnen. Aber hier scheiterte meine Erwartung gänzlich. Kein einziger positiver Grundsatz, der sich auf etwas, einer Sache Aehnliches bezogen hätte, wurde ausgesprochen. Das Ganze drehte sich um ein schönes, geregeltes Ceremoniel, welches man mit moralischen, geschichtlichen, politischen, christlichen und antichristlichen Sentenzen schmückte, die jeder innern Deutung entbehrten. Müde dieser Spielereien, schiffte ich nach Palermo über, entschlossen, dort mich zu verweilen, um noch Ueberresten der alten Rosenkreuzerei, oder vielleicht gar einigen Geheimnissen des weltberühmten Freimaurers Cagliostro auf die Spur zu kommen."

„Ich kam nach Palermo und hatte bald einen Kreis um mich, wo jeder Einzelne, wie ich, von Durst nach höhern, den gewöhnlichen Menschen verschlossenen Erkenntnissen glühte. Wir hatten uns keine geringere Aufgabe gestellt, als die Geister der Verstorbenen zu citiren, um uns von ihnen belehren und in alle Mysterien einweihen zu lassen. Mein Wunsch war dabei, meinen Herrn zu sehen, ihn um Verzeihung zu

bitten und seinen Willen über die Verwendung seiner Hinterlassenschaft zu vernehmen."

„Wenn die Todten noch leben, sprach ich zu mir, so muß mein Herr mir erscheinen, mir von dem Fortbestand nach dem Tode Zeugniß geben und mich auf unzweifelhafte Weise seiner Verzeihung vergewissern."

„Wir waren äußerst thätig und schienen nahe am Ziele zu seyn, da ließen sich's Einige gelüsten, die erhabene Kunst zu irdischen Zwecken, zu Schatzgräberei zu benützen, und so entflohen die schon sichtbaren Strahlen unserer Wünsche, und aus einer Loge des Lichtes wurde ein Tummelplatz der niedrigsten Habsucht."

„Diese Entdeckung empörte mich dergestalt, daß ich die Versammlung aufhob, mir Pässe geben ließ und ununterbrochen bis hieher reiste, wo ich den Entschluß faßte, mich niederzulassen und die Cassette meines Herrn zu öffnen. Zwanzigtausend Thaler in Gold waren darin enthalten. Mit erneueter Reue für mein Vergehen gelobte ich, aus diesem Gelde mich hier anzukaufen, ein Droguerie-Etablissement zu gründen und es zum Besten meines unglücklichen Herrn oder vielleicht seiner noch zu entdeckenden Erben zu betreiben. Mein Geschäft geht gut, mir fehlt nichts als ein freies Gewissen, und darum suche ich hier fortzusetzen, worin ich in Palermo durch niedrige Gesinnungen der Mitarbeiter gestört wurde. Hier bin ich Mitglied einer Freimaurer-Loge des n.·. d.·. schen Systems, wo wir in einem Engband uns versammeln und die Kunst, die Geister der Verstorbenen in unsern Kreis zu ziehen, um uns mit ihnen zu besprechen, practisch ausüben.

Bei Ihnen, mein geehrter Herr, habe ich Anlage und Neigung zu einer solchen Thätigkeit bemerkt und fordere Sie daher auf, sich an uns anzuschließen und uns durch die Verbindung mit den Bewohnern des Jenseits das höchste Gut der Menschheit, den Beweis der Unsterblichkeit, suchen zu helfen."

Dies ist die Geschichte des Herrn Simper und nur in der Beziehung auf die Freimaurerei wichtig, weil wir daraus ersehen, daß sie nirgends etwas Positives besitzt, und die Worte, die man Friedrich dem Großen in den Mund gelegt: „c'est un grand rien" (sie ist ein großes Nichts) sich vollkommen rechtfertigen. Die Resultate, die Herr Simper schon errungen zu haben vorgiebt, sind zwar eigener Natur; aber wer darf einem Schwärmer glauben? Wäre objective Geistesoffenbarung möglich, so hätte Amalie gewiß meine Wünsche erhört. Da dieses nicht geschah, so ist für mich jede objective Geister- und Gotterkenntniß eine Chimäre, welcher ich nicht mehr Werth beilege, als der Farbenlehre des Blinden.

Ich werde mich nicht mehr lange hier aufhalten. Ich muß mich von den Freimaurern losmachen, um nicht endlich auch in ihrem großen Nichts, Realitäten zu suchen, verleitet zu werden. Wärst Du nicht Mitglied der Anstalt, so hätte sie in meinen Augen alle Achtung verloren; da aber Du sie noch zierst und in

ihr Arbeiter für Deinen Plan findest, so mag sie fortbestehen; nur mich soll sie nicht ferner in Versuchung führen.

Indifferentismus, Rationalismus, Materialismus, Supernaturalismus, Mysticismus, Kosmopolitismus, Politik und oberflächliche Geschichte sind die Turnierplätze, auf welchen die Freimaurer sich herumtreiben, hingegen von einem eigenen Inhalt, einem eigenthümlich innern Wesen kein Wort sprechen, weil sie keines wissen, und so dem grand rien mit wichtiger Miene huldigen.

Dieser Brief ist durch Simpers Geschichte zu einem Buch geworden. Allein ich mußte Dich damit bekannt machen, um Dich von der Verschiedenheit, in welcher die gerühmte Weisheit der Freimaurer sich herumtreibt, in Kenntniß zu setzen.

Gomphardt an Reiner.

Ich habe mich von Br. entfernt, weil mich dort kein Ziel mehr zurückhielt. Simpern schrieb ich den andern Tag ein Billet, worin ich bedauerte, nicht in seine Gesellschaft treten zu können, indem ich mich genöthigt sähe, Br. zu verlassen. Ich legte diesem Schreiben, damit er sich nicht verkürzt glauben soll, auch einen Wechsel von hundert Thalern für die Almosencasse seiner Loge bei. Er kam noch denselben Tag zu mir,

sich im Namen seiner Armen zu bedanken und sein Bedauern auszudrücken, mich nicht auf seine Liste setzen zu dürfen. „Der Beweis der Unsterblichkeit," setzte er noch hinzu, „ist das Ziel Ihrer Wanderschaft; bei uns allein hätten Sie dies erreichen können. Wo Sie außer uns suchen, wird man Ihnen schöne Worte reichen, in denen keine Realität enthalten ist. Doch es sollte nicht seyn, mich mit Ihnen näher verbunden zu wissen; ich muß mich darüber trösten, wie ich mich schon über Manches trösten mußte. Reisen Sie glücklich und denken Sie zuweilen an mich, einen Mann, der Ihnen mit aufrichtiger Freundschaft entgegen kam, und diese Gesinnungen für Sie bis an sein Lebensende behalten wird."

Nach diesen Worten verließ er mich tief gerührt. Das Schicksal hat ihn weich gemacht und seinem Character einen Ausdruck von Ernst gegeben, der oft an Wehmuth grenzt. Es ist Schade, daß er ein Schwärmer geworden und sich dadurch der menschlichen Gesellschaft entzogen hat; man hätte ihn nicht nur lieben, sondern auch achten müssen. Ich würde viel darum geben, ihn aus seiner ungewissen Lage reißen zu können.

Herr Bonner wollte es lange nicht glauben, daß es möglich sey, Br. zu verlassen, ohne Mitglied seiner Loge geworden zu seyn. Er betreibt sein Humanitätssystem mit demselben Eifer, wie Gimper den Mysticismus. Warum kann man solchen thätigen Männern nicht einen Weg zeigen, worauf sie zusammen als freie Menschen und Brüder wandeln könten. Doch solche Wünsche sind in den Wind gehaucht

und werden sich nicht realisiren, bis unsere Aufgabe gelöst und der sichere, unumstößliche Beweis der Fortdauer nach dem Tode gefunden ist. Wird diese Zeit wohl jemals kommen?

Ich habe indessen mehrere Städte besucht, wo keine Freimaurer sind, und durchaus keinen Unterschied gefunden. Die Menschen streiten sich um religiöse Ansichten, wie die Freimaurer um die ihrigen. Die sogenannten Philosophen demonstriren den Zweck des Lebens mit einer Sicherheit, als hätten sie denselben in einem Rechnungsexempel aufgelöst. Armenvereine, Kunstvereine, Cultur-, Industrie- und Handlungsvereine, Taubstummen-, Blinden- und Badeanstalten trifft man überall so vollkommen, als hätte man den Hammer Herrn Bonners, des Meisters vom Stuhl der Humanität, in allen Ländern vernommen. Die Menschen sind in diesen Stücken sich alle gleich. Der Reiche und Vornehme will bevormunden, der Arme bevormundet seyn, der Erste um sich wichtig zu machen und recht viel Verdienste zu erringen, der Andere, um sich aller Sorgen zu entschlagen und, so viel als möglich ist, müßig zu gehen. Die Menschen sind überall sich gleich; sie streben nach Allem und besitzen nichts Positives.

Da ich in der sogenannten profanen Welt nichts finden konnte, habe ich mich an einige Geistliche angeschlossen. Mit wem soll ich diese vergleichen? Mit meinem väterlichen Freund, dem Herrn Decan? Ich habe Einige gefunden, die ihm nicht unähnlich scheinen; die Andern aber sind kein Haar besser oder schlimmer

als die Freimaurer. Einige bleiben neutral, wie Freund Riccort; Andere suchen in der Geschichte wie Rinkam; wieder Andere sind personificirte Propagandisten wie Reinthal und erwarten den wahren Geist der christlichen Religion erst in der Zukunft, wenn die Menschen einmal reif geworden sind. Es giebt Naturalisten und Supernaturalisten, Rationalisten und Materialisten, Kosmopoliten und Mystiker unter ihnen, wie unter den Freimaurern; nur suchen sie Alles in ein ehrwürdiges Gewand zu kleiden. Ein Ebenbild von Dir ist mir noch nicht begegnet. Du allein hast Dich dem engen Kreis des Egoismus entzogen, und der Menschheit Dich gewidmet. Die Andern haben nur sich, ihre kleinlichen Interessen und Begierden im Auge und dienen dem Ganzen um ihrer selbst willen. Ich kann mich nirgends lange aufhalten und fühle mich oft fast unwiderstehlich nach Dir oder nach meiner Heimath gezogen. Woher mein nächster Brief an Dich gelangen wird, weiß ich noch nicht. Lebewohl! —



Nachdem Gomphardt den ganzen Winter und einen Theil des Frühjahrs benützt hatte, von einer Stadt in die andere zu reisen, die Carnevalszeit in Rom zugebracht, einen Theil des südlichen Frankreichs gesehen, kam er in Deutschland nach Wr. und machte schon in den ersten Wochen eine Bekanntschaft, die ihn an sich zog und den Entschluß bewirkte, daselbst zu verweilen und seine so oft besprochene, oft bewunderte

und dann wieder verlassene Aufgabe näher zu betrachten und zu versuchen, ihr einige Lichtpunkte abzugewinnen. Er richtete sich zu diesem Zweck in seinem Gasthause auf das Bequemste ein, legte sein Tagebuch wieder in einen eigens dazu bestellten Schreibtisch und nahm sich vor, wenn er hier nicht finde, was er suche, auf sein Gut zurückzukehren und dort in freier Natur sich Alles dessen zu entschlagen, was er in der Welt nur als Dressur und eine Art Sclavenfessel gesammelt habe.

Der Freimaurer.

Dritter Theil.

Das Positive der Freimaurerei.

Nur nach langem Reisen gelingt es dem ernstlichen Sucher,
Zu erblicken das Ziel, wo die Wahrheit ihm winkt.

Freimaurerei.

Gomphardt hatte keine speciellen Adressen nach Wr. mitgebracht; allein sein Quartier im besten Gasthofe, die Wechsel an die ersten Banquiers, auch seine Umgebung an der Tabel d' hote machten ihm bald Bekanntschaften, und in kurzer Zeit sah er sich in sehr gute Gesellschaften eingeführt.

Auf solche Weise wurde er in eine Abendgesellschaft bei einem reichen Particulier, wo sich, der hohe Adel abgerechnet, ein großer Theil der schönen Welt versammelte, eingeladen, die sich mit Musik, Spiel und Gesprächen die Zeit vertrieb. Der Zufall führte ihn mit einem Manne zusammen, der bei gefälligen Manieren viel Verstand verrieth und auf jede an ihn gerichtete Frage sicher die richtige Antwort gab. Mit diesem verflocht er sich in ein Gespräch über den Nutzen des Reisens und enthüllte, ohne Absicht, von seinem eigenen Reisezweck so viel, daß sein Gesprächsmann Interesse für ihn gewann. Sie wurden zwar, als man zu Tische ging, von einander getrennt, doch ehe man sich nach Hause begab, näherte sich ihm der Obige und forderte ihn auf, die Bekanntschaft, die sie heute

gemacht, fortzusetzen und ihn in seinem Hause zu besuchen. Gomphardt bat um seinen Namen, seine Hausnummer und um die Angabe der Stunden, wann man ihn ungestört treffen könne. Jener schrieb es mit Bleistift auf ein Blättchen Papier, sagte ihm, mit dem Wunsche auf baldiges Wiedersehen, gute Nacht, und entfernte sich mit einer Partie der Gäste, die sich an ihn angeschlossen.

Gleich den andern Tag begab sich Gomphardt zu Herrn Rückmann, Oberstudienrath und Professor am Gymnasium. Er wurde freundlich aufgenommen, zum Sitzen genöthigt, und als Beide Platz genommen, besprachen sie sich wieder über die verschiedenen Reisezwecke, die man unter den Reisenden kennen lernt, und als der Professor seine Ansichten hierüber mit viel Scharfsinn und Menschenkenntniß entwickelte, fühlte sich Gomphardt gedrungen, ihm seine ganze Lebensgeschichte, den Zweck seiner Reise und die Erfahrungen, die er bereits gemacht, bis auf die geringste Kleinigkeit mitzutheilen.

Der Professor, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte beim Schlusse: „Ihre Reisegeschichte ist die Geschichte eines ganzen Menschenalters, ist eigentlich die Geschichte eines jeden Menschen, der nach reeller Erkenntniß strebt; nur ist man selten im Stande, die Nüancen derselben gehörig zu unterscheiden und darüber nachzudenken. Sie wissen die Hauptmomente Ihres Lebenslaufes so geschickt von einander zu sondern, daß ich darüber erstaunen muß. Allein Ihr Ziel ist noch nicht erreicht, und es steht zu

fürchten, ob Sie nicht endlich ermüden werden, es immer umsonst zu suchen."

Gomphardt. „Ich werde nicht ermüden, insofern mein Herz mich treibt und ein feierlich gegebenes Wort mich verpflichtet."

Professor. „Und hoffen Sie zu finden, wornach Sie streben?"

Gomphardt. „Das weiß ich nicht. Allein ich werde jeden Biedermann, der Talent genug besitzt, über eine so ernste Sache nachzudenken, bitten, mir behülflich zu seyn."

Professor. „Und fürchten sich nicht vor Täuschungen?"

Gomphardt. „Mein Freund Reiner hat die Aufgabe zu deutlich ausgesprochen. Er verlangt einen Beweis für die Unsterblichkeit, den Jeder, der nur einigermaßen zu denken fähig ist, begreifen kann."

Professor. „Ich muß gestehen, Sie sind gut ausgerüstet. Ihr Freund Reiner, aber auch Ihr Herrn Decan werden Lichtpunkte in Ihrem Leben bleiben, die Ihnen, in welche Labyrinthe Sie auch gerathen mögen, leuchten werden. Noch fehlt zwar der dritte, letzte Punkt, der Beweis, und wofern Sie beharrlich Ihre Aufgabe zu verfolgen entschlossen sind, so soll es mich freuen, dazu beitragen zu können, diesen als das Ziel Ihrer Reise, ich möchte sagen, als das Ziel Ihres Lebens, gewinnen zu helfen."

Der Professor stand auf und entschuldigte sich, diese ihm höchst interessante Unterredung, Amtsgeschäfte halber, abbrechen zu müssen. „Besuchen Sie mich bald

wieder! So oft Sie wollen," sagte er ihm noch, indem er ihm die Hand reichte, und verließ mit Gomphardt das Haus, um in die Kanzlei als Studienrath zu gehen.

Gomphardt dachte, als er in den Gasthof zurückkam, über die letzten Worte, wodurch der Professor ihm seine Hülfe zugesagt hatte, ernstlich nach und äußerte für sich selbst: „Es wäre sonderbar, hier zu finden, was mir Freimaurer, Philosophen und Theologen nicht zu geben im Stande waren."

Er erkundigte sich näher nach dem Character und den Verhältnissen des Herrn Professor Rückmann und hörte einstimmig nichts als Gutes und Vorzügliches. Er sey ein Mann, sagte Einer, an den sich Groß und Klein wende, wenn es etwas zu vermitteln gebe. Er sey der Friedensrichter beinahe für die ganze Stadt, bloß durch das Vertrauen, das Jedermann in ihn setze. Er könnte schon viel höher stehen, meinte ein Anderer, wenn sein gerader Sinn ihn nicht hinderte, die geeigneten Schritte zu thun. Auch finde er vor lauter Geschäften für Andere selten Zeit, an sich selbst zu denken. So lautete das Urtheil Aller, die über ihn befragt wurden.

Gomphardt wurde auf diese Nachrichten, aus Furcht, ihm die Zeit für wichtigere Geschäfte zu rauben, verlegen, ihn sobald wieder zu besuchen. Endlich den vierten Tag entschloß er sich, zu ihm zu gehen, und hatte schon Hut und Stock in der Hand, als es an der Thüre klopfte und auf den Ruf: Herein! der Professor erschien, um den Besuch zurückzugeben und

sich nach dem Befinden seines Reisenden zu erkundigen. Gomphardt freute sich zwar, ihn bei sich zu sehen, machte ihm aber dennoch Vorwürfe, sich bei seinen vielen Geschäften bemüht zu haben. „Gute Freunde zu besuchen," erwiederte der Professor, „ist keine Mühe. Wir wurden letzthin durch den Stundenzeiger unterbrochen, und doch möchte ich wissen, ob Sie und Ihr Freund Reiner nicht noch einen Dritten in den Bund aufzunehmen sich entschließen könnten."

Gomphardt. „Ein solcher Bundesgenosse, wie Sie, könnte uns nicht anders als höchst willkommen seyn."

Professor. „Topp! Ich schließe mich an Sie an und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden seyn. Allein ich mache eine Bedingung meines Beitritts."

Gomphardt. „Welche?"

Professor. „Sie müssen Freimaurer werden."

Gomphardt. „Sie wissen meine Gründe, warum ich es nicht bin."

Professor. „Diese sind nicht hinlänglich."

Gomphardt. „Meine Ueberzeugung hindert mich gleichfalls."

Professor. „Dann muß ich pflichtgemäß schweigen."

Gomphardt. „Verzeihen Sie, wenn ich mich unbescheiden ausgedrückt habe."

Professor. „Sie haben sich nicht zu entschuldigen. Jeder Mensch ist in seinen Ansichten frei, und ich wäre zu tadeln, wollte ich Ihrer Freiheit Zwang anthun."

Gomphardt. „Meine Weigerung, unter die Freimaurer zu gehen, schien Sie doch einigermaßen beleidigt zu haben.“

Professor. „Wenn Sie bloß meiner Persönlichkeit zu lieb, ohne irgend eine Aussicht, etwas Reelles und Gutes zu gewinnen, unter die Freimaurer träten, hätten Sie sehr unrecht. Wenn wir eine Sache suchen, hört alle Persönlichkeit auf, und nur die Großartigkeit des Ziels darf uns Fesseln anlegen. Doch auch hierin dürfen wir der Freiheit des eigenen Forschens nicht entsagen, indem der Irrthümer so mannigfaltige und zugleich so verwickelte sind. Ihre Freunde, der Herr Decan und Doctor Reiner, sind gewiß unserer Beider Hochachtung werth, ungeachtet wir sagen müssen, sie seyen nicht auf dem rechten Wege. Wer kann einem Andern verwehren, dieselben Zweifel nicht auch in mich zu setzen, ohne jedoch seine günstige Meinung über mich zu ändern.“

Gomphardt. „Unsterblichkeit ist aller Menschen Wunsch und Ziel. Der Glaube daran hat sich bei mir verloren; darum besitzt sie für mich keinen Werth mehr, bis ich den gründlichen Beweis darüber empfangen. Sie scheinen mir sagen zu wollen, in der Freimaurerei sey er enthalten; es muß sie demnach beleidigen, wenn ich Ihren Worten nicht glaube und die Aufnahme verweigere.“

Professor. „Da müßten der Herr Decan und Doctor Reiner auch von Ihnen beleidigt seyn.“

Gomphardt. „Diese leben einer Sache und sind über jede Persönlichkeit erhaben.“

Professor. „Und einen solchen Glauben, meinen Sie, dürfen Sie nicht auch zu mir fassen?"

Gomphardt. „Ich verirre mich und mache, indem ich mich zu vertheidigen strebe, das Uebel immer ärger."

Professor. „Das kommt daher, wenn man nicht aufrichtig ist und mit falschen Waffen ein Unrecht zu verfechten sucht."

Gomphardt. „Sie haben Recht. Ich war nicht aufrichtig gegen Sie und wollte Sie mit Ausflüchten beschwichtigen. So hören Sie! Nicht nur dem Decan, auch mir selbst habe ich das Wort gegeben, nicht eher unter die Freimaurer zu treten, bis man mir gesagt habe, was Freimaurerei lehre, was sie bezwecke und welches das ihr allein zukommende Ziel sey. Ich habe so vielerlei Ideen und Tendenzen gehört, daß ich zweifelhaft geworden bin, ob sie etwas Selbstständiges enthalte, und da verpflichtete ich mich, so lange davon entfernt zu bleiben, als ich nicht die Ueberzeugung gewonnen, mich nicht in ein neues Chaos zu stürzen."

Professor. „Nach Ihren Erfahrungen ist Vorsicht lobenswerth, und ich würde mich scheuen, mit Ihnen noch ein Wort darüber zu sprechen, wenn Ihre und Reiners Aufgabe und mein Versprechen, Ihnen zur Lösung derselben behülflich zu seyn, mich nicht dazu nöthigten. So vernehmen Sie denn! — der eigentliche letzte Zweck der Freimaurerei ist die Erkenntniß eines prophetischen Wortes, das in allen Menschen liegt."

Gomphardt. „Sie überraschen mich und

machen mich aber auf's Neue zweifelhaft. Eines prophetischen Wortes sollte der Mensch fähig seyn! Er sollte die Kraft besitzen, sich mit den reinsten Kräften eines ewigen Lichtes zu verbinden und die Schranken der Zeit zu durchbrechen. Das ist ja eben der furchtbare Mysticismus, wo der Sterbliche wähnt, sich über seine Sphäre hinauszuschwingen und sich mit Stärke der Ewigkeit zu waffnen! — Entheben Sie mich dieser Zweifel, dann werde ich der Furcht entsagen und mich Ihrer Führung überlassen."

Professor. „Mysticismus ist unserer Sache so fremd als der rohe Materialismus."

Gomphardt. „Alles, was die Sinne nicht wahrnehmen, die Vernunft nicht fassen kann, ist Mysticismus."

Professor. „Dann ist das Zusammenklingen von drei Tönen zu einem Accord auch Mysticismus, die Anziehungskraft des Magnets ebenfalls, nicht minder die Kräfte zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken. Keiner hat noch erklärt, wie das Auge sieht, das Ohr hört und die Geruchsnerven riechen."

Gomphardt. „Wir sollen geistige Erscheinungen wahrnehmen lernen, die wir sehen, hören und fühlen, ohne daß unsere Augen, Ohren und Gefühlsnerven berührt werden."

Professor. „Dies ist der gewöhnliche Einwurf einseitiger Denker. Verzeihen Sie, daß ich diesen Ausdruck gebrauche, aber ich kann ihn nicht mildern. Sie sehen, hören und fühlen im Schlafe, indessen Ihre äußern Organe geschlossen sind. Sie se-

hen, hören und fühlen aber auf eine solche Art, daß Sie über die Eindrücke nicht zweifelhaft seyn und sich derselben vermittelst des Gedächtnisses noch deutlich erinnern können. Ist es darum schon Jemandem eingefallen, das Vermögen zu träumen für Mysticismus zu erklären? Die Träume machen uns auf die Fähigkeit eines innern Wahrnehmens aufmerksam, das sich der Kritik der Vernunft entzogen und im freien Spiel des Lebens, das ohne unser Zuthun wirkt, neue Erscheinungen sieht."

Gomphardt. „In diesem Sinne will man aber den Mysticismus nicht betrachtet wissen."

Professor. „In welchem denn?"

Gomphardt. „Die Erscheinungen des Mysticismus sind keine Bilder aus uns oder in uns entstanden, sondern aus einer andern Welt kommend, um uns Kunde zu geben über mancherlei Dinge."

Professor. „Das ist der eigentliche Mysticismus, der gegen die Vernunft streitet, und gegen den man zu Felde ziehen muß. Hingegen die geistigen Kräfte in uns zu wecken, das Auge kennen zu lernen, das im Traume sieht, sind Früchte der Selbsterkenntniß, ist die hohe Philosophie des Lebens, ohne welche wir niemals zu einer positiven Wahrheit gelangen."

Gomphardt. „Durch diesen Grundsatz heben wir jedoch alle Objectivität auf."

Professor. „Und was ist dadurch verloren?"

Gomphardt. „Alles. Wenn es keine geistigen Objecte außer uns giebt, hört jedes Zeugniß für den Bestand eines künftigen Lebens auf."

Professor. „Wer behauptet das?"

Gomphardt. „Ich, die Welt, die Theologen, zum Theil auch die Philosophen. Sokrates selbst hatte einen Dämon, der ihn Weisheit lehrte."

Professor. „Alles, was hierüber gesprochen, geschrieben und erzählt wird, hat keinen objectiven Grund. Der Geist der Natur und der Geist Gottes, wie er sich dem Menschen gegeben, ist ein ewiger Bildner, der uns, wenn wir uns fähig machen, ihn zu verstehen, Alles darstellt und vorbildet, was in ihm vorgeht; dessen Wort, wenn wir uns bemühen, es zu vernehmen, die unverfälschte Lehre der Wahrheit und jener Weisheit enthüllt, woraus die Alten geschöpft und sich dadurch als freie, königliche Künstler hingestellt, die sich über die Vergänglichkeit schwangen und schon Diesseits die Ewigkeit erkannten."

Gomphardt. „Auf diese Art wäre die Freimaurerei eine Sache, die in der menschlichen Natur läge, und die Jeder erlernen könnte, der sich darauf verlegte?"

Professor. „Darauf verlegen sollte."

Gomphardt. „Wenn es der Menschheit zum Heil wäre, würde es auch geschehen."

Professor. „Schon Manches wurde unterdrückt, was gewiß für die Menschheit wohlthätig gewesen wäre."

Gomphardt. „Doch ist nicht zu läugnen, daß manche Verwirrung und Mißhelligkeit aus falsch verstandener Lehre entsprungen."

Professor. „Ganz gewiß. Aber soll man

darum eine Wohlthat nicht annehmen, weil sie mißbraucht werden könnte? Eine Priesterkaste, so erzählt eine alte Sage, verbot in ihrem Gebiete das Sprechen, weil daraus Unfriede, Verläumdung, Zank, Streit, Fluchen und sogar Gotteslängnen entspringe. Thaten diese wohl daran?"

Gomphardt. „Ich muß gestehen: sie thaten nicht wohl."

Professor. „Eine andere verbot die Musik, weil sie zu mächtig auf die Sinne wirke und den Menschen in die Außenwelt ziehe. Thaten diese vielleicht recht?"

Gomphardt. „Gewiß nicht. Aber hier ist von keinem äußern Gute, sondern von einem andern, das Manchem kein Gut seyn könnte, die Rede."

Professor. „Und darum soll ich kein Gold besitzen, weil es niedrige Seelen zur Habsucht, zu Betrug und Hochverrath leitet? Darum soll das Licht der Wahrheit der Menge entzogen seyn, um einen Bösewicht zu hindern, sich nicht daran zu versündigen? Die Sonne ist für Alle, eben so die Wahrheit. Da positive Wahrheit aber nur durch Selbsterkenntniß, durch die genauste Berührung mit unserer geistigen Natur zu erringen ist, so bleibt es Pflicht, die Menschheit auf dieses beinahe verlorene Gut aufmerksam zu machen, um so bald als möglich jenen Tag heraufzurufen, wo unsere Sache in's öffentliche Leben tritt und Alle, die in diese Welt kommen, mit ihrem Lichte erleuchtet."

Gomphardt. „Diese Aussicht ist so schön,

daß man gefühllos seyn müßte, um nicht von ihr angezogen zu werden. Zeigen Sie mir nur eine Möglichkeit, nur eine Spur, auf welcher man ein solches Licht gewinnen könnte."

Professor. „Ich habe Sie schon vorhin auf die Sinne aufmerksam gemacht, vermöge welcher wir im Traume wahrnehmen. Was sind das für Sinne? Und woher kommen die Bilder, die wir dort sehen und die Stimmen, die wir hören? Können Sie mir hierüber Red' und Antwort geben? Nein, Sie sind es so wenig im Stande, als Einer der absprechenden Philosophen unserer Zeit."

„Die Träume sind die erste Stufe einer geistigen Thätigkeit, welche die Schranken der äußern Sinnenwelt durchbricht und uns Erscheinungen verschafft, die außer dem Kreis unserer gewöhnlichen Beobachtungen liegen. Zwar können Sie sagen: Träume führen uns zu keiner Wahrheit, seyen chaotischer Natur, aus welchen sich keine Resultate ziehen lassen. Wahr ist es: sie lehren uns nichts mehr und nichts weniger, als daß sie sind, eröffnen aber dem Forschungstrieb ein neues Feld, gleichsam eine neue Welt, wo er neue Erfahrungen sammeln kann. Mögen denn diese Erfahrungen auch noch so unvollkommen und rhapsodisch seyn, so müssen wir bedenken, daß nicht sie, sondern wir die Schuld tragen, weil wir uns selbst in einem höchst unvollkommenen und gebundenen Zustand des Schlafes befinden."

„Die zweite Stufe besteht in der Fähigkeit, wachend zu träumen. Manche wollen zwar ein solches

Vermögen bezweifeln, allein die tägliche Erfahrung liefert uns Beweise hierüber. Fieberkranke schlafen nicht. Von einer Idee oder einem vorherrschenden Gefühle hingerissene Gemüther sehen und hören, nach ihrer Meinung, mit den äußern Sinnen, die Erscheinungen des innern Lebens. Wer hier noch zweifelt, mache an sich selbst die Probe, bemühe sich, die äußere Thätigkeit der Sinne und der Phantasie in eine solche Ruhe zu versetzen, daß das innere Leben das Uebergewicht erlangt, und er wird die Ueberzeugung gewinnen, daß dasselbe niemals stille steht und immerdar formt, bildet und spricht. Zwar lassen sich auch hieraus noch keine Folgerungen für die Wahrheit ziehen, weil wir selbst uns noch dem Spiele des Zufalls überlassen."

„Der Mensch ist frei, besitzt Willenskraft, und erst, wo diese sich äußert, können Ordnung und Wahrheit den Zufall besiegen. Darum soll der Mensch auf die dritte Stufe sich erheben und den Bildern und Stimmen des wachenden Traumes die Aufgabe stellen und sagen: über dieses oder jenes will ich Andeutungen haben. Durch ein solches Verfahren setzt er sich in die Kathegorie seiner Gattung, die über Alles, was sie sieht, hört und fühlt, sich Rechenschaft geben kann."

Gomphardt. „Ich weiß nichts mehr zu sagen und danke Ihnen für Ihre gütige Belehrung. Erlauben Sie mir, das Gehörte zu überdenken und zu sehen, ob es für meine Gefühls- und Denkweise taugt. Was Sie mir gesagt, ist für mich so neu und ungewöhnlich, daß ich schon um der Wichtigkeit der Sache

willen für Pflicht halte, mit ruhiger Ueberlegung zu beschließen und zu Werke zu gehen."

Professor. „Morgen sprechen wir mehr davon. Ich lobe Ihre Behutsamkeit und bitte Sie, mir jeden Zweifel, der sich Ihnen noch in den Weg stellen könnte, unbefangen zu eröffnen und die Wiederlegung desselben mit Besonnenheit anzuhören."

Gomphardt war, als er sich allein sah, noch voll von den Ansichten, die ihm heute zum ersten Mal deutlich auseinandergesetzt wurden und ihn zu den Ausruf bewogen: „Wenn das, was der Professor aufstellt, wahr ist, so kann man mit Recht sagen: das Licht leuchtet in den Finsternissen, und die Finsternisse begreifen es nicht. Werde ich es je begreifen lernen? fuhr er gedankenvoll fort. Wird nicht meine eigene Natur sich für die Hartnäckigkeit, womit ich ihr entgegentrat, rächen? Ich muß die Sache näher beleuchten, ehe ich einen Entschluß fasse."

In seinem Tagebuch lesen wir über seine gegenwärtige Krisis Folgendes:

„Erkenntniß einer prophetischen Kraft im Menschen ist nach der Behauptung des Professors der letzte Zweck der Freimaurerei und zugleich der Beweis für die Unsterblichkeit."

„Prophetische Kraft — ist sie vorhanden? Worauf gründet sie sich? und unter welchen Bedingungen kann sie sich äußern? Hier verstummt die gewöhnliche Denkkraft und die Phantasie schwärmt hinüber in ein Reich, wo die Sinne nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit Wahrnehmungen machen

sollen, die ihr aus der Vergangenheit und Zukunft zufließen."

„Die Vernunft kann hier nicht beweisen, die Probe muß entscheiden, und dieser sollte man sich füglich unterziehen. Wenn aber die Probe Stich hält, uns über neue Kräfte der menschlichen Natur Aufschluß giebt, ist darum der Beweis für die Unsterblichkeit gegeben und jeder Zweifel besiegt? Prophetische Kraft kann individueller Natur seyn, und dann liefert sie für das Ganze, für die Menschheit keine Gewährleistung."

„Zweifel haben mich umgarnt, und ich fürchte, ich würde die Wahrheit nicht glauben, wenn ich sie mit Händen fühlen und mit Augen sehen könnte. Doch ich bin nun einmal, wie ich bin, und habe daher auch nur mit mir selbst zu kämpfen."

Den andern Tag kam er wieder zum Professor, um seine Zweifel zu entdecken, und sie, wenn's möglich wäre, besiegen zu lassen. Dieser hieß ihn freundlich willkommen und frug ihn, wie er geschlafen habe.

Gomphardt. „Geschlafen habe ich wenig, desto mehr gedacht, und vor lauter Gedanken keine Gewißheit, sondern nur Zweifel gefunden."

Professor. „Lassen Sie hören: woran zweifeln Sie noch?"

Gomphardt. „An mir selbst zuerst, indem die Aufgabe, welche Sie mir vor Augen stellen, nur practisch erprobt werden kann."

Professor. „Daran ist kein Zweifel."

Gomphardt. „Wenn sie sich aber erproben läßt, so, daß am Vorhandenseyn einer prophetischen

Kraft nicht mehr zu zweifeln ist, wo ist denn die Bürgschaft, daß sie als Beweis für die Unsterblichkeit dienen kann?"

Professor. „In der Sache selbst."

Gomphardt. „Die prophetische Kraft, wenn sie auch einen Theil der Zukunft enthüllen kann, ist doch nicht im Stande, die Ewigkeit zu durchschauen und unsern Fortbestand zu sehen."

Professor. „Das ist auch nicht nöthig. Wenn sie nur für eine Stunde, einen Tag, für Wochen oder Jahre sich als wahr erzeigt, so dürfen Sie ihr auch für die Ewigkeit trauen."

Gomphardt. „Ein Schluß vom Einzelnen auf's Ganze hat keine Bündigkeit."

Professor. „Hier ist kein Schluß vom Einzelnen auf's Ganze, sondern von kleinern Verhältnissen auf größere."

Gomphardt. „Wie verstehen Sie das?"

Professor. „Der Trigonometer, der die Länge einer Linie und die Größen zweier Winkel kennt, mißt jede Entfernung, sey sie einen oder Million tausend Fuß groß. Oder glauben Sie, daß die Entfernung die Richtigkeit der Verhältnisse aufhebe?"

Gomphardt. „Nein. Die Trigonometrie kümmert sich um keine Entfernung, sondern nur um die Richtigkeit der Verhältnisse."

Professor. „Eben so verhält es sich mit der prophetischen Kraft. Das richtige Verhältniß des Wortes erweckt sie, und da ist es dann einerlei, ob sie

für Stunden oder Miriaden Jahrhunderte in Thätigkeit tritt."

Gomphardt. „Meine Bedenklichkeiten sind besiegt, und darum bitte ich Sie, sich meiner anzunehmen, an den Herrn Decan in meinem Namen zu schreiben und mir die Zurückgabe meines gegebenen Wortes zu verschaffen. Nach Ihren Erläuterungen ist die Sache von solcher Wichtigkeit, daß man keinen Tag versäumen darf, sich derselben anzuschließen."

Er überließ es dem Professor, die nöthigen Maßregeln zur Verwirklichung seines Vorhabens zu treffen und ihn vor der Hand in der Loge zur Aufnahme vorzuschlagen. Dieser erbat sich die Adresse an den Herrn Decan und versprach, alles zu thun, was diese Angelegenheit erheische und ihr förderlich seyn könne.

Briefwechsel.

Der Professor, ein Mann, welcher, nachdem er einmal etwas versprochen, nicht lange zögerte, sein Wort zu erfüllen, setzte sich desselben Tages noch an den Schreibtisch und ließ an den Herrn Decan einen Brief folgenden Inhalts abgehen.

Hochwürdiger Herr!

Sie werden nicht übel nehmen, wenn ich mich in einer sonderbaren Angelegenheit schriftlich an Sie wende.

Ihr Freund und Schützling, Herr Gomphardt, befindet sich in unserer Stadt und wäre, nachdem er von mir erfahren, daß er in dem Bunde der Freimaurer das endliche Ziel seiner Reise unfehlbar erringen könnte, geneigt, in genannten Bund zu treten, wenn ihn nicht ein Versprechen, das er Ihnen in dieser Beziehung gegeben, daran hinderte. Da ich Ihnen, hochwürdiger Herr, auf mein Ehrenwort die Versicherung ertheilen kann, daß die Statuten der Freimaurer-Brüderschaft nichts enthalten, was den Gesinnungen des Herrn Gomphardt nachtheilig seyn dürfte, im Gegentheil durch diesen Schritt seine verwirrten Ansichten vielleicht sich ordnen und zu einem sichern Glauben hinwenden ließen, so bitte ich Sie im Namen und zur Beruhigung Ihres Freundes, ihn des gegebenen Wortes zu entbinden und ihm zu seinem Vorhaben völlige Freiheit zu geben.

Mit der Versicherung ꝛc.

Decan an den Professor.

Ihr geehrtes Schreiben hat mir in sofern, als ich daraus ersehen, daß Herr Gomphardt überall gute Freunde zu gewinnen weiß, Freude verursacht. Auf den Hauptpunkt desselben aber, ihm sein Wort, nicht in den Freimaurerorden zu treten, zurückzugeben, kann ich, so lange er sich durch dasselbe gebunden hält, mich nicht einlassen.

Euer Wohlgeboren werden meine Offenheit, da Sie natürlich Mitglied und ein großer Anhänger des Bundes sind, nicht unrecht deuten und als Beleidigung ansehen, wenn ich Sie versichere, daß ich aus aufrichtiger Freundschaft für Herrn Gomphardt spreche, der, trotz seines hellen Verstandes, in Beziehung auf Religion keinen Anlaß ertragen kann, der ihn noch weiter davon entfernen könnte.

Ich halte die Freimaurer durchaus nicht dazu geeignet, religiöse Grundsätze zu geben oder zu befestigen. Ich habe im Laufe meines Lebens manchen Freimaurer kennen lernen und nirgends Resultate gefunden, die zu den Erwartungen, welche Sie in Beziehung auf Gomphardt in Aussicht stellen, berechtigen könnten. Das erste Kennzeichen eines Freimaurers war immer, daß er nicht mehr in die Kirche kam, und da werden Sie es einem Geistlichen, dem sein Beruf heilig ist, nicht verargen, wenn er eine solche Hintansetzung christlicher Observanz als einen Mangel gesunder Lebensphilosophie betrachtet und bei seinem Freunde lieber diesen Mangel beseitigen als vergrößern möchte.

Es kann solche Naturen geben, denen Hypothesen und schlimme Beispiele nicht schaden, im Gegentheil ihre Gesinnungen durch den Anblick der Verkehrtheit stärken; Gomphardt gehört nicht unter diese Klasse. Bei aller Unbefangenheit und Schärfe des Denkens wird er doch stets von seinem Herzen geleitet, und für solche Gemüther ist kindlicher Glaube wohlthätiger, als hyperbolische Ueberzeugung. Ich bitte Sie, unseres Freundes Character genau zu prüfen,

und Sie werden sich selbst überzeugen, daß ich Recht habe, wenn ich ihm sein Wort nicht zurückgebe.

Professor an den Decan.

Ihr Schreiben, ungeachtet es meinem Wunsche in der Hauptsache nicht entspricht, hat doch einen wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht, indem ich daraus ersah, daß Liebe zum Freunde Ihnen die Worte dictirte. Allein da solcher von seinem Wunsche, Freimaurer zu werden, nicht absteht, und ich die völlige Ueberzeugung besitze, dieser Schritt könne ihn dem, aus dem Gesichte verlorenen Ziele wieder näher bringen, so bin ich genöthigt, Sie noch einmal mit der schriftlichen Bitte zu belästigen, ihn seines Wortes zu entbinden.

Ich gebe Ihnen zu, daß mancher Freimaurer nicht ist, wie er seyn sollte; solche aber tragen auch gewöhnlich nur den Namen Freimaurer, sind es aber nicht. Sie sind Lastträger der Symbole, ohne zu wissen und ohne den Muth und die Kraft zu haben, zu untersuchen, was man ihnen aufgebürdet. Wollen Sie dieser Unwürdigen wegen die Sache verdammen? Das können Sie nicht, da Sie wissen, wie Mancher Ihre Kirche besucht, ohne je über das Wesen und den Geist des Christenthums nachgedacht zu haben. Die Sache, die wir betreiben, ist erhaben und sogar ein Zeugniß unserer heiligen Religion, das nicht nur Laien, sondern jeder Priester zu geben im Stande seyn sollte. Da sich dieses zu allen Zeiten bestätigt hat und auch noch

jetzt, wenn gleich in geringerem Maße, bestätigt, so können Sie nicht anders, als Ihrem Freunde allen Vorschub leisten, damit er sein Vorhaben, Freimaurer zu werden, sobald als möglich ausführen kann.

Zum Schlusse erlaube ich nur noch beizufügen, daß ich keiner von denen bin, die sich so leicht abweisen lassen. Machen Sie sich daher, wenn Ihre Einwürfe noch nicht beseitigt sind, gefaßt, so viele Briefe zu empfangen, bis Einer von uns Beiden sich für überwunden erklärt.

Decan an den Professor.

Ihr letztes Schreiben ist eine förmliche Herausforderung auf einen Kampf, wo Principien gegen Principien auftreten, und einander, wenn auch nicht gerade Vernichtung, doch eine Versetzung des Angriffsplans drohen, wo ich, der ich solche Kämpfe nicht gewohnt bin, leicht in Verlegenheit gerathen könnte. Doch ich vertraue auf das Principium aller Principien, auf die heilige Schrift, die mir Waffen leihen wird, die nicht zerbrechlich, sondern fest und stark wie Gott sind.

Da es sich hauptsächlich um Principien, nicht aber um die Ausübung derselben handelt, ungeachtet man aus den Werken die Lehren einer Anstalt erkennen sollte, so stelle ich Ihnen mein Panier entgegen und frage Sie: Welche Beweise können Sie gegen die Wahrheit des Evangeliums vorbringen? Zu sagen:

Es läuft gegen die Vernunft — man kann es nicht begreifen — ist nichts gesagt. Keiner kann begreifen, warum die Winde sich drehen, da doch Erde und Wasser in stets gleicher Richtung sich bewegen. Wenn ich von dem Drehen des Windes nicht factisch überzeugt wäre, würde ich sagen: Winde sind bewegte Luft, da die Luft ein schwerer Körper ist, so muß sie dem Gesetz der Schwere folgen und auch als Wind demselben unterworfen bleiben.

Doch die Bibel, ungeachtet dem Laien anfangs manches Dunkel scheint, giebt uns selbst ein Licht, das scheinbar Unbegreifliche begreifen zu lernen, indem sie uns den heiligen Geist spendet, welcher alle Räthsel der heiligen Schrift aufzulösen vermag. Auf diese Lehre bitte ich Sie, Herrn Gomphardt so oft als möglich aufmerksam zu machen, und wenn es Ihnen gelingt, die wohlthätige Kraft des Glaubens in ihm wiederzubeleben, so haben Sie etwas gethan, wofür der Ewige Sie segnen wird.

Professor an den Decan.

Hochwürdiger Herr! Sie sind so rein apostolisch, daß ich in Verlegenheit gerathe, Ihnen meine Ansichten in Beziehung auf Menschenbestimmung und Religion darzulegen.

Der Mensch ist bestimmt, zu leben. Wenn er nach diesem Leben nicht fortbesteht, so hat er als Vernunftwesen gar keine Bestimmung; denn sich vermöge

der Vernunft sagen zu können, ich bin geworden und werde vergehen, hat nicht mehr Werth, als ein Hauch in die Luft, der zwecklos verfliegt. Solche Ideen trüben die Aussicht des Menschen und machen ihn aufmerksam, über sich selbst und den Zweck seines Daseyns nachzudenken. Jetzt fällt unser Blick auf die Religion und sucht darin Befriedigung. Wohl Jedem, der da findet, wornach er strebt! Er ist den Stürmen des Wanderns und Suchens enthoben und geht mit den beseligenden Gefühlen des Glaubens dem Ziele entgegen. Wen aber die Religion nicht befriedigt, wen der Glaube nicht an sich ziehen und beleben kann — wo soll der suchen? Etwa in philosophischen Systemen, die seit Jahrhunderten sich selbst vernichten und verdrängen? Oder in der Naturgeschichte der Propaganda, wo Gott, wie jedes andere Geschöpf, aus der Materie entspringt? Entweder Bibel oder Freimaurerei; Eines ist dem Menschen unerläßliches Bedürfniß; der freie Denker aber, der Mann von geläuterter Vernunft und muthigem Herzen muß Beides besitzen, Christ und Freimaurer zugleich seyn; dann kann er sich der Orthodoxie wie dem Unglauben und den Irrlehren der Welt gegenüber stellen und als göttlicher Philosoph diejenige Würde behaupten, die ihm die Kraft ertheilt, den Andern als Beispiel reiner Menschlichkeit zu leuchten.

Ich bitte Sie, diese Ansicht, die aus der Natur der Sache hervorgeht, zu beherzigen und dem Wunsche Ihres Freundes und dem meinigen nicht länger zu widerstreben.

Decan an den Professor.

Ihr letztes Schreiben hätte mich beinahe andern Sinnes gemacht und mich zur Zurückgabe des mir gegebenen Wortes verleitet; allein da gingen alte Erfahrungen, die ich in Berührung mit Freimaurern gemacht, an mir vorüber und befestigten den Entschluß, meine Einwilligung zu dem beabsichtigten Schritte nicht zu geben, auf's Neue.

Ich war Willens, da Sie selbst Freimaurer sind und sich so würdig der Sache annehmen, über alles Tadelnswerthe, was ich von Freimaurern weiß, hinwegzugehen und mich bloß an die Sache zu halten. Da Sie aber mit unnachgiebiger Beharrlichkeit auf Ihrem Vorhaben bestehen, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen, obschon es gegen meine Art und Weise streitet, die Ursachen meines Widerwillens gegen Ihre Anstalt offen darzulegen.

Im Anfange meiner geistlichen Laufbahn hörte ich Vieles von dem Orden der Freimaurerei sprechen und gab mir Mühe, theils durch Schriften und theils durch Bekanntschaften etwas Positives darüber zu erfahren. In den Schriften, deren man sich trotz dem, daß sie nur für Freimaurer geschrieben sind, mit Mühe und Geld eine Menge anschaffen kann, fand ich ein Chaos von Widersprüchen, die sich durchaus nicht zu einem Ganzen verbinden lassen. Hier finsterer Mysticismus, dort eine Freiheit des Denkens, daß man davor zurückschauderte. Das Gediegenste entdeckte ich noch in geschichtlichen Werken, die sich aber auf keine Tendenz bezogen, sondern sich um Urkunden, um Aecht-

heit oder Falschheit der Abschriften und um persönliche Autoritäten stritten. Von einer Einheit, einem höhern Haltpunkt war nirgends eine Spur. Aus diesem Grunde schlug ich mir die Sache wieder aus dem Sinne und dachte lange Zeit nicht mehr daran.

Nach einigen Jahren kamen mir wieder mehrere Annoncen von Freimaurerschriften zu Gesichte, die meine Neugierde abermals weckten; allein ich beschloß, ehe ich mich in die Lectüre derselben einließ, vorher mit einigen Freimaurern Bekanntschaft zu machen, um mich durch eine lebendige Auslegung benannter Schriften besser zu unterrichten. Aber wie sah ich mich da betrogen! Auch nicht Einer von Denen, an die ich mich wandte, wußte mir über meine Frage gründlich Red' und Antwort zu geben. Zwar verschanzten sich Alle hinter das Verbot, nicht sprechen zu dürfen; doch mein Verdacht, als wüßten sie nichts, wurde bei mir beinahe zur völligen Gewißheit. Einer derselben führte mich, zwar in keine Loge, aber in einige ihrer Privatgesellschaften und hoffte dadurch mich für ihre Sache zu gewinnen. Aber was ich da hörte, möchte ich lieber niemals gehört haben. Auch nicht ein ernstes Wort, nicht eine Periode wurde gesprochen, die Einen hätte mahnen können, als wäre man hier in einer Gesellschaft, die sich mit höhern Lebensansichten beschäftige. Unanständige, zum Theil unsittliche Gespräche machten einen großen Theil der Unterhaltung aus, und ich mußte mir beim Nachhausegehen jedesmal sagen, daß ich in jeder andern Gesellschaft bessere Dinge hätte hören können.

Ich war entschlossen, mich in Zukunft jeder Berührung mit Freimaurern zu entziehen, kam aber vermöge meiner Stellung als Pfarrer mit einigen Mitgliedern des Ordens in Conflicte, wo jedesmal der Freimaurer, und zwar mit Recht, den kürzern zog. Ich sah Freimaurer durch Tendenz-Streitigkeiten zu solchen bittern Feinden werden, wie man sie zu den Zeiten der Ligue und der Hugenotten kaum bitterer fand. Aus diesen Früchten schloß ich auf den Stamm und nahm deshalb meinem Freunde das Versprechen ab, niemals in ihre Gesellschaft zu treten.

Sie haben es übernommen, mir die Anstalt von einer bessern Seite zu zeigen. Ich will auch nicht zweifeln, als ob Männer Ihres Sinnes etwas Gutes darin finden können, wie überhaupt der Reine überall nur das Reine sieht; allein für unsern Freund Gomphardt, der sich früher oder später von Ihnen trennen und sich der Führung anderer Mitglieder überlassen müßte, kann eine aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft nicht taugen, weil er, nachdem die erste Exaltation verflogen wäre, nothwendig in Apathie verfallen würde, die seine natürliche Gutmüthigkeit in Gefahr setzte. Darum bitte ich Sie abermals, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Gomphardt den Weg wandern zu lassen, den sein Herz ihn führt.

Professor an den Decan.

Die freundschaftlichen Gesinnungen, welche Sie gegen mich äußern, scheinen die harten Beschuldigun-

gen, womit Sie die Freimaurer belasten, einigermaßen mildern zu sollen, und ich danke Ihnen auch für diese Art zu verfahren, indem es mir unangenehm seyn würde, mich von Ihnen verkannt zu wissen. Allein Ihre Beschuldigungen sind von keiner solchen Wichtigkeit, daß ich mich fürchten müßte, Ihnen nicht noch eine andere Meinung beizubringen. Giebt es denn eine Anstalt unter den Menschen, die nicht auf dem Punkte steht, ihren ursprünglichen Zweck zu verlieren, wofern sie ihn nicht schon verloren hat? — Gute, wohlthätige Menschen legen Geld zusammen, errichten Armen- und Waisenhäuser, und habsüchtige Administratoren bereichern sich auf Kosten der Gutmüthigkeit und Armuth. Wo Menschen einen nützlichen Entwurf auszuführen sich entschließen, suchen andere ihre Treuherzigkeit zu benützen und sich an die Spitze zu stellen. Wenn Sie die christliche Religion betrachten, welch' eine Menge Nichtchristen finden Sie unter ihren Bekennern? Würden Sie nun dieser Nichtchristen wegen Einen, der Sie darum anspräche, nicht zum Christen machen wollen? Hat dieses Bewußtseyn Sie jemals verhindert, einem Kinde die Taufe zu geben? Wenn wir in der Untersuchung der Geschichte des Christenthums weitergehen, so möchte man oft meinen, es sey zum Verderben der Menschen vorhanden; denn giebt es nicht Räuber und Mörder unter ihnen? Christen haben andern Christen Bluthochzeiten bereitet. Christen haben während des dreißigjährigen Krieges christliche Länder entvölkert, Greise und Kinder dem Feuer und Schwert geopfert, ja so gewüthet, daß es die

wildesten Barbaren, sogar das Geschlecht der Hyänen nicht ärger vermocht hätte. Wer treibt noch heut zu Tage den schändlichsten Handel, den die Hölle nicht schlimmer treiben könnte, den Sclavenhandel? Christen! Wenn solche Beschuldigungen auf die Mitglieder unserer Anstalt fielen, so hätte man zwar nicht mehr Recht als bei den Christen, aber doch einiges Recht, sie zu verdammen. Da aber die Fehler, die man den weniger würdigen Mitgliedern der Freimaurerei zur Last legt, nur Folgen des Leichtsinns, eines übel berechneten Ehrgeizes oder auch Unwissenheit mit dem Ordenszweck sind, so darf ich dreist sagen: die Freimaurerei steht noch am reinsten unter allen Institutionen der Menschheit da, weil sie noch nie zu Blut und Mord die Loosung gegeben, sich noch nie an die Spitze unmenschlicher, habsüchtiger Speculationen gestellt, und nur Duldung, Sittlichkeit und Menschenliebe, wenn auch nicht immer im vollkommensten Maße, gelehrt und ausgeübt.

Ich hoffe, Ihre Einwendungen alle widerlegt zu haben, und sehe einer günstigen Antwort entgegen. Zwar bedürfte ich, wenn mir die Freimaurerei nicht die größte Redlichkeit und Aufrichtigkeit zur Pflicht machte, keiner fernern Erlaubniß von Ihnen, weil Sie sich in Ihrem letzten Schreiben nicht sowohl verneinend als bittweise äußern und mich sogar auffordern, Herrn Gomphardt den Weg wandern zu lassen, den sein Herz ihn führt. Sein Herz treibt ihn zu uns, und darum könnte ich mich Ihrer fernern Einwendungen entheben. Um Ihnen jedoch einen Beweis mei-

ner Hochachtung zu geben, werde ich mich meines Vortheils nicht bedienen und die fernern Entschlüsse auf Ihren Ausspruch ankommen lassen.

Decan an den Professor.

Ihre Vertheidigung der Freimaurerei im Vergleich gegen das Christenthum hat mich zwar in offener Schlacht zurückgedrängt, aber noch nicht besiegt. Ich habe mich nach allen Regeln der Taktik in mein verschanztes Lager zurückgezogen, wo Sie mich anzugreifen haben, wenn Ihnen die Lust zu kämpfen beim Anblick desselben nicht vergehen wird. Verschanzt sehen Sie mich, und zwar mit Waffen, gegen welche die Ihrigen nichts ausrichten können. Betrachten Sie einmal meine Vertheidigungsmittel, und dann beschließen Sie, ob es nicht besser für Sie seyn werde, die Waffen niederzulegen.

Das Christenthum hat freilich manche Bekenner, die von dem Geiste desselben nichts wissen und sich auch um die Erkenntniß desselben nicht kümmern; es steht aber in einer Gediegenheit und Stärke vor uns, gegen welche selbst die Mächte der Hölle zu Schanden werden. Diese Gediegenheit, diese Stärke werde ich Ihnen mit kurzen Zügen vor die Seele führen, um Sie vielleicht von einem fernern unnützen Kampfe abzuhalten.

Die Freimaurerei, sagen ihre Jünger, sey eine Anstalt, worin die herrlichsten Symbole aufgestellt seyen

Die christliche Kirche, sage ich, ist ein Institut, das nicht weniger herrliche Symbole besitzt.

Die Freimaurerei rühmt sich herrlicher Symbole, bedient sich ihrer jedoch nur als Erkennungszeichen der Mitglieder untereinander. Die Symbole der christlichen Kirche sind so wesentliche, daß sie aus der Sache hervorgehen, indessen die Sache gerade nur durch die gegebenen Symbole bezeichnet werden konnte. Aus diesem anfangs unscheinbaren Unterschied beurkundet sich der Werth der einen und der Unwerth der andern.

Symbole als bloße Erkennungszeichen war von jeher eine Eigenthümlichkeit aller unerlaubten Gesellschaften. Diese kamen über Namen, Zeichen und Geberden überein, um sich gegenseitig zu erkennen, wählten aber solche Eigenschaften und Gegenstände zu Symbolen, die nun auch, im Falle sie von Andern entdeckt würden, im gänzlichen Gegensatz mit den Absichten und der Tendenz der Verbindung standen. Symbole waren das Zeichen der Gesellschaft, aber nicht ihres Zweckes, und so konnten sie unter der Firma ihrer Symbole alle mögliche gute oder böse Plane ausführen. Aus diesem Grunde ergingen auch immerdar Interdicte gegen solche geheime Gesellschaften, die durch kein Gesetz und kein Symbol an eine feste Tendenz gebunden waren. Sehen Sie dagegen die christliche Kirche. In ihr ist kein Zufall, keine Täuschung und keine willkührlichen Erfolge. Die Symbole sind aus der Wesenheit Gottes und der Natur des Menschen entnommen. Alles darf zu Grunde gehen, Alles von flüchtigen Literatoren verläugnet werden, die Symbole,

in der Schöpfung und in dem Innersten des Menschen gegründet, können nicht mehr untergehen, weil sie in die Herzen der Sterblichen geschrieben mit der Menschheit nur Eines sind. Und die Freimaurerei, diese Tochter der Zeit, diese Verhehlerin ihrer selbst, die keinen festen Altar, keine positive Lehre, kein Centrum, mit einem Worte kein einziges wesentliches, nur ihr eigenthümliches Symbol besitzt, will mit einer Anstalt, wie die christliche Kirche, in die Schranken treten, wo die Zufälligkeiten verbannt, die Lüge verworfen, beliebige Deutungen sich selber verstricken, ja, wo auf dem Altar der Ewigkeit die glorreichsten Symbole glänzen, die uns zum Leben, zum Tode und zur Auferstehung rufen.

Dieses Bild vollständig auszumalen, würde ein Buch nicht hinreichen, genug wenn ich sage: Festigkeit ist besser als Lockerheit, Stärke besser als Schwäche, und Uebereinstimmung besser als Disharmonie. Was kann aus einer Anstalt Gutes kommen, wo die Symbole nicht mit der Tendenz übereinstimmen, und die Tendenz nicht in den Symbolen enthalten ist. Jeder Tag kann neue Ideen erzeugen, wo man eine Sache, für die man gestern noch enthusiasmirt war, heute in den Staub tritt. Der Zufall ist die ewige Anarchie, und keine Regierung sollte eine Anstalt dulden, wo nicht feste Principien herrschen und durch unabänderliche, nicht zu verkennende Symbole aufgestellt sind.

Könnten Sie in meinem Herzen lesen, wie sehr ich alle Ephemerien verachte, Sie würden meine Weigerung billigen. Nichts ist für den Menschen gefähr-

licher, als immer von Einem zum Andern überzugehen. Wer einen guten Grund hat, soll das Fundament legen, darauf bauen, und wenn auch Stürme und Regengüsse kommen, sein Haus wird bestehen und ihm Schutz und Schirm im Ungewitter geben.

Professor an den Decan.

Sie haben aus Ihrem verschanzten Lager heraus ein Feuer auf mich gerichtet, daß ich, wenn ich mich nicht auf die Güte meiner Sache verlassen könnte, von jedem fernern Angriff abstehen würde. Allein, da mir eben so gediegene Waffen, als Sie besitzen, zu Gebote stehen, so machen Sie sich gefaßt, einen Sturm auszuhalten.

Sie sagen, unsere Sache habe keinen festen Altar und keine sichern Symbole. Wer Ihnen das sagt, und wenn es ein Meister vom Stuhl, sogar ein Großmeister wäre, so weiß er noch nicht, was Freimaurerei ist. Willkührliche Deutungen der Symbole einer Anstalt — ist freilich das Schmählichste, was ihr begegnen kann. Wenn vollends die Tendenz, wie es leider häufig der Fall ist, nicht aus den Symbolen entnommen, oft sogar im völligen Gegensatz zu denselben stehen, so ist es eine Abschwörung aller Treue und Redlichkeit, weil man sich dadurch in der Lüge zu gefallen sucht und höchstens der Klugheit statt der Weisheit einen Altar errichtet. Solche Spiele können Sie nicht mehr verachten als ich. Sie können nicht stär-

ker als ich es fühlen, wie tief die Menschheit herunter sinkt, wenn sie alle Pfeiler der Ewigkeit verläßt und deren Attribute der Zeit zum Opfer bringt. Herrschte dieses Uebel in der Freimaurerei allein, so könnte man sich noch einigermaßen trösten, aber da wir überall dasselbe sehen, selbst in Behandlung religiöser Gesetze dem Zufall, oft sogar der Mode gehuldigt wird, so bleibt uns kein Trost, als da, wo wir stehen, nicht müde zu werden und für die Gediegenheit der Sache zu kämpfen mit allen Kräften, die wir besitzen.

Ich komme eigentlich ganz von meinem Thema ab und lasse mich in Dissertationen ein, die zwar auch zur Sache gehören, aber mein Vorhaben nicht speciell berühren. Ihr Freund Gomphardt wünscht Freimaurer zu werden in der Hoffnung, seine Lebensansichten zu ordnen, vielleicht wieder zu concentriren. Lassen Sie ihn die Probe machen! Unsere Anstalt hat das Gute, daß man nicht an sie gebunden ist und sich entfernen kann, sobald man nicht mehr zu finden überzeugt ist, was man sucht. Er lernt neue Gegenstände, neue Symbole kennen, wodurch er vielleicht sein Inneres wiederfinden und Glauben oder Ueberzeugung an Unsterblichkeit gewinnen kann.

Unsterblichkeit ist die Basis des menschlichen Lebens. Diese Basis fehlt unserem Freunde; mit dem Gewinn derselben geht ihm ein neues Leben auf, und Alles um ihn her gewinnt Bedeutung und Zuversicht.

Ich schließe diesen Brief mit dem Wunsche, Sie persönlich zu kennen. Sie haben sich mir durch Ihre Schilderung der Symbole des Christenthums in einem

Lichte gezeigt, das noch jetzt in meinem Innern leuchtet. Hätten wir mehrere Geistliche, welche das Christenthum in seinen unveränderlichen Symbolen zu betrachten im Stande wären, wie herrlich müßte es da um die Christenheit stehen! Doch wohl uns, wenn wir nur von Zeit zu Zeit eine gediegene Säule erblicken, welche das Gebäude im Ungewitter trägt und vor dem Einsturz bewahrt.

Ihr Freund Gomphardt grüßt Sie und bittet um eine freundliche Antwort.

Decan an den Professor.

Sie haben mich in meiner Verschanzung mit Waffen angegriffen, gegen die ich keine Schutzwehr mehr besitze. Ihrer Freundschaft und Biederherzigkeit, Ihrem Eifer für alles Gute kann ich nicht länger widerstehen und finde mich, wenn auch nicht zur Uebergabe, doch zu einer Capitulation genöthigt. Da Ihnen eine solche auch willkommen seyn muß, so werden Sie die Bedingungen, die ich zu diesem Zwecke vorschlage, sicherlich gerne eingehen.

Alles, was die Menschen treiben, wird nach und nach von der Unvollkommenheit des Irdischen angesteckt und entweiht. Ich kann dagegen nichts mehr vorbringen und frage nur: Wie kann die Freimaurerei über Unsterblichkeit Aufschluß geben, wenn man der Bibel nicht mehr glaubt? Wenn man diesem Buche, das allein sich über Gesetze des Lebens und der Ewig-

keit ausspricht, keine Autorität mehr zugesteht? Wäre die Freimaurerei im Stande, in dieser Hinsicht etwas zu leisten, so hätte sie in unsern Zeiten, wo man die Evangelien in ihrem innersten Heiligthum angreift, sie ihres göttlichen Ursprungs zu berauben sucht, wo man mit einem Worte die christliche Religionslehre zu einem gewöhnlichen Schulpensum herunterzieht, sich diesem Strome des Verderbens widersetzen und der Verbreitung lebenstödtender Lehren entgegenstemmen sollen. Statt dessen sprechen die Freimaurer von Humanität, Sittlichkeit und Moralität, machen aber in diesen Punkten sich vor Andern nicht gerade sehr bemerklich. Freilich sind auch die Christen nicht, wie sie seyn sollten, und theilen damit das Loos Ihrer Anstalt, indem sie sich vom Strome hinreißen lassen und ihren höhern Beruf nicht achten. Und darum kein Wort mehr gegen die Freimaurerei, sondern vom Zweck dieses Briefes.

Ich habe oben gesagt, daß ich zu capituliren entschlossen sey, mir aber noch Bedingungen zu machen vorbehalte. Jeder sucht mehr oder weniger seinen Vortheil. Ein gütiges Schicksal hat mich mit Ihnen in Berührung gebracht. Sie können mir über Ihre Anstalt, die so räthselhaft und oft so sonderbar vor unsern Augen steht, Aufschluß geben und meine Wißbegierde, die ich Jahrelang nährte, befriedigen. Auf diese Bedingung hin gebe ich Ihrem Freunde Gomphardt das gegebene Wort zurück und wünsche ihm Glück, unter Ihrer Leitung eine Laufbahn zu betreten, auf welcher Sie so herrliche Früchte gesammelt. Unsres

Freundes Schicksal liegt also im vorliegenden Falle in Ihren Händen, und ich zweifle um so weniger an der Erfüllung meiner Bedingung, als ich für meine Mühe und Sorgfalt billigermaßen eine Entschädigung anzusprechen habe. Die Bedingungen beruhen auf der Antwort folgender Fragen:

1. Hat die Freimaurerei einen nur ihr allein zukommenden, eigenthümlichen Zweck?

2. Auf welchem Grundgesetz ruht dieser Zweck?

3. Ist die Erreichung dieses Zweckes der Menschheit nützlich oder nothwendig?

Die Fragen sind kurz und bündig. Ich bitte Sie, dieselben eben so kurz und bündig zu beantworten. In der Voraussetzung, daß Sie mich nicht auf den gewönlichen Tummelplatz der Freimaurer führen werden, wo sie sich im Lobe der Humanität, der Constitutionen und Urkunden, je nach Maßgabe ihrer Rednertalente, überbieten, gebe ich Ihnen schon im Voraus die Vollmacht, nach Ihrer besten Einsicht zu handeln und verbleibe —

Professor an den Decan.

Ihr Schreiben hat mir innige Freude gemacht und die Reinheit Ihres Gemüthes wie in einem klaren Spiegel gezeigt.

Sie wollen vom Kampfe abstehen und capituliren. Um Ihnen zu zeigen, daß ich auch ein großmü-

thiger Kämpfer seyn kann, unterwerfe ich mich Ihren Bedingungen.

Sie fragen: „ob die Freimaurerei einen eigenthümlichen, nur ihr allein zukommenden Zweck habe?" Hierauf kann ich Ihnen mit der vollsten Gewißheit antworten: „Ja, sie hat einen solchen."

Dann fragen Sie: „Welches ist dieser Zweck?" Hierauf antworte ich und zerschneide, wie einst Alexander den gordischen Knoten, den vor uns liegenden und sage:

„Die Freimaurerei ist der Glaube an eine prophetische Kraft in der Menschennatur und an die Möglichkeit der Erweckung derselben."

Die dritte Frage lautetet: „Ist die Erreichung des Zweckes der Menschheit nützlich oder nothwendig?"

Wenn die Erkenntniß der erhabensten Eigenschaft der menschlichen Natur nützlich ist, so versteht sich die Antwort von selber. Ist aber die Erkenntniß der vorzüglichsten Eigenschaften eines jeden Dinges zur Erkenntniß desselben nothwendig, so muß der Mensch, um seine Natur nicht zu erniedrigen, die Nothwendigkeit einer prophetischen Kraft anerkennen.

Ich sehe im Geiste, wie Sie über diese Antworten staunen werden, kann sie aber doch nicht zurücknehmen. Ich höre Sie zweifelnd fragen: „Wenn es so ist, warum sagt man es nicht?" Man sagt es der Welt, aber sie glaubt es nicht. Man sagt es den Freimaurern, aber trotz dem, daß Alles, was sie hören und sehen, darauf hinzielt, wollen die Meisten es nicht glauben und nicht begreifen.

Die Menschen sind, wie sie sind, ungläubig und sinnlich. Sie sprechen gerne von wichtigen Dingen, aber nur Wenige haben den Muth, wichtige Dinge zu vollbringen. Dieses zeigt sich schon im gewöhnlichen Leben, um so mehr im geistigen, wo die äußere Lockung fehlt und kein anderer Lohn zu hoffen ist, als den wir uns im Bewußtseyn unserer erhabenen Bestimmung selbst geben.

„Wem kann man zumuthen," werden Sie fragen, „an eine prophetische Kraft zu glauben, wenn man nicht an Unsterblichkeit glaubt?" Ich kehre die Frage um und sage: „Wie kann man an Unsterblichkeit glauben, wenn man nicht an eine göttliche prophetische Kraft im Menschen glaubt, die in die Zukunft sieht?"

Doch um Sie auf den Grund unserer Lehre zu führen, muß ich Ihnen sagen, daß wir dieselbe, so wie das Christenthum, aus der Bibel, sogar aus den Evangelien schöpfen. Wir gehen demnach auf apostolischem Wege mit der Priesterschaft Hand in Hand und bezeugen factisch, was sie aus Schriften lehrt. Doch um Ihnen hierüber eine klare Ansicht zu verschaffen, wollen wir einmal die Bibel aufschlagen und einen Theil des ersten Capitels vom Evangelium Johannis lesen. Dort heißt es:

1. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.

2. Dasselbige war im Anfang bei Gott.

3. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist.

4. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.

5. Und das Licht scheinet in der Finsterniß, und die Finsternisse haben es nicht begriffen.

6. Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.

7. Derselbige kam zum Zeugniß, daß er von dem Licht zeugete, auf daß sie Alle durch ihn glaubeten.

8. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugete von dem Licht.

9. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

10. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht, und die Welt kannte es nicht.

11. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.

12. Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.

Dieses ist die Hieroglyphe, welche Jedem, dem Christenthum und der Freimaurerei, die besondern eigenen Wege, jedoch zu demselben Ziele, weist.

Wenn wir die Satzfügung der Verse, wie sie oben angegeben sind, betrachten, so zeigt sich zwischen dem zehnten und eilften Vers ein Schnitzer, den sich kein Schulknabe zu Schulden kommen lassen dürfte: denn da heißt es: Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf, indessen oben immer vom Worte die Rede ist und statt Er, Es stehen sollte.

Wenn oben steht das Wort, kann es unten nicht

Er heißen. Ist aber Er das rechte Fürwort, so muß oben statt des Wortes — Wort — Christus stehen.*) Doch welche Bewandtniß es mit dieser Wortfügung habe, so spricht sich die Absicht des Evangelisten, für zwei Institutionen zu schreiben, in den Versen von 6 bis 9 auf das Unzweideutigste aus, wo es heißt:

6. Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.

7. Derselbige kam zum Zeugniß, daß er von dem Licht zeugete, auf daß sie Alle durch ihn glaubeten.

8. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugete von dem Licht.

9. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Klarer läßt es sich nicht aussprechen, daß hier von einem Licht die Rede sey, das Alle, die vor Christus gelebt haben, Alle, die seine Lehre nicht kennen, ja Alle, die zu andern Religionen gehören und fremden Göttern dienen, in sich schließt. Das Christenthum erleuchtet diejenigen, die seine Weihe empfangen. Das Licht, wovon Johannes der Täufer Zeugniß giebt, nimmt kein menschliches Wesen aus und ist aus diesem Grunde als der Stamm zu betrachten, aus welchem die christliche Religion, als göttlicher Zweig, hervorgesprossen.

Können Sie oder sonst Jemand, wenn Sie diese

---

*) Nach der Angabe des Verfassers würde das Evangelium des Christen folgendermaßen lauten: Im Anfang war Christus, und Christus war bei Gott, und Gott war Christus. Derselbige war im Anfang bei Gott u. s. w.

Verse unparteiisch untersuchen, eine andere Bedeutung finden? Unmöglich! Sie können höchstens fragen: was hat die Freimaurerei mit diesen vier Versen zu schaffen?

Die eigentliche Freimaurerei heißt Johannismaurerei. Johannes der Täufer ist der Schutzpatron des Ordens, die Mitglieder desselben sind Johannisjünger; als solche sind sie demnach berufen, das, was ihr Patron begonnen, fortzusetzen und immerdar Zeugniß zu geben von dem Lichte, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Nun fragt es sich: was ist das für ein Licht, wovon sie Zeugniß geben sollen? Die Antwort ist, wenn wir unbefangen untersuchen, in dem Evangelium enthalten, indem darin von einem Worte gesprochen wird, das Gott ist, das Alles gemacht hat, was gemacht ist, und das das Leben und das Licht der Menschen ist. Diese Verse beziehen sich auf das Wort in seiner höchst allgemeinen Kraft und Bedeutung. Im Christenthum begreift es das personificirte Wort, für die Zeit und die Anhänger seiner Lehre gegeben, in sich. Das Christenthum ist ein Erzeugniß des Wortes, das Wort aber ist die ewige Kraft. Das Christenthum lehrt zwar auch das Wort, jedoch durch den heiligen Geist und alle christlichen Tugenden; das Wort aber in seiner Urkraft kann nur durch sich selbst, durch die Elemente der Sprache in Form, Ton und Gedanken erweckt werden. Die Lehre des Christenthums ist ein göttliches Specificum; die Lehre des Wortes beruht auf der Urkraft und führt, indem es unmittel-

bar mit Gott verbindet, uns als völlig Eingeweihte in den Tempel der Christenheit.

Aus diesem geht hervor, worüber die Freimaurerei Zeugnisse zu geben hat, und welchen Einfluß sie auf die Religion selbst ausübt. Die christliche Kirche ist von allen Seiten angegriffen und untergraben, die geschichtlichen Grundlagen sind verdächtig gemacht, ihre Wirksamkeit verläugnet, die Ausflüsse ihrer Symbole zu Mährchen erniedrigt, daß, wenn nicht ein lebendiges Zeugniß sich erhebt und ihre Wahrheit bekräftigt, sie nach und nach zerfallen und zu einer ketzerischen Mythologie heruntersinken muß.

„Wodurch aber," werden Sie billig fragen, „ist die Freimaurerei im Stande, ein solches Zeugniß zu geben?" Die Antwort ergiebt sich nach den Versen des Evangeliums beinahe von selber: durch das Licht des menschlichen Lebens, das aus dem Wort, das Gott ist, kommt. Wenn der Mensch das Licht seines Lebens, das ihm durch das Wort, das Gott ist, zu Theil geworden, in seiner innersten Lichtkraft, im Worte, erkennen gelernt hat, so besitzt er jene prophetische Kraft, womit die Apostel und Propheten die Wahrheit und den Beweis der Unsterblichkeit factisch beurkundeten.

Kein Licht, weder der Zeit noch der Ewigkeit, ist im Stande, für die Unsterblichkeit einen Beweis abzugeben, als allein die prophetische Kraft. Nur diese, wenn sie auch nur einige Mal im Leben in die Zukunft zu schauen fähig ist, kann über die Zukunft, über Unsterblichkeit, über die Wahrheit der christlichen Lehre sowohl als der ganzen heiligen Schrift Zeugniß geben. Ohne

ein lebendiges Zeugniß geht der Glaube an die Göttlichkeit jeder Lehre zu Grunde; ohne das Zeugniß eines lebendigen Wortes wird das geschriebene Wort zu Maculatur und unfähig, den Glauben an Gott zu unterhalten.

Sie können mir vorwerfen: ich spreche hier dictatorisch, ohne jedoch Beweise zu führen. Wahr ist es. Mein Gefühl reißt mich fort, und ich spreche, als wäre Jedermann von der Wahrheit meiner Behauptungen ebenso überzeugt als ich; doch die Nothwendigkeit eines lebendigen Zeugnisses kann dem aufrichtigen Beobachter nicht entgehen, wenn er sieht, wie Alles nur dem Weltlichen fröhnt, Alles nur nach Genuß und Eitelkeit strebt und die Formen der Religion höchstens noch als eine Kette betrachtet, um die weltlichen Angelegenheiten durch ceremonielle Gebräuche ein Bischen mehr zu befestigen. Ich fordere Sie selbst auf, hierüber Zeugniß zu geben, und Sie werden nicht im Stande seyn, es zu versagen.

Ich habe viel geschrieben und sehe ein, daß ich Sie ermüden werde; allein der Gegenstand ist so wichtig, so unerschöpflich, daß beinahe die Sprache nicht hinreicht, nur das Nothwendigste zu sagen. Suchen Sie die Sache mit Ihrer Unbefangenheit und Ihrem Scharfsinn ein wenig zu ordnen, und ich bin überzeugt, daß Sie unsere Anstalt mit günstigern Augen betrachten und Ihrem Freund zum Eintritt in dieselbe Glück wünschen werden.

Schließlich muß ich noch beifügen, daß häufig die Erlernung des Ganzen zur Erkenntniß des Einzel-

nen geführt. So wird und muß es bei Gomphardt geschehen. Die Religion als Species hat die Einwirkung auf ihn verloren, und so bleibt nichts übrig, als ihn in das Meer aller Erkenntniß zu leiten, von wo aus er alsdann die Mündungen der Flüsse und Ströme untersuchen mag.

Decan an den Professor.

Sie haben mir in Ihrem Schreiben die Grundzüge nicht nur einer mir neuen Philosophie, sondern Theologie gezeigt. Ihre Auslegung des Evangeliums Johannes ist so neu und überraschend, daß man sich lange besinnen muß, ob man auch recht gelesen. Bei wiederholter Prüfung aber erscheint die Sache so natürlich; daß man meint, nicht Sie, sondern unser eigener Verstand habe uns diese Auslegung gegeben.

Ihre Ansichten über Christenthum und Freimaurerei geben mir so viel zu denken, daß ich, seit ich mit Ihnen in Berührung stehe, alle andern philosophischen Studien bei Seite setze. Sie haben die Grundlagen einer positiven und lebendigen Philosophie und Theologie enthüllt, und seitdem will mir kein gelehrtes Buch mehr schmecken. Doch Eines trage ich noch auf dem Herzen, was ich mir nicht zu erklären weiß, und was mich einigermaßen beunruhigt. Sie haben aus meinen frühern Schreiben wohl bemerken müssen, daß alle Lehren, die nicht aus apostolischen Grundsätzen hervorgehen oder dahin zurückweisen, bei mir keinen Eingang

und keinen Glauben finden. Nun weiß ich aber, daß die Freimaurerei nicht ausdrücklich an das Christenthum gebunden ist, sondern von Türken, Bramanen, Buddhaisten und andern Glaubensbekennern betrieben wird. Worüber hat nun ein Türke oder Chinese, wenn er Freimaurer ist, Zeugniß zu geben?

Nach dem Evangelium bereitet Johannes der Täufer, der Schutzpatron der Freimaurerei, dem Herrn, das heißt: dem Messias, die Steige. Wem bereitet sie der Buddhaist oder die andern Religionsgenossen? Ich muß gestehen, diesen Knoten zu lösen, fühle ich mich zu schwach, und wenn Sie mir nicht schon so viele Beweise Ihres tiefen Forschungsgeistes gegeben hätten, würde ich keine Hoffnung haben, je über diese Scrupel aufgeklärt zu werden.

Verzeihen Sie, daß ich zudringlich werde; allein Sie haben mir einmal Ihre Schatzkammer geöffnet, und ich werde daraus nehmen, so viel ich ertragen kann und Sie geneigt sind, mir zu geben.

Professor an den Decan.

Die Frage, die Sie gestellt haben, ist von hoher Wichtigkeit und selbst in den Freimaurerhallen noch nicht überall völlig erörtert. Die Freimaurerei, welche ein Licht bearbeitet, das allen Menschen leuchtet, die auf diese Welt kommen, muß also auch den Türken und Mohren, den Bramanen und Chinesen, kurz allen Völkern leuchten können, welche sich vor demselben nicht verstecken. Nun fragt es sich, worauf sich denn das

Zeugniß, das sie zu geben haben, beziehe. Wo kein geschriebenes Wort ist, kann natürlich auch kein Zeugniß darüber stattfinden, und das lebendige Wort, welches die Freimaurerei zu wecken sucht, hat es dann hauptsächlich mit sich selbst zu thun, um von dem Göttlichen der menschlichen Natur zu zeugen. Ferner besitzt jede Nation, wenn auch keine Schriften, doch Traditionen, die sich auf einen göttlichen Ursprung ihrer Vorfahren und auf geistige Handlungen derselben beziehen, die nicht anders, als durch ein lebendiges Wort geprüft, geläutert und erkannt werden können.

Im Urzustand hat der Mensch noch keine Schriften; des innern Geistes Stimme allein, dieser in allen Menschen wohnende Christus, auch wenn man seine Evangelien nicht kennt, ist dann Richtschnur und Lehre für unser Leben und wird, je weniger es durch Unterricht eingeschüchtert, desto freier und ungehinderter wirken. Eine andere Frage muß ich in Ihrem Namen selbst stellen und zu beantworten suchen.

Viele behaupten, durch das Christenthum sey die Freimaurerei entbehrlich geworden. In gewisser Beziehung mag es seyn, doch wie schon oben bemerkt worden, bedarf das Christenthum eines immerwährenden lebendigen Zeugnisses, um es gegen die Angriffe kalter Schulweisheit zu schützen und seinen Werth zu bestätigen. Doch dieses ist nicht allein der Grund zur Nothwendigkeit der Freimaurerei; dieser liegt noch viel tiefer.

Das Christenthum sucht dasselbe lebendige Wort wie die Freimaurerei, jedoch mit andern, mehr für die

große Menge berechneten Mitteln, durch Erweckung des heiligen Geistes. Die Freimaurerei geht auf geradem Wege zum Ziele, verbindet mit sichtbaren und unsichtbaren Mitteln das Geschöpf mit der Schöpfungskraft und erringt dadurch die Wissenschaft, die freie Erkenntniß, indessen jene immerdar in einem Reich der Gnade thätig ist und die Erlangung stets als ein Geschenk, nicht als ein selbst Erworbenes betrachtet.

Ich sehe voraus, daß dieser Satz Ihren apostolischen Ansichten ein wenig entgegen seyn wird. Doch wenn Sie sich unbefangen in der Bibel umsehen, werden Sie in den Lehren Christi und seiner Apostel, hauptsächlich aber im Buche der Weisheit und in den Psalmen Davids deutliche Fingerzeige einer solchen Freiheit finden.

Im Anfang war keine Schule, Alle lernten durch Erleuchtung von Gott. Die Sünde hat die Schule nothwendig gemacht, um ihren Anhängern wieder Wege zu zeigen, mit den Reinen das Leben zu erlangen.

Gomphardt als Freimaurer.

Gomphardt war indessen Freimaurer geworden und mühte sich, den Symbolen die wahre Deutung abzugewinnen. Drei Jahre brauchte er, ehe er zur völligen Gewißheit kam. Nachdem er aber die

ersten Strahlen des Lichtes derselben empfunden, da drang er von Stufe zu Stufe, bis er mit völliger Gewißheit dem Herrn Decan schreiben konnte: „Es ist ein Leben nach dem Tode; ich habe den unwidersprechlichen Beweis gefunden und freue mich wieder des Lebens, wie ein Jüngling, der den schönsten Aussichten seines Daseyns entgegengeht.“

Auch an Freund Reiner schrieb er und forderte ihn auf, die Loge fleißig zu besuchen, dort die Symbole zu betrachten, ihre Deutung aber nicht historisch oder durch Vernunftschlüsse, sondern practisch zu erforschen. Reiner befolgte seinen Rath, ließ sich von ihm Belehrung ertheilen und gewann durch Uebung, was er durch alle Vernunftdeductionen nicht hatte erlangen können.

Der Decan unterhielt mit dem Professor einen beständigen Briefwechsel und äußerte, da er durch Gomphardt so herrliche Resultate erfuhr, den Wunsch, wenn er nicht zu alt sey, selbst noch Freimaurer zu werden. Der Professor schrieb ihm dagegen:

„So hoch ich die Freimaurerei unter allen Institutionen der menschlichen Gesellschaft stelle, so kann ich Ihnen doch nicht rathen, Ihren Wunsch auszuführen. Das höchste Ziel, was Menschen erringen können, ist Ihnen durch einen lebendigen apostolischen Glauben und durch den Geist Christi zu Theil geworden. Die Mittel, wodurch die Freimaurerei ihre Jünger führt, würden das, was Sie besitzen, zwar nicht verdrängen, aber auch nicht erhöhen. Bleiben Sie auf Ihrem Wege, worauf Sie so sicher gewandelt,

und so, wie wir uns hier gefunden, werden wir uns auch dort wiederfinden."

Gomphardt erzählte oft von seinen Reisen, sprach jedesmal mit einigem Bedauern von Herrn Gimper und wünschte sehnlichst, ihm Nachrichten über seinen Lehrer geben und ihn mit demselben aussöhnen zu können. Der Professor, der als Inspector eines mineralogischen Cabinets in allen bedeutenden Städten Europas Correspondenten hatte, forderte endlich jeden derselben auf, sich nach einem gewissen Doctor Almarkus zu erkundigen und, im Falle sie etwas erführen, ihm nebst gefälliger Uebersendung seiner Adresse Nachricht zu ertheilen. Nach ungefähr einem Jahre erhielt er einen Brief aus Lyon, worin berichtet wurde, daß Doctor Almarkus sich seit einiger Zeit daselbst aufhalte und durch mehrere glückliche Curen sich Geld und Ansehen erworben.

Gomphardt unternahm es, selbst an ihn zu schreiben, ihn mit den Schicksalen seines ehemaligen Schülers und Gehülfen bekannt zu machen und ihn aufzufordern, demselben seinen Fehler zu verzeihen und mit dem Vermögen, das jener zwar unrechtmäßiger Weise besitze, ein gütliches Arrangement zu treffen. Mit umgehender Post kam die Antwort von dem Doctor, daß er seinem Schüler schon längst verziehen und nie daran gedacht habe, sich das Geringste restituiren zu lassen. Herr Gomphardt möge dieses vorläufig als ein Document seines Willens betrachten, bis die Gelegenheit komme, die in nicht ferner Aussicht stehe, Alles mündlich zu verhandeln. Am Schlusse des Schrei-

bens heißt es: „In vier Wochen verlasse ich Lyon, um die bedeutendsten Städte Deutschlands zu sehen und alsdann in Wien längere Zeit zu verweilen. Auf dieser Reise werde ich Wr. berühren und mich von Ihnen unterrichten lassen, wie und wo ich Gimper treffen kann."

Der Professor hatte schon längst eine Reise nach dem nördlichen Deutschland vor und war entschlossen, sein Vorhaben diesen Sommer zur Zeit der Ferien auszuführen. Gomphardt selbst bekam nach fünfjähriger Abwesenheit Lust, sein Gut und den Herrn Decan wiederzusehen und den Professor zum Begleiter mitzunehmen. So traf es sich, daß sie gerade noch die Ankunft des Doctor Almarkus abwarten und alsdann ihre Reise antreten konnten.

Gomphardt hatte schon vor einigen Wochen an seinen Freund Reiner geschrieben und denselben dringend eingeladen, ihn bis auf den 1. October auf seinem Gute zu besuchen, um dort über Alles, was er bisher gesehen und gehört, sich besprechen zu können. Ebenso sandte er eine Einladung an Gimper mit der Aufforderung, dahin zukommen, weil er ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu entdecken habe.

Die Zeit ging unter Vorbereitungen und Plänen schnell vorüber, und nach vier Wochen ließ sich eines Abends, als Gomphardt und der Professor gerade beisammen waren, Herr Doctor Almarkus, wo möglich noch heute, zu einem Besuche ansagen. Die Zu-

sage wurde gleich ertheilt, und in einer Viertelstunde trat er in's Zimmer.

Die beiden Freunde empfingen ihn mit zuvorkommender Höflichkeit. Er selbst zeigte beim ersten Eintritt den Mann von Weltbildung, der gleich den rechten Ton zu finden weiß. Als die ersten Begrüßungen vorüber waren, erkundigte er sich nach Simper. Gomphardt erzählte ihm in gedrängtem Umrisse dessen Geschichte und dankte schon im Voraus in seinem und Simpers Namen für die großmüthige Ueberlassung des nicht auf rechten Wegen erlangten Vermögens. Almarkus betrachtete dieses als eine Art Schuldigkeit, indem er versprochen habe, für ihn zu sorgen. „Der Schelm," sprach er, „scheint etwas von mir erlernt zu haben und ließ sich vom Ehrgeiz verblenden. Doch seiner Unvorsichtigkeit verdanke ich eine festere Richtung meiner Laufbahn. Ich war in Marseille, erfuhr durch einen Vertrauten Simpers mißlungene Curgeschichte und den Aufruhr der Aerzte. Deshalb entfernte ich mich aus Frankreich, schiffte nach England über, ließ mich in Oxford als Candidatus medicinae einschreiben und mir ein Jahr darauf den Doctorhut aufsetzen. Nun hatte ich ein Diplom für meine medicinische Praxis in Händen und fing in London eine neue Laufbahn mit solchem Glücke an, daß ich mich in kurzer Zeit als Arzt der reichsten Häuser und sogar als Hofarzt sah. Geld, Ehre und eine herrliche Aussicht waren in meinem Geleite; allein es streitet gegen meine Natur, stets an einem Orte zu weilen und mich im Schneckengange einer ärztlichen

Praxis, wo man hier eines Schnupfens, dort eines verdorbenen Magens oder anderer Kleinigkeiten wegen des Tages zwei bis dreimal, oft sogar des Nachts Besuche machen muß, philistermäßig herumzudrehen. Darum verließ ich London, hielt mich in allen großen Städten Englands eine Zeit lang auf, kam sogar wieder nach Paris, dann nach Rom und Neapel und kehrte auf ausdrückliche Bitte eines reichen Bankier in Lyon nach Frankreich zurück und befinde mich jetzt hier, um meine Kunst auch in Deutschland auszuüben." Der Professor meinte, die hiesige Medicinalbehörde könnte doch vielleicht Anlaß finden, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Er antwortete: „Mit Geld, Geschicklichkeit und Welt kommt man überall durch."

Die Sicherheit eines solchen Betragens imponirte den beiden Freunden, und der Professor äußerte seine Verlegenheit, ihm irgendwo dienstfertig seyn zu können, da der Herr Doctor durch seine Welterfahrung sich selbst die angenehmsten Unterhaltungen zu verschaffen wissen werde. Almarkus erwiederte: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Aeußerung, mache aber dennoch mit der Bitte Gebrauch davon, Sie, so lange ich hier verweile, manchmal besuchen zu dürfen." Der Professor rechnete sich solches zur Ehre, und sie trennten sich mit dem Versprechen, morgen sich wiederzusehen.

Nachdem die Bekanntschaft durch die gehörigen Gegenbesuche gemacht war, lud Almarkus die beiden Freunde, um sie genauer kennen zu lernen, zu ei-

nem Abendessen in seinen Gasthof ein. Es wurde abgespeist, und Almarkus, als er mit einem Kelche Johannisberger seinen Gästen Gesundheit trank, erkannte sie bei Erwiederung derselben als Freimaurer und sprach: „Nun freue ich mich Ihrer Bekanntschaft doppelt. Auf diese Art kann ich über Manches, was ich sonst hätte verschweigen oder mit grossen Umschweifen erläutern müssen, ohne Rückhalt sprechen."

Gomphardt. „Sie sind also wahrhaftig Freimaurer?"

Almarkus. „Ich hoffe es, und zwar Einer von denen, die nicht wie finstre Mönche die Form für die Sache nehmen, sondern in der Form den Geist suchen und aus diesem die Nothwendigkeit der Form erkennen."

Professor. „Sie sprechen die Sache so bündig und kurz aus, daß ich erstaune und Sie frage, ob an andern Orten und in andern Ländern solche Sätze verstanden werden."

Almarkus. „O ja, aber nur von Einzelnen, von ganzen Logen nirgends."

Gomphardt. „Und doch bestehen sie?"

Almarkus. „So gut es geht. Sie halten Reden über Bruderliebe und Humanität, streiten sich um Urkunden und Constitutionen und heißen das arbeiten."

Professor. „Warum, habe ich mich schon oft gefragt, war unsere Sache fast zu allen Zeiten begriffen, und jetzt ist es, als wenn man an Wände hinspräche, die, fest vernagelt, keinen Ton mehr durchlassen."

Almarkus. „Das kann nach unserer Art, die Sache zu betreiben, nicht anders seyn. Ehemals gab es Männer, die sich ihr widmeten, jetzt sieht man eigentlich nichts als Zuschauer. In allen Künsten sehen wir dreierlei Klassen von Theilnehmern — Künstler, Dilettanten und Liebhaber. Künstler sind diejenigen, die sich einer Kunst widmen, ihre Gesetze studiren, die Technik üben und auf diese Art Kunstwerke liefern. Dilettanten heißt man diejenigen, die neben andern Geschäften sich auch einer Kunst weihen, manchmal, wenn das Talent vorzüglich ist, ziemlich Gutes, meistens aber höchst Mittelmäßiges liefern. Kunstliebhaber endlich sind die große Menge der Beschauer, die selten ein eigenes unbefangenes Urtheil haben und nach schnell empfangenen Eindrücken, bisweilen auf die Autorität irgend eines Censoren oder hochgestellten Kunstkenners gestützt, die Kunsterscheinungen taxiren."

„Die Freimaurerei ist eine Kunst, und muß, um sich ganz zu entfalten, nothwendig in diesen drei Klassen ihre Wirksamkeit äußern. Nun frage ich Sie: „Welche von den bezeichneten Klassen machen sich bemerkbar? Antwort: Beinahe keine, höchstens noch Liebhaber, die gerne etwas zu critisiren hätten, und da sie nichts finden, sich über die Künstler stellen und Künstler und Kunst verdammen und läugnen."

Der Professor und Gomphardt hatten dieser Schilderung mit steigendem Interesse zugehört. Jetzt, da Almarkus eine kleine Pause machte, sagte der Professor mit einer Art Wehmuth: „Sie beleuchten die Sache von einer Seite, die ich noch nie gesehen,

aber wahrlich gerade von diesem Gesichtspunkte aus zeigt sich die Geschichte nicht nur der Freimaurerei, sondern der Menschheit auf eine Art, daß wir den Mangel der Künstler in allen Zweigen bemerken und nur noch Liebhaber erblicken, die, weil man ihnen nichts mehr reicht, an göttlicher Kunstfertigkeit und Kunstkraft verzweifeln."

Almarkus erwiederte: „So ist es. Nicht der Mangel an Anlage, an Liebhaberei, sondern der Mangel an Künstlern hat die Welt in ein Chaos gestürzt, aus welchem sie nur durch vollendete Künstler wieder zu retten ist. Freilich ist noch wenig Hoffnung für eine solche Kunstepoche vorhanden, weil sich Niemand dazu entschließen will, der Sache sich ausschließlich zu widmen. Und doch ist ohne dieses kein Resultat für unsere Anstalt möglich.

Künstler, Dilettanten und Kunstliebhaber muß die Freimaurerei so gut als jede andere Kunst haben. Die Künstler bilden das Forum, bilden eine eigene Klasse in der Kette des Ganzen. Dilettanten schließen sich an sie an, und die Liebhaber versammeln sich um sie, als um einen Altar, und geben den Beweis, daß alle Menschen der Einwirkung der höchsten Kunsterzeugnisse fähig sind. Künstler, Dilettanten und Liebhaber umfassen das Ganze, und in dieser Betrachtung ist jede Kunst ein Gemeingut der ganzen Menschheit.

Künstler muß die Freimaurerei haben; dann kann sie sich wieder in Reih und Glied mit andern Künsten und Wissenschaften stellen. Dann braucht sie sich nicht mehr zu verstecken, um ihre Schwäche zu ver-

bergen. Der Künstler, der an seinen Werken noch zu viele Mängel sieht, versteckt sie vor dem Auge des Beschauers; sobald er aber einige Vollkommenheit verspürt, öffnet er die lang verschlossene Thüre und giebt sein Werk zuerst den Freunden und Nachbarn und endlich der ganzen Welt zu schauen."

Hier trat wieder eine Pause ein; der Professor benützte solche und äußerte: „Was unser theurer Bruder gesprochen, ist so wahr, daß man sich augenblicklich überzeugt fühlt. Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen in einer Zeit, wie die unsrige, wo Jeder an sein Amt, sein Geschäft und seinen Beruf gebunden, niemals so viel Zeit gewinnt, sich einer Sache zu widmen, die ihm weder Nahrung noch äußere Auszeichnung gewährt? Der wahre Künstler muß sich seiner Kunst ganz hingeben, sonst erhebt er sich nicht über den Dilettantismus. Da nun dieses nicht geschehen kann, so besitzen wir keine Hoffnung, die Freimaurerei je so hoch gestellt zu sehen, um mit andern Fächern concurriren zu können."

Almarkus. „Dies ist freilich das große Hinderniß, das der Emancipation der Freimaurerei im Wege steht. Allein solches liegt nicht in der Sache, sondern im Mangel der Energie, womit sie behandelt wird. Wir sehen in allen Fächern, selbst oft ohne Aussicht auf Lohn, sich Männer an die Spitze einer Sache stellen und sie mit einer Ausdauer und Aufopferung bearbeiten, die uns in Erstaunen setzen. Welche Opfer sind im Gebiete der Astronomie, der Mechanik, Mathematik und anderer philosophischen Wissenschaf-

ten gebracht worden. Warum sollte nicht dasselbe in einer Kunst geschehen können, welche die heiligsten Angelegenheiten der Menschen in sich faßt und sie zu demjenigen Ziele, wozu sie bestimmt sind, führt."

Professor. „Sie haben recht, der Mensch kann große Opfer bringen, aber doch immer mit einer versteckten Aussicht auf äußere Vortheile. Hier aber ist auch nicht die geringste Hoffnung dazu."

Almarkus. „Wer sagt das? Wissen wir, wie hoch unsere Kunst im Ansehen der Regierungen, ja der ganzen Menschheit steigen könnte, wenn sie wieder, wie es seyn sollte, betrieben würde? Es ist eine Kunst, die Alles in sich schließt und Jedem, der sie treibt, Zufriedenheit und Ruhe schenkt, ohne welche kein anderes Gut einen Werth hat."

Professor. „Wahr ist es. Und doch kann ich meine Betrübniß nicht stillen, weil Sie nicht im Stande seyn werden, mir unter allen Gliedern der Bundeskette nur Einen zu zeigen, der sich ihrem Zwecke nur allein gewidmet hätte."

Almarkus. „Sie, geliebter Bruder, haben viel gethan, und unser Freund Gomphardt scheint die Erlernung unserer Kunst zum einzigen Studium seines Lebens gemacht zu haben. Dadurch sind Ihre Einwendungen schon factisch widerlegt. Aber noch geringer wird Ihr Einwurf, wenn Sie bedenken, daß jeder Mensch neben seinem gewöhnlichen sich noch ein Lieblingsgeschäft erwählt, dem er seine besten Kräfte opfert, und oft Ungewöhnliches leistet, weil er hier mit Liebe und ganzer Seele arbeitet. Wie mancher Geistliche

betreibt neben seinem Predigtamt die Landwirthschaft mit einer Umsicht, daß er in diesem Fach unter die Ersten des Landes gehört. Eben so habe ich Geistliche als Virtuosen in der Gärtnerei, Malerei, Dichtkunst oder Musik kennen lernen. Mancher Beamte glänzt neben seinem Wirkungskreis als Mineralog, als Mathematiker oder als Schriftsteller in einem ganz andern Fache, als sein Geschäft erfordet. Wendeten die Freimaurer die Zeit, welche sie solchen Nebenstudien widmen, auf ihre Kunst an, wahrlich, sie würden größere Erfolge sehen, und die Anstalt hätte nicht nöthig, sich um Ephemerien zu streiten; sie würde selbstständig und erhaben zur Ehre des Bundes und zum Wohle der Menschheit dastehen."

Unter solchen Erörterungen nahte die Zeit, nach Hause zu gehen. Der Professor ergriff auch seinen Kelch und trank ihn dem Doctor Almarkus mit folgenden Worten zu:

„Dank dem Schicksal, das Sie zu uns geführt."

„Ihre Ansichten sind Lichter, die niemals vergehen sollen."

„Der Schöpfer, der Alles zum Guten führt, möge diese Lichter verbreiten und die Augen der Welt öffnen, damit sie begriffen werden."

„Amen," erwiederte Almarkus. „Was ich vermag, soll geschehen, und seit ich in Ihnen Beiden zwei tüchtige Säulen gefunden, fasse ich wieder Hoffnung, es werde einst ein bleibender Tag unter den Menschenkindern aufgehen."

Sie trennten sich unter den Versicherungen un-

verbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an sich selbst, so wie an die Sache.

Eines Tages versammelten sich mehrere Brüder Freimaurer, unter denen sich Gomphardt, der Professor und Almarkus befanden, zu einer Abendgesellschaft. Nachdem man sich über die gewöhnlichen Neuigkeiten des Tages einige Zeitlang unterhalten hatte, kam die Rede auf die Freimaurerei, worüber der Professor sich folgendergestalt äußerte:

„Die Freimaurerei ist eine Anstalt, die so tiefe Wurzeln in der menschlichen Natur hat, daß man oft sich wundern muß, warum sie der Menge immer noch verborgen ist. Jeder, der nicht durch Vorurtheile und selbstgemachte Gesetze ihrer Wirksamkeit in den Weg tritt, hat Spuren von ihr, die er nur verfolgen dürfte, um zur vollständigsten Gewißheit seiner Bestimmung zu kommen. Alle geheimen Wünsche und Triebe sind Ausflüsse von ihr, die Ahnung eines ewigen Richters ist ihre Quelle und das Bedürfniß, ein außersinnliches Leben zu glauben, der Sporn, der uns treiben sollte; aber da lassen wir uns mit Gegebenem abspeisen, untersuchen die Quelle nicht, die in uns fließt, und entfernen uns dadurch immer weiter vom Ziele, das wir zu erreichen haben. Woher, frage ich oft, alle diese Widersprüche unter den Menschen, da sie doch in andern Angelegenheiten mit Klugheit, Verstand und Vernunft, mit Sicherheit, Festigkeit, ja oft mit einer Con-

sequenz zu Werke gehen, daß man glauben sollte, sie wären durch sich selbst zu einer Art Unfehlbarkeit berufen, welche sie in allen Angelegenheiten zur Wahrheit führen müsse?"

Almarkus erwiederte auf die Fragen: „Das sind Seufzer, die, so lange die Welt steht und noch stehen wird, gehört worden sind und nie aufhören werden. Die äußere Natur ist zu mächtig, um ohne feste Willenskraft sich ihr entziehen und in das Innere blicken zu können. Der Mensch, der sich überall zu helfen weiß, meinet, zur wahren Erkenntniß des Geistes müsse er die Ewigkeit durchschauen und Gott in seiner Allmacht umspannen; er vergißt aber, daß er in geringern Angelegenheiten, um sie erkennen zu lernen, zu einem verkleinerten, mit seiner Vorstellungskraft übereinstimmenden Maßstabe schreiten muß. Der Geometer zeichnet die aufgenommene Gegend auf ein kleines Stück Papier, eben so der Feldherr den Plan zur Schlacht. Zur Erde dient uns ein kleiner Globus, und die Astronomen messen den unermeßlichen Raum des Himmels auf einer Karte, die man in einer Rocktasche trägt. Soll, was hier geschieht, nicht auch im Reiche des Geistes anwendbar, sogar nothwendig seyn? — Dank sey unsern Vätern, sie haben die Kräfte des, durch das Universum ergossenen Geistes mit unserer Natur in Uebereinstimmung gesetzt und sie in angemessenen Verhältnissen in der Loge aufgestellt, von wo aus wir auf das Ganze schließen und es in seiner Unendlichkeit, wie der Astronom den Himmel, zu erkennen im Stande sind. Allein der Eigensinn, der Hochmuth

des Menschen sträubt sich gegen Alles, was er nicht selbst schon vorher, wenn auch nicht eingesehen, doch gebilligt hat. Hier aber geht uns keine Billigung voraus, im Gegentheil Widerspruch. Die Geistlichkeit hat die Freiheit verloren, über geistige Angelegenheiten anders als dogmatisch nachzudenken, indessen die Gelehrten aus Scheu vor dem Dogma jede freie geistige Wirksamkeit schon im Voraus wegläugnen. Aus diesem Grunde habe ich in meinem Leben mehr Licht unter den Nichtmaurern als unter Freimaurern verbreitet. Ja, ich fordere Sie auf, da, wo Sie geneigte Herzen für höhere Wahrheiten finden, sey es unter Reichen oder Armen, unter Bauern oder Herren, unter Frauen oder Männern, den Versuch zu machen, sie vermittelst der Symbole ihrer Religion in ihr Inneres zu weisen, und Sie werden sehen, wie empfänglich die menschliche Natur im Allgemeinen für geistige Thätigkeit ist. Ueberall können wir einwirken, bei dem Juden mit jüdischen, bei dem Türken mit türkischen, bei dem Christen mit christlichen Symbolen, die alle auf nichts Anderes, als auf die Erweckung des Geistes, auf eine Wiedergeburt im Geiste hindeuten. Thätig müssen wir aber seyn, nicht verzagen, wenn auch tausend Hindernisse uns in den Weg treten; dadurch lösen wir das Gelübde, das wir dem Orden gegeben, und dürfen uns in dieser Beziehung allein der Hoffnung eines Lohnes überlassen."

Alle waren begeistert von diesem Vortrag und brachten dem Redner unter feierlichem Jubel ein dreifaches Lebehoch.

Almarkus hatte in Wr. alle Heilanstalten und naturhistorischen Cabinette besucht, wurde bei einigen wichtigen Krankheitsfällen zur Consultation gezogen und benahm sich überall als ein Mann von gediegener Erfahrung, von bescheidener Zuversicht und mit einer Zuvorkommenheit, die ihm alle Herzen und Thüren öffnete. Viele bedeutende Männer hatten jedoch nicht Gelegenheit, mit ihm in Berührung zu kommen, und wünschten doch seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Aus diesem Grunde wurde ein feierliches Mittagsessen veranstaltet, zu welchem er als Ehrengast gezogen wurde. Ein großer Theil der Freimaurer und eine noch größere Anzahl Nichtmaurer hatten sich eingefunden, so daß man an einer in ein Hufeisen gestellten Tafel etlich und siebenzig der gebildetsten Männer der Stadt beisammen sah.

Gegen Ende des Essens wurden Toaste auf den Doctor ausgebracht, die er alle mit Anstand, oft mit Laune erwiederte. Einer trank dem Vielgereisten; ein Anderer dem Hocherfahrenen; ein Dritter dem Philosophen und Menschenfreund. Ein Freimaurer erhob endlich das Glas und sprach: „Dem Freimaurer!“ Ein Nichtmaurer entgegnete: „Da können wir nicht mittrinken.“ — „Warum nicht?“ frug der Obige. „Weil wir nicht wissen, was Freimaurerei ist,“ erhielt er zur Antwort. Ein Anderer sprach: „Der Herr Doctor soll uns in einem kurzen Vortrag einen Begriff von der Sache geben; dann werden wir uns an den ausgebrachten Toast anschließen.“ Alle

Anwesenden stimmten diesem Verlangen bei, und Doctor Almarkus begann.

„Die Freimaurerei ist die Schule, in welcher die Grundsymbole aller Erkenntniß als Lehre aufgestellt sind. Sie enthält die Elementarlinien einer ewigen und lebendigen Geometrie, und so wie wir durch gründliche Elementarkenntnisse der gewöhnlichen Geometrie uns tüchtig machen, alle Flächen-Verhältnisse zu erkennen, ebenso erlangen wir durch die Erkenntniß der Freimaurer-Symbole die Fähigkeit, die Symbole aller Völker und Religionen aufzulösen."

„Es giebt zwar eine Menge Symbole, die dem Zufall, dem Angedenken an Personen und Handlungen, bestimmten Gebräuchen und Festlichkeiten, manchmal wichtigen, oft aber auch minder wichtigen Ereignissen ihre Entstehung verdanken und daher keine Allgemeinheit besitzen. Hier kann man mit Recht fragen: Wie läßt sich bei solchen ein geometrischer Grund angeben?"

Dieser Punkt ist es, der zur babylonischen Verwirrung führt. Willkührliche Kennzeichen oder Anspielungen sind keine Symbole, die zu einer positiven Erkenntniß führen und wissenschaftlich behandelt werden könnten, sondern bloße Andeutungen, die sich gleich einem Räthsel auflösen lassen, meistens aber ohne specifische Erklärung nicht begriffen werden. So lange man die Freimaurer-Symbole unter diese Klasse zählt, ist die Freimaurerei auch ein Babylon, wo man einander nicht versteht, und wenn man tausend Geschichten, tausend Urkunden und tausend Constitutionen zu

Hülfe nähme. Da die Freimaurer-Symbole jedoch auf keiner Willkühr, keinem Zufall und keiner Verabredung beruhen, sondern in der Schöpfung, in den Eigenschaften Gottes und des Menschen begründet und uranfänglich und ewig sind, so müssen wir sie, wie die Linien der Geometrie, die Tonleiter der Musik und die Regelmäßigkeit des Zahlensystems als Schlüssel und Urbilder betrachten, vermöge welcher wir alle symbolischen Andeutungen verstehen lernen."

Derjenige, welcher zu diesem Vortrag die Veranlassung gegeben, sprach laut seinen Dank aus, und Alle stimmten freudig in den ausgebrachten Toast: „dem Freimaurer Almarkus!" ein.

Nach geendigter Tafel meldeten sich sieben der Anwesenden, lauter vorzügliche Männer, zum Eintritt in den Bund und versammelten sich zu diesem Zweck um den Doctor. Dieser sprach:

„Was Sie gehört haben, sind die Grundzüge der Freimaurerei. Lassen Sie sich dieselben, wenn Sie einst Freimaurer sind, niemals aus den Augen rücken. Lassen Sie sich niemals durch einseitige Tendenzen von Humanität, Sittlichkeit und moralischen Reden verführen. Nur derjenige, der die Symbole in ihrem Wesen gründlich erforscht hat, ist rein menschlich, weise, gut und ein ächter Weltbürger."

Sie gelobten dieses, und der Tag schloß sich mit dem Bewußtseyn, ihn nicht nur leiblich, sondern auch geistig verlebt zu haben.

Gomphardt, der mit einigen Landgeistlichen der Umgegend in nähere Bekanntschaft getreten war und von diesen eine Einladung zu einem Mittagessen bei dem Herrn Decan Halbring erhalten hatte, kam den andern Tag zu Doctor Almarkus mit der Bitte, ihn dahin zu begleiten. Dieser nahm die Partie an, und so fuhren sie des andern Tages bei schönem Wetter auf das zwei Stunden von Wr. entfernte Dorf Gr. Es fanden sich fünf Geistliche daselbst ein und freuten sich, ihren Freund Gomphardt mit noch einem andern Gaste zu treffen.

Man setzte sich zu Tische, sprach über Dieses und Jenes und endlich auch über Freimaurerei. Die Geistlichen, die Gomphardt als Freimaurer kannten, schienen sich vorgenommen zu haben, ihn ein wenig über diesen Gegenstand in Verlegenheit zu setzen. Als sie immer weiter gingen, glaubte Gomphardt, solches nicht länger hingehen lassen zu dürfen, und sagte: es komme ihm sonderbar vor, Geistliche eine Anstalt tadeln zu hören, welche die eigentliche und wahre Theologie enthalte, eine Anstalt, die Jeder, der einer Kirche vorzustehen habe, gründlich kennen sollte.

Alle erklärten sich jetzt gegen Gomphardt, der, als Almarkus immer noch schwieg, wenig Hoffnung hatte, sich in den Schranken zu halten. Einer behauptete, die Freimaurerei sey ein, aus der christlichen Kirche ausgetretenes Institut und habe schon mehr Unfug in der Welt gestiftet, als je eine Anstalt. Gomphardt läugnete dieses und sprach: „Wenn ein Institut aus dem andern entsprungen ist, so ist die Frei-

maurerei die Mutter aller andern geistigen und religiösen Institutionen." Man forderte Beweise. Er gab sie, so gut er konnte. Als aber ein Anderer sich auf die Prinz Edwinsche Constitution berief, die er gelesen zu haben versicherte, und die Stelle anführte, worin gesagt wird: „Und Gott lehrete den Adam schreiben," und diese Phrase als den größten Unsinn erklärte, wußte sich Gomphardt nicht mehr zu helfen und wandte sich an seinen Freund Almarkus mit der Bitte, ihm beizustehen in einem Kampfe gegen solche furchtbare Gegner.

Alle sahen hoch auf, als sie in ihrem Tischgenossen einen zweiten Freimaurer erblickten, und zwar einen solchen, der gegen Angriffe von eigentlichen Laien fest gesattelt schien. Der obige Geistliche wiederholte noch ein Mal die Phrase mit dem Schreibunterricht und meinte, wenn sich Alles vertheidigen lasse, für Dieses werde nie ein vernünftiger Grund zu finden seyn.

Almarkus nahm das Wort und fing damit an, sich zu entschuldigen, in einem fremden Hause auf einen Kampf einzugehen, der so ernster Natur sey, daß er das Feld nicht räumen könne, bis man ihm den Sieg zuerkannt habe.

„Der geehrte Herr Pfarrer," fuhr er fort, „der meinen Freund Gomphardt, dessen Allürter ich nun geworden bin, zum Kampf herausgefordert, hat einen Punkt der Kunsturkunden des Bruders Carl Christian Friedrich Krause berührt, der schon manche Verwirrung veranlaßt. — Krause hat durch die Veröffentlichung solcher Symbole, ohne jedoch einen Leitfaden zur Enthüllung derselben zu geben, der Freimau-

rerei, mit dem besten Willen ihr zu nützen, mehr geschadet, als alle schlechten Freimaurer zusammen. Es ist für den Menschen nichts gefährlicher, als Dinge aufgestellt zu sehen, die seinem Denkvermögen oder seiner Art zu forschen gänzlich entgegen sind. Dies sehen wir auch beim Christenthum, besonders in unsern Tagen, bestätigt, wo man das Ganze verläugnet, weil man zu schwach ist, einige auffallende Erscheinungen und Handlungen zu begreifen. Sie werden mir diesen Eingang zu Gute halten, weil eine wichtige Sache, um sie gehörig zu würdigen, auch gehörig vorbereitet seyn muß."

„Noch über einen Punkt habe ich mich, ehe ich zur Sache komme, zu erklären, und das ist mein Versprechen, kein Verräther an den Geheimnissen der Freimaurerei zu werden! — Hätte Friedrich Krause nur für Freimaurer geschrieben und seine Werke nicht im öffentlichen Buchhandel erscheinen lassen, so würde ich über den angeführten Punkt kein Wort verlieren, so aber fühle ich mich verpflichtet, sowohl zum Besten der Freimaurerei, als der Menschheit, überall, wo dieser Gegenstand berührt wird, unumwunden zu sprechen. Und nun bitte ich die geehrte Gesellschaft, mir auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit zu schenken."

„In der Yorker Constitution der Freimaurer, verfaßt vom Prinzen Edwin, heißt es, als er von Adam redet, wörtlich also:"

„und da ihn Gott selbst das Schreiben lehrte —"

„Dieser Satz kann weder durch Vorhergegangenes noch durch Nachfolgendes anders gedeutet werden,

als es die Worte ausdrücken, indem sie eine Handlung bezeichnen, die sich durchaus nicht anders benennen läßt. Es betrifft hier einen förmlichen Schreibunterricht, den Adam von Gott selbst empfangen hat. Mit gewöhnlichen Verstandeskräften betrachtet, ist dies nun eine Sache, die an die Unmöglichkeit grenzt und als ein vollständiger Unsinn gar keine Berücksichtigung verdient. Auf solche Art wurde auch meistens verfahren, und von diesem scheinbaren Falsum ausgehend, war man leicht dahin gebracht, die ganze Constitution als ein Werk ohne Wahrheit und Bedeutung anzusehen."

„Gott lehrte den Adam schreiben; dies ist uns unbegreiflich. Wir müssen demnach sehen, ob Gott die Menschen nicht noch andere Dinge lehrte, die eben so wesentlich als die Schreibekunst sind. Der Mensch unterscheidet die Farben; wer lehrt oder wer hat es ihn gelehrt? Er unterscheidet Töne, Zahlen, Linien und vielerlei Sachen, wo man glauben sollte, man habe es ohne Unterricht von Menschen nicht lernen können. Gott ist im Menschen und der Mensch in Gott. Dadurch sind dem Menschen die Erkenntnisse aller dieser Dinge in die Seele gelegt und auf diese Art unmittelbar von Gott gelehrt. Ich glaube nicht, daß hier eine Einwendung gemacht werden kann und gehe nun auf den Schreibunterricht über."

Einer der Anwesenden benützte die kleine Pause und sprach: „Bis hieher war die Erörterung sehr gut; nun aber kommt der Knoten, dessen Auflösung ich ohne ein Alexandersschwert für unmöglich halte."

Almarkus erwiederte hierauf: „Und dennoch ist die Sache so einfach und natürlich, daß Derjenige, der die Ueberzeugung davon nur ein Jahr lang in sich getragen, es kaum begreifen kann, warum es nicht alle Menschen auch ohne Unterricht wissen. — Doch, zur Sache!"

„Gott lehrte den Adam schreiben. — Das kann nichts Anderes heißen, als — Gott lehrte den Adam Buchstaben zeichnen. — Auf welche Art vollführte Gott diesen Unterricht? Er legte dem Menschen die Urformen der Buchstaben in die Seele, wie Farben, Tonleiter, Zahlen und Linien."

Hier machte Almarkus eine Pause, als wenn sein Vortrag zu Ende wäre. Die Geistlichen sahen stillschweigend und überrascht einander an. Endlich wandte sich einer zum Redner und sprach: „Wir verstehen das nicht."

„Und doch ist gerade das, was ich eben gesagt, das Grundprincip der Natur, ihrer Bewegung, ihrer Thätigkeit — ist nicht nur der Geist des Lebens, sondern das Leben selbst, ist das Licht, das aus Gott kommt und Gott ist, mit einem Wort diejenige Philosophie der Menschheit, vermöge welcher sie sich zu Gott erheben, sich mit ihm vereinigen und Eines mit ihm werden kann. Wie arm wären die Menschen, wenn keine Harmonie, keine Melodie, kein Numerus in ihnen läge. Wie reich aber sind sie, da sie in allen Kunstzweigen die Elemente erforscht, geübt und sich dadurch zur Freiheit, zur Selbstständigkeit erheben. Die Sprache — woraus besteht sie? Aus Worten. Wor-

aus bestehen diese? Aus Buchstaben. Die Buchstaben sind die Elemente aller Sprachen, die sind, waren und seyn werden. Die Buchstaben sind unveränderlich, die Zusammensetzung ist unendlich. Die Unveränderlichkeit der Buchstaben ist jedoch zur Hypothese geworden, und wenn man auch der Aussprache und der Einwirkung nach, die sie auf das Ohr machen, ihnen Unveränderlichkeit zugesteht, so sind die Zeichen für das Auge, die eigentliche Schreibekunst, gänzlich zum Spiel des Zufalls geworden. Die Buchstaben, namentlich die Vocale, haben ihre in der Natur gegründete Form, die wir mit einiger Aufmerksamkeit so deutlich fühlen lernen, als wir die Tonleiter der Musik unterscheiden. In diesen Urformen ist der Plan der Schöpfung, das Modell alles Gewordenen und zugleich das Wort der Weisheit enthalten, das uns über die scheinbaren Räthsel des Lebens natürlichen Aufschluß giebt. Die Urformen der Buchstaben sich vor Augen zu stellen, war das Hauptgeschäft aller Weisen des Alterthums, ist auch der Schlüssel zur Enthüllung aller Hieroglyphen der Aegyptier, Magier, Bramanen und Israeliten, ja in ihrer Erkenntniß liegt der Grundbegriff aller Religionen, am deutlichsten aber der christlichen, ohne welchen man den hohen Werth der Evangelien nie gehörig zu schätzen weiß."

Bei dieser Wendung bewegten sich die Angesichter der Geistlichen, die bis dahin unverwandt auf den Redner gerichtet waren, und Jeder fühlte sich jetzt, da sie auf einmal sich in ihr Fach versetzt sahen, gedrungen, etwas zu sagen. Einer äußerte: man könne nicht

absehen, in welcher Beziehung die Evangelien oder überhaupt die Bibel mit einer solchen Urformen-Sprachlehre stehe. Ein Anderer behauptete: es finde sich namentlich in den Evangelien auch nicht eine Spur, die auf solche Lehre hindeute. Jeder gab hier seine Einwürfe ab, und man meinte schon, den Kämpfer in die Enge getrieben zu haben, da bat er noch für einige Minuten um Gehör.

„Die geehrte Gesellschaft hat mich, als ich auf ihr Gebiet mich wagte, mit vereinten Kräften angegriffen, um mich zum Rückzug zu zwingen; aber gerade die Bibel, und namentlich das neue Testament, liefert unzweifelhafte Beweise einer solchen Universal-Lehre, in welche wir einzugehen verpflichtet sind. Hören wir in dieser Hinsicht zuerst Christus selbst, wenn er mit Petrus spricht, und ihn beinahe jedesmal mit einem andern Namen anredet. Wer die soeben vorgetragene Formenlehre versteht, begreift die Ursache dieser Namensänderung leicht. Deutlicher aber als Alles spricht dafür die Offenbarung Johannis, wo Christus sagt: „Ich bin das A und das O, der erste und der letzte." Man bezieht diese Worte zwar nur gleichnißweise auf das griechische Alphabet, wo A der erste und O der letzte Buchstabe ist. Aber gerade hierin liegt der Umfang der ganzen Auslegung, indem Christus dadurch selber sagt: „Ich bin das ganze Alphabet." Ich könnte noch eine Menge einzelner Stellen, die auf diesen Gegenstand Bezug haben, anführen, aber dieses Wenige mag gnügen, um so mehr, da ich noch hinzusetzen kann, daß derjenige, der es nicht zu fassen

oder zu glauben vermag, die Probe machen soll, und er wird die evidentesten Beweise erlangen."

Die Zuhörer fühlten sich sowohl von der Sache als auch der Sicherheit des Vortrages so ergriffen, daß sie erklärten, sie hielten sich zwar noch nicht für besiegt, aber dermaßen geschwächt, daß sie um einen Waffenstillstand bitten müßten. Dieser Vorschlag wurde natürlich angenommen und dem Doctor eine Gesundheit gebracht. Er dankte darauf und bat um Verzeihung, daß er ihrem Stande ein wenig zu nahe getreten. Aber es sey nun einmal seine Art, nicht schweigen zu können, wenn er im Namen einer ewigen Wahrheit spreche.

Die Zeit kam, nach Hause zu fahren. Die Geistlichen hatten vor dem Herrn Doctor eine solche Ehrfurcht bekommen, daß sie ihn an den Wagen begleiteten und sich glücklich schätzten, ihm noch eine Ehre erweisen zu können. Er und Gomphardt fuhren nach der Stadt zurück und gaben dem Professor noch heute Bericht von dem, was gesprochen worden. Dieser rief verwundert aus: „So sollten alle Freimaurer arbeiten, dann hätten wir Hoffnung, die ganze Menschheit in unserm Tempel zu versammeln."

Gomphardt und der Professor bereiteten sich zur Reise vor. Es war schon der 17. September, und sie hatten sich entschlossen, den 20. dieselbe anzutreten, weil der Professor einige Städte besuchen und sich als

Mineralog nach den Steinen jeder Gegend ein wenig umsehen wollte. Almarkus bedurfte keiner Vorbereitung, auch schob er seine Abreise, weil er sich nirgends zu verweilen gedachte und Tag und Nacht zu reisen gewohnt war, bis auf den 25. hinaus. Als seine beiden Freunde am Tage ihrer Abreise sich bei ihm beurlaubten, sagte er: „Reisen Sie glücklich! Den 1. October sehen wir uns auf Gomphardts Gut beim Mittagessen. Zählen Sie sicher auf mich, ich komme zur rechten Zeit, noch ehe die Suppe kalt wird. Hier muß ich noch einige Kranke besuchen und von Gesundgewordenen mich ausbezahlen lassen."

Seine Freunde stiegen in den Wagen und fuhren unter dem Schalle des Posthorns davon.

Gomphardt kam den 29. September mit dem Professor auf seinem Gute an. Doctor Reiner war zwei Tage früher, begleitet von dem Hauptmann von Glückhöf, einem seiner treuesten Anhänger und Freunde, eingetroffen. Er hatte die Bekanntschaft des Herrn Decans zu machen gesucht und alles Gute, was Gomphardt von diesem ehrwürdigen Geistlichen gesagt, im vollsten Maße gerechtfertigt gefunden. Dieser hatte ihn die Briefe des Professors lesen lassen und ihm dadurch einen Genuß und eine Belehrung verschafft, die er in seinem Leben je zu empfangen keine Hoffnung gehabt. Auch Gimper hatte sich schon eingefunden, doch vermöge seiner Eigenheiten sich in keine nähere Erörterung, weder mit Reiner noch dem Decan, eingelassen. So war, bis auf Doctor Almarkus, die ganze Gesellschaft beisammen, und Jeder suchte sich ent-

weder des Wiedersehens zu freuen oder sich Nachricht über die Resultate der verschiedenen Thätigkeit geben zu lassen.

Gomphardt, der sein Gut in dem besten Zustande angetroffen hatte, dankte seinem Verwalter und trug ihm auf, den 1. October allen Dienstleuten ein Fest zu veranstalten und Sorge für die Ausführung desselben zu tragen.

Der 1. October war beinahe zur Hälfte vorüber. Die Mittagstafel war geordnet, aber immer noch fehlte der siebente Gast. „Wer soll den Vorsitz führen?" frug Gomphardt. Reiner antwortete: „Der Herr Decan." Dieser verbat sich solche Auszeichnung, weil er dazu nicht Gewandtheit genug besitze, und schlug den Herrn Professor vor. Da auch dieser sich weigerte, sprach Gomphardt: „So soll der noch zu erwartende Gast den Vorsitz haben und die Unterhaltung unsers kleinen Zirkels leiten. Nach vollendeter Tafel werden dann Alle gestehen, daß ihm dieser Vorzug gebührt habe und wir uns unter keiner andern Führung so höchlich erbaut haben würden."

Der Zeiger der Uhr rückte der Stunde 1 Uhr immer näher, und noch fehlte der zu erwartende Gast. Eins schlug's auf der Thurmuhr. In demselben Augenblick schmetterte das Posthorn, und Almarkus fuhr in scharfem Trabe auf das Haus zu. Gomphardt eilte hinunter, ihn zu empfangen, führte ihn in sein Zimmer, um den Reiserock ablegen zu lassen, und trat nun an seiner Hand in das Speisezimmer. Aller Blicke waren auf den Angekommenen geheftet, und

Simper, der an einem Fenster stand, traute seinen Augen kaum und frug endlich: ob er denn träume, oder ob die Todten auferstehen?

Alle sahen jetzt auf Simper, der immer noch bewegungslos am Fenster stand.

„Simper!“ rief Almarkus.

„Herr,“ sprach Jener.

„Komm zu mir.“

„Darf ich?“

„Schelm, drückt Dich Dein Gewissen?“

„Es drückt mich zu Boden, wenn Sie mich nicht unterstützen.“

Er näherte sich Almarkus, als wenn er vor ihm niedersinken wollte. Dieser hielt ihn aufrecht und sprach: „Sey ruhig! es ist Dir Alles verziehen. Was ich in Paris Dir hinterlassen, bleibt Dein Eigenthum.“ — „Herr,“ erwiederte Simper, „das geht nicht an. Ich habe es für Sie aufbewahrt, und wofern Sie es nicht bedürfen, so haben Sie doch sicherlich Verwandte.“ — „Niemand,“ antwortete Almarkus, „als eine Schwester, die, wenn sie vor mir stirbt, mich wenigstens um sechzigtausend Thaler reicher macht. Also kein Wort mehr hierüber. Jetzt wollen wir zu Tische gehen und uns freuen, in einem so schönen Kreise versammelt zu seyn.“

Man setzte sich zu Tische. Almarkus oben an. Der Professor und Reiner ihm gegenüber. Zu seiner Rechten der Herr Decan und Gomphardt, zur Linken der Herr Hauptmann und Simper. Es wurde gut und mit fröhlicher Stimmung, der besten Würze

eines jeden Mahles, gespeist. Nachdem die Hauptmahlzeit vorüber, das Dessert aufgetragen und der Tisch mit Wein versehen war, hieß Gomphardt die Aufwärter sich entfernen und nicht eher wieder einzutreten, bis er sie rufen werde.

Tiefe Stille herrschte. Jeder fühlte, daß es ihm schwer ankommen würde, jetzt nur einige Worte, ohne die vorherrschende Stimmung zu zerstören, sprechen zu müssen. Almarkus, der in solchen Momenten die innersten Triebfedern seines Lebens zu fühlen schien, freute sich eines solchen seltenen Augenblicks und unterbrach endlich die Stille, indem er die Gesellschaft bat, ihre Gläser zu füllen und der Rückkehr des Hausbesitzers eine Gesundheit trinken zu helfen. Alle gehorchten dieser Aufforderung und er begann:

„Im Namen Aller, welche Sie, unsern Freund und Bruder, hier mit Liebe erwartet und mit Liebe empfangen haben."

„Im Namen heiliger Penaten, die in Ihrem Hause wohnen."

„Im Angedenken Alles dessen, was Sie hier besessen, was Sie hier empfunden, Alles dessen, was Sie geliebt, verloren und wiederzufinden überzeugt sind. Im Bewußtseyn eines wiedergefundenen Lebens, einer unwandelbaren Liebe und einer beseligenden Freiheit des Geistes grüße ich Sie in Ihrem Eigenthum und leere zu solchem Zwecke dieses Glas bis auf den Grund."

Alle tranken dem zurückgekehrten Hausbesitzer begeistert ihr Willkommen zu.

Gomphardt bat, sich für diesen Willkommen bedanken zu dürfen, stand auf und sprach:

„Was ich hier verloren, wissen Alle. Zu welchen verzweifelten Schritten mein Verlust mich verleitete, wissen Sie gleichfalls. Mit welchem Reichthum ich jetzt zurückkehre, darf ich nicht erst sagen, da Alle die Fülle desselben zu würdigen wissen. Wem aber danke ich diesen Reichthum? — Zuerst unserm hochverehrten und hochwürdigen Herrn Decan, der mich durch das Band, womit er mich an sich geknüpft, vor aller Versuchung bewahrte und mir ein sicheres Steuerruder gegen die Stürme des Lebens an die Hand gab, vermöge dessen ich nicht ruhen durfte, bis ich den sichern Hafen erkannt hatte. Ihm trinke ich zuerst meinen Dank."

„Vermittelst dieses Steuerruders fand ich einen Ankerplatz in der Nähe meines theuern Freundes und Bruders Reiner, der mir mit scharfen Zügen das Ziel des Lebens, das Ziel der Vernunft und des Geistes, mit einem Worte, das Grundbedürfniß der Menschheit gezeigt. Ihm verdanke ich die Festigkeit auf den nachherigen Irrfahrten meiner Reise und die Sicherheit, womit ich alle Lockungen und Untiefen erkennen und ihnen ausweichen konnte. Ihm, diesem starken Geiste, der ohne Aussicht auf Lohn, seinem einmal gefaßten Entschlusse getreu, nicht verzagte und wankte und mir ein Beispiel männlicher Beharrlichkeit gab, ihm meinen Dank und meine Bewunderung."

„Das Schicksal führte mich in den Hafen, in die Hände meines Lehrers und Freundes, Professor Rück-

mann. Was er mir war und gab, kann ich mit Worten nicht schildern. Er gab mir das Leben, die Freiheit, die Zuversicht des Daseyns, mit einem Worte, die Gewißheit, daß keine Trennung ist, sondern ein ewiges Fortbestehen, ein ewiges in einander und für einander Leben und die Ueberzeugung, daß der Stachel des Todes wohl verwunden, aber nicht tödten kann."

„Noch eine Gesundheit muß ich trinken unserm Freund und Bruder, Doctor Almarkus. Er kam zu uns, wie ein Sonnencomet, der auf eigenen Bahnen die Menschheit erleuchtet. Er gab uns das Beispiel, wie hoch und herrlich die Freimaurerei ihre Jünger belohnen kann, wenn sie ihr nicht untreu werden, nur in ihren Symbolen suchen und selbige dazu benützen, überall, wohin ihre Tritte sich wenden, Licht und Wahrheit zu verbreiten! — Er ist ein Held, der mit unwiderstehlicher Kraft alle Hindernisse besiegt und den Feind der Finsterniß mit starken Waffen zu Boden schlägt. Er ist der Freie, der nicht mit demüthigen Mienen, sondern mit offener Stirn der Wahrheit, seiner Freundin, sich hingiebt. Er ist das Licht, das mich Männlichkeit im Kampf um die Weisheit gelehrt und mir den Muth gegeben, sie in allen Lebensverhältnissen zu suchen und zu finden. Seinen Genius, der in ihm wohnt und ihn führt, würdig zu zeichnen, fehlt mir die Kraft, und darum kann ich nichts weiter anführen, als: Ich preise die Stunde, die ihn zu uns gebracht, und dieses Gefühl wird mich nie verlassen, so lange ich denke und empfinde."

Er trank das Glas bis auf den Grund, und Alle stimmten ihm, die staunenden Blicke auf Almarkus gerichtet, feierlich bei.

Der Herr Decan, der von Allem, was er hier sah und hörte, sich kräftig erbaut fühlte, begehrte zu sprechen und äußerte sich folgendermaßen:

„Dem Geiste nach fühle ich mich heimisch unter Ihnen, der Form nach aber noch fremd, darum beschränke ich mich auf wenige Worte."

„Mit Trauer sah ich vor fünf Jahren unsern Freund Gomphardt aus dieser Gegend scheiden. Doch damals schon leuchtete trotz der Trauer in meinem Herzen ein Licht, das mir sagte: Er wird reicher wiederkehren, als er geht. Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen, und ich kann nichts thun, als den Freunden, die sich seiner so treulich angenommen, meinen innigsten Dank ausdrücken und den Schöpfer bitten, sie für das, was sie gethan, mit der Fülle seiner Gnaden zu segnen und ihnen Alles zukommen zu lassen, was ihre edlen Herzen wünschenswerth halten."

Alle bemühten sich, diese herrliche Feier durch Denksprüche und Reden zu erhöhen; selbst Gimper nahm das Wort und erklärte, daß er in Zukunft keine Geister mehr citiren, sondern seinen eigenen Geist zu suchen trachten werde, aus welchem nach dem Zeugnisse der anwesenden erleuchteten Brüder allein die wahre Erkenntniß komme.

Als eine Pause eingetreten war, bat der Hauptmann um's Wort und sprach:

„Sie werden verzeihen, wenn ich, gleichsam ein ungebetener Gast, hier auch zu sprechen mir erlaube. Was ich in diesem Kreise gehört, ist so herzerhebend, daß ich wünsche, jeder ächte Freimaurer hätte daran Theil nehmen können. Allein wem haben wir diese kostbaren Augenblicke zu danken? Ohne irgend einem der Gäste zu nahe zu treten, so erhellet doch klar, daß wir ohne den wirksamen und belehrenden Geist unseres Bruders Rückmann uns nie auf diese Weise hätten zusammenfinden können. Er hat unsern Freund Gomphardt aus der Ungewißheit befreit und ihm ein Licht ertheilt, dessen belebende Strahlen auch uns geleuchtet und den wahren Weg zur Wahrheit gezeigt. Durch ihn sind wir in Berührung gekommen mit unserm erleuchteten Bruder Almarkus. Er hat den hochwürdigen Herrn Decan für unsere Sache gewonnen und dadurch gezeigt, daß unsere Lehre an keine zufällige Initionen geknüpft ist. Er ist es, dem wir in dieser Beziehung Alles verdanken, und darum fordere ich Sie auf, mich zu unterstützen, ihm einen Toast unseres Dankes und unserer aufrichtigen Verehrung zu bringen.“

Alle vereinigten sich, und Almarkus äußerte: das Wirken Bruder Rückmanns komme ihm oft vor, wie das Wirken des Geistes Gottes, der still überall fließt und doch Alles zum Ziele führt.

Es war nun Zeit, das Fest zu schließen und das, was man physisch und geistig genossen, gehörig zu verdauen. Almarkus, dem diese Funktion als Vor-

sitzender zukam, stand auf und erbat sich noch auf einige Augenblicke die Ausmerksamkeit der verehrten Gäste. Er fuhr folgendermaßen fort:

„Wenn in jeder Stadt ein Kreis zu bilden wäre, wie wir hier sind, so müßte in kurzer Zeit alle Zwietracht von der Erde verschwinden, und Weisheit und Friede ihr Wappen aufpflanzen. Da dieses nicht seyn kann, so bitte ich alle Anwesenden, besonders die Brüder Freimaurer, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern es leuchten zu lassen. Der große Vorwurf, den man den Vorgesetzten des Katholicismus in frühern Zeiten machte, bestand darin, daß sie ihre Ritualien, die Bibel nicht Preis gaben. Wir verstecken, indessen wir Jene tadeln, uns hinter eiserne Riegel. In unserer Zeit hat die Presse die Herrschaft errungen und zieht Alles an's Licht, was der Menschheit frommt, was sie Großes und Erhabenes hat. Die Freimaurerei kann dieser Herrschaft nicht widerstreben, sie muß ihre Sache an's Tageslicht bringen, sonst versinkt sie, indem sie sich der herrschenden Controle entzieht, in sich selber und wird in kurzer Zeit kaum noch als eine leblose Mumie bestehen. Das Fundament des Freimaurertempels ist gelegt; jetzt muß die Menschheit ihre Arbeiten sehen. Mit zwölf Zeugen hat Christus seine Religion in's Leben gerufen, hier sind sechs. Wenn wir nicht müßig bleiben, muß es uns gelingen, bis auf zwölfe zu wachsen und der Welt einen neuen Tag vorzubereiten, wo die Urwahrheit mit der Religion Hand in Hand geht, wo Eines das Andere hält

und bekräftigt, wo alle Menschen, von dem Geiste und seiner in uns wohnenden Stimme getrieben, auf richtigem Pfade wandeln und ihre hohe Bestimmung erreichen. In dieser Aussicht endigen wir das heutige Fest, werden aber durch unsere Herzen verbunden bleiben in Zeit und Ewigkeit. Amen."

Der Freimaurer.

Vierter Theil.

Drei Blätter aus dem Meisterbuche.

— — Die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter
Und das Orakel verstummte in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet des mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.

I.

Wie viel ist schon über das Wesen der Maurerei gesprochen worden, wie wenig aber wird es erkannt.

Man darf nicht in Büchern lesen, um der Wahrheit näher zu kommen, denn sie läßt sich so wenig beschreiben, als man sagen kann, was Sehkraft oder Gefühl des Herzens sey. — Sie sind, und was sie sind, kann nur der erkennen, der sie in ihrer Thätigkeit beobachtet, das warum und wie aber bleibt immer verborgen.

Sieht und hört der etwa weniger, der nicht über die Eigenschaften des Sehens und Hörens sprechen kann? — Gewiß nicht; er sieht, hört und fühlt so vollkommen, als die geeigneten Sinne überhaupt sind, und keine Wissenschaft kann ihre Wirkungen positiv vergrößern.

Die Maurerei lehrt uns die innern Sinne gebrauchen; dieses ist ihr Wesen; die Form aber, wie sie in der Loge ausgeübt wird, ist das Mittel, dahin zu gelangen.

Jetzt aber hat man sich gewöhnt, in scharfsinnigen Denksystemen ein Wesen zu erklügeln, und macht die Maurerei zu einer Verbindung, moralische Zwecke zu erreichen, unbekümmert, ob sie mit den Institutionen des Bundes übereinstimmen oder nicht.

Zu solchen Zwecken bedürfen wir wohl keiner Symbole, wenigstens der unsrigen nicht, die so unabänderlich und klar dastehen, daß man nur durch eine absolute Verläugnung ihren Sinn entstellen kann. — Ueber Tugend, sowohl im Allgemeinen als Einzelnen, zu sprechen, ist nichts erforderlich, als Kenntniß der Sprache und Gewandtheit, sich über jeden Gegenstand zeitgemäß zu äußern; aber gerade aus dieser Willkühr entspringt der Zweifel, welchem sich jeder hingiebt, der Jahrelang auf irgend einen positiven Aufschluß harrt. — Wer nur einigermaßen ernstlich nachdenkt, dem muß es doch auffallen, daß man bei Aufnahmen, oder bei Errichtung einer Loge so viel Aufhebens macht, nachher aber gar nicht mehr, oder höchstens ganz oberflächlich davon spricht. —

Wenn nicht in den Symbolen und ihrer Enthüllung das Wesen der Maurerei enthalten ist, so sind sie überflüssig, und Säulen, Tapis und Altar können vertauscht werden für willkührliche Gebräuche und selbstbeliebige Zeichen, Griffe und Worte.

Wenn man die schönen Zeichnungen und Baustücke der meisten Maurer hört und liest, so gewahrt man oft auf ganzen Bogen nicht eine einzige Beziehung auf ein bedeutendes Maurersymbol, und man kommt in Versuchung, zu glauben, der Tempel der Freimaurerei zeige uns Formen und Symbole, die keine Maurerei sind, hingegen das, was nicht in dem Tempel stehe, sey die wahre Maurerei.

Ist es nicht sonderbar, uns zu solchen Schlüssen zu verleiten? — Ist es nicht natürlicher zu urtheilen:

diese und jene Symbole sind in unserm Tempel, folglich muß jede Lehre, die man uns giebt, und jeder Vortrag, der in der Loge gehalten wird, sich auf solche beziehen und aus ihnen entnommen seyn. —

Durch die Symbole ist die Maurerei, was sie ist, deshalb muß sie symbolisch behandelt und durch diese Behandlung der Geist der Symbole erfaßt werden.

In der Beantwortung folgender Fragen liegt die Bestätigung des Obigen:

1. Sind die Symbole früher, und hat die Anstalt ihre Einrichtung nach diesen geordnet? oder:
2. Ist die Anstalt vorangegangen, und sind die Symbole willkührlich als Ordonanzzeichen darin aufgenommen worden?

Jeder Unbefangene wird die erste bejahend, die zweite aber verneinend beantworten, weil in der ersten ein positiver Zweck enthalten ist, in der zweiten aber keine vernünftige Nothwendigkeit, also kein bestimmtes Ziel sich denken läßt. — In der Ergründung eines Theils, und in der Belebung der Symbole in uns anderes Theils, besteht die Maurer-Thätigkeit, — wer anders lehrt und anders verfährt, wird nie den Geist unsrer Verbindung erkennen. —

Darum, meine Brüder, sey jede Lehre für immer aus unserm Tempel verbannt, die sich nicht mittelbar oder unmittelbar auf eines unsrer Symbole bezieht. — Moralische Deutungen sind gut, aber sie sind blos Vorarbeiten für Anfänger. — Wer einmal erkannt hat, daß ein lebendiger Geist zu erwecken ist, der uns lehrt und führt, dem wird die moralische Deutung

bald nicht mehr genügen, und er wird den innersten Kern der Sache zu erringen trachten, in dessen Besitz er volle Zufriedenheit und Gewißheit des Lebens erlangt.

II.

Staat, Kirche und Freimaurerei streben nach Veredelung der menschlichen Natur in sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung, sie sind daher nicht sowohl der Tendenz, als vielmehr der Mittel nach verschieden. —

Die Mittel des Staates zur Veredelung seiner Angehörigen sind, verbunden mit äußerer Macht, gesetzliche Bestimmungen, gegründet auf Erfahrung, Klugheit, Verstand und Vernunft, auf redlichen Willen und Kenntnisse aller Zweige der Regierungskunst. —

Die Kirche zielt gleich dem Staate auf Veredelung des Menschen. Ihre Mittel aber schöpft sie nicht aus äußerer Gelehrsamkeit und schulgerechten Vernunftabstractionen, sondern aus den heiligen, vom Geiste gegebenen Schriften, die sie als Wort Gottes anerkennt und in der Form zweckmäßiger Liturgieen durch die Kraft des Glaubens unter ihren Bekennern verbreitet. Der Staat unterstützt sie mit seiner Macht, sie aber leiht ihm ihren Einfluß, indem sie willigen und gesetzlichen Gehorsam als geschriebenes Gebot Gottes verkündet und dadurch das Band zwischen Regierung und Regierten befestigt. —

Staat und Kirche haben bestimmte in einander greifende Sphären ihrer Wirksamkeit; sie sind begränzt durch die Quellen, woraus sie ihre Mittel schöpfen, und durch die Wege, worauf sie dieselben in Anwendung bringen. — Welches ist nun der Wirkungskreis der Freimaurerei? Aus welchen Quellen kann und soll sie schöpfen, und welche Mittel sind ihr gegeben zum Zweck, zur Veredelung der Menschennatur? —

Viele würdige Brüder, die man für die Unterrichtetsten sollte halten können, erklären die Freimaurerei für eine Art von Mischung der obigen Beiden, indem sie Staats- und Kirchengesetze unter Eine Vorstellung bringen und durch die Ausübung der Einen auch die Andern erfüllt zu haben meinen. — Wer diese Ansicht nur mit einiger Aufmerksamkeit beleuchtet, wird bald ihre Unzulässigkeit einsehen. Keiner, und wenn er die Staatsgesetze noch so treulich befolgt, kann sagen, er habe der Kirche Genüge geleistet; eben so wenig, wenn er alle Kirchensatzungen pünktlich beobachtet, er habe die Gesetze des Staates erfüllt. — Staat und Kirche, beide haben ihre eigenen Gesetze und Pflichten, vermischen sich aber in Verfolgung ihres Zieles, von gleichem Interesse für das Ganze getrieben, von selber und bedürfen keines in ihrer Mitte stehenden Tribunals, um sich leiten zu lassen.

Viele Freimaurer der frühern und jetzigen Zeit haben sich von der Idee einer allgemeinen Weltverbesserung, eines weitumfassenden Kosmopolitismus hinreißen lassen und meinen, durch Entfernung aller Willkühr und Herstellung natürlicher Menschenrechte dem

Staat und der Kirche, d. h. der zeitlichen und ewigen Herrschaft, den schuldigen Tribut gebracht zu haben. Aber von welcher Seite man dieses betrachtet, so bleibt die Idee bei allen Declamationen über Humanität und Menschenrechte doch nur ein leeres Phantom, das mit schöngeistigen Redensarten die Zeit tödtet, oder in Demagogie ausartend, mit der weltbekannten Propaganda eine Sache wird.

Eben so verhält es sich mit der beinahe in allen Logen als Hauptzweck ausgesprochenen Humanität. — Der Staat muß um seiner selbst willen Humanität verbreiten, ebenso die Kirche; wie kann es sich die Freimaurerei einfallen lassen, zu sagen, in ihren Hallen allein werde wahre Humanität gelehrt und gepflegt. Humanität ist dem Staate und der Kirche so wesentlich nothwendig als der Freimaurerei, und keins dieser dreien kann sich als privilegirte Spenderin derselben aufwerfen, weil sie jedes nach Maaßgabe der industriellen, moralischen und sittlichen Zwecke besitzen muß.

Viele Brüder haben, um ihren Eifer zu erproben, Bibliotheken durchwühlt, alte Documente entziffert, und hofften auf diesem Wege den Lehrbegriff der Freimaurerei, oder das verlorne Wort wieder zu finden; aber leider, je eifriger sie suchten, desto tiefer verbarg es sich, und darum wissen wir in unsern gelehrten Zeiten fast gar nichts mehr vom wahren Geiste und Wesen der königlichen Kunst. —

Wenn manche Brüder meinen, durch die Vermischung aller Stände und Bekenntnisse werde der Humanitätszweck in den Logen mehr als in andern Ge-

sellschaften befördert, so mag dies einigen Grund haben; allein von solchem Belang, als man glauben machen könnte, ist es nicht, weil mit dem Austritt aus dem Logengebäude die Verschiedenheit der Stände, die übrigens auch bei den Logenarbeiten, namentlich bei Besetzung der Beamtenstellen, nie ganz aufgehört hat, wieder hergestellt ist.

In allen angeführten Ansichten hat die Freimaurerei keine sichere, eigenthümliche Tendenz, die in das Wesen der Menschheit eingriffe, gleich Staat und Kirche.

Der Staat hat seine bestimmten Quellen und Mittel, ebenso die Kirche, die Freimaurerei schwebt noch in Ungewißheit. — Der Staat lehrt durch Vernunftgesetze, die Kirche durch die Bibel, wodurch aber lehrt die Freimaurerei? — Der Staat hat das Wort der Staatswissenschaft als Resultat der Erfahrung durch Verstand und Vernunft. Die Kirche hat das Wort der Bibel als geoffenbartes Gesetz Gottes. Soll die Freimaurerei kein Wort besitzen, vom Entlehnten leben oder stumm seyn müssen? —

Wenn es ein Wort Gottes giebt, welches der Mensch zu vernehmen fähig ist, so folgt von selbst, daß solches bei gehöriger Vorbereitung und Uebung viel deutlicher als im gewöhnlichen Leben, ja, daß es kunstgerecht vernommen werden kann. — Wenn es ein Wort Gottes giebt, so müssen wir annehmen, daß, obschon Manches aufgeschrieben worden, Vieles doch nicht aufgeschrieben sey. — Das aufgeschriebene Wort ist das Material für die Lehrer der Kirche. Wessen Ma-

terial ist das nicht aufgeschriebene, oder dasjenige Wort, welches noch jetzt und in der Zukunft spricht?

Behaupten zu wollen, Gott spreche nicht und habe nie gesprochen, hieße unsere heiligsten Gefühle, hieße Verstand und Vernunft Lügen strafen, die Weltgeschichte umstoßen und die Natur des Menschen verläugnen, die sich immer an Gott gebunden fühlt.

Behaupten zu wollen, Gott habe ehemals gesprochen und spreche jetzt nicht mehr, hieße ihm eine Grenze setzen, die gegen den Begriff und das Wesen seiner Unendlichkeit streitet. — Wenn Gott ehemals gesprochen, so spricht er noch; wenn er jetzt noch spricht, so ist sein früher gesprochenes und aufgeschriebenes Wort, dessen geschichtlicher Grund immer noch angefochten wird, bestätigt, und beide sind in einander bedingt, indem das lebendige für das geschriebene zeugt, das geschriebene aber uns als Leitfaden und Beispiel dient.

Wenn Gott noch spricht, welcher Anstalt der menschlichen Gesellschaft gehört alsdann die Bearbeitung eines solchen lebendigen, immerdar sprechenden Wortes?

Die Freimaurerei steht vor uns in einen heiligen Schleier gehüllt. Ihre stille, geschlossene Behandlungsweise deutet auf etwas Ernstes, Ungewöhnliches und Erhabenes. Sollte sie vielleicht die Pflegerin und Fortpflanzerin dieses Wortes, das Wort aber der Grundbegriff ihres Zieles seyn? Um dieses zu beantworten, müßte man die Symbole unserer Anstalt gründlich untersuchen und sehen, ob sie mit den ausgesprochenen Ansichten übereinstimmen oder dagegen streiten.

Auf Säulen, Tapis und Altar stehen symbolische Zeichen und Inschriften, — wir hören von Weisheit und Wahrheit, — von einem wiedergefundenen Worte, — von Geistesfreiheit, — von ewigen Gesetzen, — einem ewigen Osten, kurz von Dingen sprechen, die sich unabläugbar auf ein solches lebendiges Wort Gottes, oder wenigstens auf etwas ihm ganz Aehnliches beziehen.

Da es in allen Reichen des Wissens und Könnens nichts Aehnliches giebt, so kann das Wesen der Freimaurerei in nichts anderem, als in der Bearbeitung dieses Wortes und in der Anwendung desselben als Mittel zum Wohl und zur Veredelung der Menschheit bestehen.

Nach diesem hätte die Freimaurerei ihre bestimmte Wirksamkeit und verbände sich mit Staat und Kirche auf die natürlichste Weise.

Der Staat benützt das Wort der Vernunft, angewendet auf Staatswissenschaft zum Wohle der Seinigen. — Die Kirche bedient sich des geschriebenen Wortes Gottes, wie es die Bibel giebt, und gründet dadurch ein Reich des Glaubens. — Die Freimaurerei bearbeitet das lebendige, immerdar sprechende Wort Gottes und hebt sich auf diese Art auf einmal aus ihrer Ungewißheit, indem sie als ein unentbehrlicher Zweig, als ein Bedürfniß der Menschheit auftritt, mit Kirche und Staat Hand in Hand geht und, von ihnen beschützt, sie mit lebendigem Geiste nährt und befestigt.

Sollte die Freimaurerei die bezeichnete Aufgabe nicht lösen können oder wollen, so ist es höchste Noth-

wendigkeit, mit ihren Symbolen eine andere Anstalt zu errichten, um das hohe Licht des lebendigen Wortes nicht ganz von der Erde verschwinden zu lassen.

Man behauptet zwar: das Wort Gottes sey mit den Evangelien erfüllt und spreche nicht mehr. Erfüllt ist es, aber von nicht mehr Sprechen ist nirgends die Rede. Die Prophezeihungen, auf welche die christliche Kirche sich gründet, sind mit den Evangelien geschlossen. Das System des Christenthums ist vollendet, und es kann und darf nichts mehr Neues, ohne die größte Verwirrung zu verursachen, hinzugethan werden. Dieses aber hebt die Nothwendigkeit eines noch sprechenden Wortes Gottes nicht auf, im Gegentheil, das lebendige muß Zeugniß geben vom geschriebenen, sonst wird dieses bald nur ein todter Buchstabe ohne Werth und Bedeutung. — Johannes war berufen, von dem in den Schriften verkündeten Lichte durch das lebendige Wort Zeugniß zu geben. Wir sind seine Jünger, auf uns ruht dieselbe Pflicht, die Pflicht nämlich, das Zeugniß fortzusetzen und die Anerkennung des Lichtes zu retten für alle kommende Geschlechter und Zeiten.

Hehr und erhaben ist von diesem Gesichtspunkte aus des Freimaures Beruf: Zeugniß muß er geben. Wer aber wird im gewöhnlichen Leben als gültiger Zeuge zugelassen? — Der, welcher die Sache, um die es sich handelt, genau kennt, sie durch Erfahrung geprüft und nicht nur vom Hörensagen beurtheilt. Zum Zeugniß sind wir berufen, zum Zeugniß einer ewigen Wahrheit, bekräftigt durch das lebendige Wort. —

Wohlan, so wollen wir zeugen und thätig seyn am Baue unseres stillen Tempels, damit er für Staat und Kirche gedeihlich sey, und die Nachkommen es uns noch danken müssen, daß wir das Zeugniß bewahrt haben zum Wohle der Menschheit und zur Ehre des großen Baumeisters der Welt.

III.

Es ist kaum zu begreifen, wie man die Freimaurersymbole über ein Jahrhundert lang gänzlich verkennen konnte. — Es ist gerade, als wenn der Aufzunehmende ein paar Stunden mit verbundenen Augen herumgeführt, auf die Frage: was er jetzt wünsche? statt zu sagen: die Binde von den Augen — um künstliche und weit gelegene Antworten sich mühen wollte. — Die Freimaurersymbole sind das, was sie vorstellen, und wenn Einer von dem J. auf der Lehrlingssäule nicht ohne Umschweife sagt: das ist ein J, — der gleicht dem Obigen mit den verbundenen Augen. —

In früheren Zeiten suchten die Weisen, um Gott zu verehren, und zum Ziele des Lebens zu kommen, das **Wort**, das von Gott ausgehend immerdar durch die Natur spricht und im Innern des Menschen sich unfehlbar kundgiebt. — Die Lehre, das Wort

unmittelbar zu vernehmen, ging unter den Menschen, weil sie sich von der Natur entfernt hatten, verloren, und man war genöthigt, andere Gesetze zu diesem Zwecke zu suchen. — Zuerst übergab man sich einer blinden, hartnäckigen Verehrung, und da diese nicht zum Ziele führte, wählte man andere rein menschlichere Tugenden; in unsern Tagen hat man sich der Richtschnur einer weit umfassenden Humanität übergeben! — Nun entsteht die Frage: Löst Humanität, wie sie ausgeübt wird, die oben bezeichnete Aufgabe, Gott in seinem lebendigen Worte zu erkennen? — Wenn wir ernsthaft unsere Anstalt betrachten und frei und unbefangen urtheilen, so lautet die Antwort: Nein! —

Humanität ist etwas Wohlthätiges und Erhabenes. — Wer Alles von sich entfernt, was falsche Lehre, Gewohnheit, Mode, Eitelkeit und alle Arten von Scheintugenden ihm beigebracht, und der reinen Menschennatur die Herrschaft übergiebt, der hat viel gewonnen. Wo aber finden wir solche Beispiele reiner Humanität? — Humanität ist in unsern Tagen eine Sache, die sich nach Belieben drehen und wenden läßt. Wenn der Vornehme dem Geringern einen freundlichen guten Morgen oder guten Abend wünscht und ihm noch dabei eine Prise Tabak anbietet, so meint er, allen Pflichten der Humanität Genüge gethan zu haben, Letzterer aber fühlt sich dadurch geehrt und wird ihm bei keiner Gelegenheit seine Stimme entziehen. —

Humanität muß der Freimaurer besitzen; aber sie ist nicht die Freimaurerei! — Christliche Tugenden

sind eines Geistlichen nothwendige Eigenschaften; aber sie machen den Geistlichen nicht aus; Solcher muß studirt und theologische Wissenschaften erlernt haben, dann erst kann er zum Geistlichen erhoben werden. So in der Freimaurerei: Wenn Einer alle Tugenden eines Freimaurers besäße und hätte den Schlüssel, die Symbole aufzulösen, nicht, so wäre er doch kein Freimaurer! —

Es giebt eine göttliche und eine weltliche Freimaurerei. Die erste enthält sich aller irdischen Forschungen und zieht die Resultate ihrer Thätigkeit aus dem Geiste und dem lebendigen Worte Gottes. Die zweite befaßt sich mit der irdischen Baukunst und ihrer Geschichte; nimmt aber auch, in so fern sie dem Ewigen Häuser oder Tempel erbaut und erbaut hat, einen Nimbus der Heiligkeit an, der Viele verführt, aber doch am Ende im Stiche läßt. Zwischen Göttlich und Weltlich besteht kein mittleres Reich, sondern nur Lauheit, die vor der Welt sich fürchtet und den Muth nicht hat, sich in die Höhe zu schwingen. —

Das Logenwesen, wie es seit länger als einem Jahrhundert betrieben wird, mit allen seinen Wirren, Streitigkeiten und wechselnden Tendenzen, hat die Freimaurerei verschlungen, sowie todtes Ceremoniel schon oft den Geist einer sonst göttlichen Religion erdrückt hat. — Wir verargen es religiösen Bekenntnissen, wenn sie das Wesen einer Religion zur kalten Observanz erniedrigen, heißen sie Finsterlinge, schämen uns aber nicht, ihnen nachzuahmen und dasselbe zu thun, und somit die königliche Kunst zu unterdrücken. —

Sprachlehre, Zahlenlehre, Logik, Geometrie, Mechanik, Baukunst und Musik sind die Wissenschaften und Künste, die vermöge ihrer Elemente und ihres Wesens in sich selbst gegründet sind, auf sich selbst ruhen. — Wenn die Freimaurerei über eine oder mehrere derselben spricht, so hat sie nicht zur Absicht, sie zu lehren, sondern ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu zeigen und den Jünger der Freimaurerei aufmerksam zu machen, daß seine Kunst eben so positiv und selbstständig sey, als die obigen. —

Besitzt nun die Freimaurerei solche Selbstständigkeit, wie die positiven Künste und Wissenschaften, so muß sie, wie diese, gelehrt und gelernt werden können!

Sie kann gelehrt und gelernt werden, aber wo Lehrer finden, die zu einem solchen Unternehmen Entschlossenheit genug besäßen, und wo Schüler, die von ihrer vermeinten Höhe herunter zu steigen und in die Schule zu gehen, bescheiden genug wären! — So ihr nicht werdet, wie dieser Kindlein Eines, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen! — Welchem Freimaurer darf man in unsern Tagen zumuthen, diesen Spruch auf sich zu beziehen? —

Wir können nicht blindlings glauben! rufen Gebildete und gebildet zu seyn sich Brüstende; — wir wollen wissen, was wir thun, wollen die Vernunft dazu gebrauchen, die Wahrheit zu erforschen! — Auf dieses wird erwiedert: Positive Künste und Wissenschaften bedürfen des Glaubens nicht; sie sind, was sie sind, und die Vernunft kann nichts thun, als sie

in ihrem Wesen erkennen und gebrauchen zu lernen. — Der Freimaurer, der Gott in seinem Worte gefunden, hat sich über den Glauben zur Wahrheit, zur freien Erkenntniß erhoben! —

Wenn die Freimaurerei nicht etwas Selbstständiges in sich enthält und Jedem nur das giebt, was er selbst hineinlegt, so ist sie ein Quodlibet, das von Allem etwas, im Ganzen aber nichts hat. — Wenn wir die Freimaurersymbole nicht in ihrem Wesen zu deuten suchen, und immer nur unsere einseitigen Ideen hineinlegen, gleichen wir Kindern, welche die Bildnisse eines Zoroasters, Confucius, Pythagoras, Socrates und eines Apostels als Puppen kleiden und daraus einen Vetter, eine Muhme, eine Köchin, einen Hausknecht oder Doktor machen.

Die Mysterien der Griechen und anderer alten Völker waren in zwei Hauptabtheilungen, in kleine und große, geschieden. In den kleinen gab man den Symbolen geschichtliche, größtentheils aber moralische, mit dem Geist der Zeit und den herrschenden religiösen Begriffen übereinstimmende Deutungen. In den großen wurden sie in ihrem Wesen erklärt. — Die Freimaurerei heutigen Tages bewegt sich im Geist der kleinen Mysterien, subordinirt sich dem Geist der Zeit und den herrschenden religiösen Ansichten. — Sollte unsere Anstalt nicht mehr vermögend seyn, sich in das Gebiet der größeren Mysterien zu schwingen? Sollten wir nicht mehr Kraft genug besitzen, überlieferte Symbole in ihrem Wesen zu erforschen? — Das wäre schmählich! —

Die Freimaurersymbole, sprechen Viele, seyen Erkennungszeichen, die man aus freier Uebereinkunft angenommen. — Wem diese Behauptung genügt, dem ist nicht zu verargen, wenn er die Wendungen des Thierkreises oder eine komplizirte geometrische Figur für Spiele des Zufalls hält. — Symbole, die auf die erhabensten Eigenschaften des Schöpfers, der Schöpfung und der menschlichen Natur hinzielen, können nicht willkührlich erdacht, sondern müssen Resultate des ernstesten Forschens und der Weisheit seyn! —

Glaube, Hoffnung und Liebe sind die Grundpfeiler des Tempels der Christenheit, der christlichen Kirche; — Schönheit, Weisheit und Stärke die Grundpfeiler des Tempels der Freimaurerei. — So wenig als die ersten, eben so wenig verdanken die zweiten ihre Zusammenstellung der Willkühr oder dem Zufall. — Glaube, Hoffnung und Liebe sind nicht gänzlich in unsern freien Willen gegeben: Wer nicht glaubt, kann sich nicht dazu zwingen; wer nicht glaubt, kann nicht hoffen, eben so wenig lieben. — Schönheit, Weisheit und Stärke sind freie, allgemeine Eigenschaften: Jeder, vom Rohesten bis zum Gebildetsten hat Gefühl für irdische, sinnliche und geistige Schönheit. Jeder sehnt sich nach Weisheit, nach einem freien, unabhängigen Wissen. Wo ist Einer, der nicht Achtung vor leiblicher oder geistiger Stärke besäße? — Schönheit, Weisheit und Stärke sind die Grundeigenschaften Gottes, deren sich jeder Mensch nach Maaßgabe seiner individuellen Kräfte theilhaftig machen kann, und darum

sind sie auch die Säulen eines Tempels, der die ganze Erde und alle Himmel umfaßt. —

Wenn Schönheit, Weisheit und Stärke nicht willkührlich zusammengestellt sind und ihren übereinstimmenden Grund im Wesen Gottes und der menschlichen Natur haben, so können die andern Symbole auch nicht zufällig oder willkührlich seyn, sondern müssen nothwendig mit jenen im engsten Zusammenhange stehen.

Zeichen, Berührung und Wort sind die Mittel zur Thätigkeit des Freimaurers. Das Zeichen ist für das Auge und läßt sich eine Verabredung, eine Uebereinkunft gefallen, indem man sagen kann: Dieser oder jener Strich, diese oder jene Figur bedeutet den oder den Buchstaben, und das Auge, daran gewöhnt, liest Alles, was das Wort durch Schriftzeichen ausspricht. Das Ohr bindet sich an keine Vorschrift, an keine Uebereinkunft; man kann nicht sagen: wenn ich J spreche, so bedeutet es O, oder wenn ich O spreche, einen andern Buchstaben. Für das Ohr sind die Buchstaben lauter unveränderliche Typen und lassen nicht die geringste Abweichung zu. Im Gefühl entfaltet sich der Buchstabenlaut zu einer bestimmten Form, die immer sich gleich bleibt und dadurch dem Worte auch der Form nach das Siegel der Ewigkeit aufdrückt. —

Alle Menschen haben nur Ein Ziel: ein ewiges, unabhängiges und glückliches Leben. Hierin sind alle sich gleich; aber die Verschiedenheit der Wege führt zu

Mißtrauen, Haß, Fanatismus, Krieg und Empörung. In Hinsicht des Weges gleichen sie einer Anzahl Bekannten, die eine Partie über Land zu machen beschlossen, sich aber über den Weg, da ein Theil durch den Wald, ein andrer über die Wiesen, ein dritter über den Berg, ein vierter durch's Thal und ein fünfter auf der offenen Straße gehen will, nicht verständigen können und aus Mangel an Nachgiebigkeit die Partie aufgeben. — Wollen wir diesen gleichen? —

Die Furcht vor dem Zustande des innern Lichtes und des Wortes ist die Furcht des Tauben, das Gehör zu erlangen! — Zweifeln ist keine Kunst, Glauben eben so wenig, doch zur Ueberzeugung zu dringen ist Mannessache! — Wollen die Freimaurer keine Männer mehr seyn und sich durch das Wort Ueberzeugung verschaffen? —

Die Freimaurerei soll, nach dem Ausspruch gelehrter und denkender Brüder, eine Mustergesellschaft, ein Menschheitsbund im Kleinen seyn, um die Möglichkeit, Alle unter Einem Gesetze zu versammeln, praktisch darzuthun. — Das Ziel ist gesteckt, über die Mittel scheint man in unsern Tagen nicht einig zu werden. Eine Anzahl Brüder meint, in der Geschichte des Ordens, eine andere durch wissenschaftliche Bildung, eine dritte vermittelst strenger Observanz, eine vierte durch Läuterung dogmatischer Begriffe den sichern Weg zu finden. Keines aber der angeführten Mittel hat noch zum Ziele geführt und sich als allgemeine Norm bewiesen. Das Wort aber, das in jedes Men-

schen Herz sich regt, muß, wenn es einmal die ganze Menschheit durchdringt, als Universalgesetz gelten, weil es unmittelbar von Gott ausgeht und zugleich Gott ist.

Alle Gewerbe wissen ihren Lehrlingen zu sagen, was sie zu üben und zu erlernen haben. Soll in einer Anstalt, wo man uns Weisheit verspricht, das Ziel von der Laune und Willkühr der Beamten abhängen? Ist Weisheit nicht Wahrheit, und schließt die Wahrheit nicht jede Willkühr aus? —

Selbsterkenntniß ist doppelter Art. Einmal heißt es, sich selbst erkennen, ein andermal selbst etwas erkennen. Sich selbst zu erkennen, ist keine oberflächliche Aufgabe; denn es handelt sich nicht um zufällige Eigenheiten, sondern um die Erkenntniß der menschlichen Natur überhaupt, deren Eigenschaften in jedem Einzelnen vollständig enthalten sind und nur im eigenen Selbst erforscht werden können. — Etwas selbst, ohne Lehrer erkennen, ist die Wirkung eines in der Natur vorhandenen freien Wissens, eines lebendigen Wortes, das uns durchfließt und den Beweis einer geistigen Selbstständigkeit giebt.

Der Schöpfer hat sich ausgegossen vermöge seines Wortes durch alle Welten und Räume. Sein Wort war das Modell, die Schöpfungen sind der Abdruck. — Von Gott stieg Alles herunter zur Nacht, aus der Nacht muß Alles wieder empor zu seinem ewigen Throne, um in diesem ewigen Umfluß immer neue Modelle zu neuen Schöpfungen zu liefern. — Die Symbole führen uns zur Erkenntniß des Wortes,

welches das Modell ist für alles Erschaffene, was unsere Sinnen berührt, und der Gedanke erspäht.

Die unveränderlichen Symbole der Freimaurerei aber sind:

1. Die drei Pfeiler des Tempels: Schönheit, Weisheit und Stärke.
2. Die drei großen Lichter: Zirkel, Winkelmaaß und Bibel, oder Zollstab.
3. Die Säulen mit ihren Inschriften, der Altar mit dem Worte des Meisters und der Tapis.
4. Zeichen, Griff und Wort.
5. Die drei, fünf und sieben Stufen des Lehrlings-, Gesellen- und Meistergrades.

In diesen fünferlei Arten von Symbolen ist das System der Lehre enthalten, welche sich bei gehöriger Uebung zur Kunstfertigkeit ausbildet, die dem Eingeweihten die Freiheit des Lebens ertheilt.

Wesentlich und nothwendig ist Alles, was seyn muß und zugleich so seyn muß, wie es ist. Das A B C kann keinen Buchstaben entbehren, und keiner kann den andern der Aussprache nach ersetzen. Eben so verhält es sich bei den Zahlen, bei den Linien und Verhältnissen der Geometrie, bei den Redetheilen der Sprachlehre und der Stufenfolge der Töne. Alles ist, wie es seyn muß, und läßt keine Abänderung zu. — Die Freimaurersymbole sind wesentlich, sind auf Nothwendigkeit gegründet, so zwar, daß die eben Genannten um keines vermehrt und um keines vermindert

werden dürfen, ohne das ganze System unvollständig und unbrauchbar zu machen. Sie sind in einander enthalten und bilden die Grundzüge eines in sich zusammengefügten Gebäudes, wo eines das andere hält, erklärt und die wahre Bedeutung giebt.

Wohl uns, daß im Strome finsterer Zeiten keines verloren gegangen, und wir durch sie noch alle Mittel besitzen, zum reinsten Lichte, zur Erkenntniß Gottes in seinem Worte zu kommen.

Wege
zur
Unsterblichkeit
auf
unläugbare Kräfte
der
menschlichen Natur
gegründet
von
J. Kerning.

Schwäb. Hall und Leipzig.
Verlag der F. F. Haspel'schen Buchhandlung.
1840

Vorwort.

Unsterblichkeit ist das höchste Ziel des Menschen. So viel auch schon über diesen Gegenstand geschrieben wurde, so erfordert die Wichtigkeit der Sache immer wieder neue Belehrung und Aufmunterung, damit wir beständig daran erinnert werden, unser einzig wahrhaftiges Gut nicht aus den Augen zu lassen.

Wo wir hinblicken zeigen sich Verbindungen, denen das gewöhnliche äußere Leben nicht genügt, und in der sichern Aussicht auf die Ewigkeit erst die Befriedigung finden, nach welcher die Seele sich sehnt. Sie ahnen, daß die Erkenntniß der Religion nicht hinreicht, wenn sie nicht practisch ausgeübt wird, darum stellen sie sich unter die Gesetze eines Vereins, um sich dadurch gleichsam zu zwingen, der Ewigkeit ihre Opfer zu reichen und Ansprüche an dieselbe zu gewinnen.

Nicht Jedem ist es vergönnt, solche Vereine zu finden, wo die Gesetze der Ewigkeit aus gründlichen Wahrheiten hergeleitet und zur Anwendung gebracht werden, darum hat der Verfasser sich zur Aufgabe gemacht, die menschliche Natur in ihren kennbaren Wirkungen zu betrachten, und die Erscheinungen derselben als erste Grundlage zu seiner Bearbeitung zu gebrauchen.

Ueberall ist Ewiges. Wer Ewiges erkennen kann, hat schon ein gewisses Recht, selbst ewig zu seyn; es handelt sich also bei den Menschen hauptsächlich darum, zur rechten Erkenntniß zu kommen und durch diese sich für die Ewigkeit vorzubereiten. Von diesem Gesichtspunct aus, gewinnt das Leben eine neue Gestalt, weil Alles nur dann Werth für daßelbe hat, wenn es ihm Sicherheit auch für die Zukunft, sogar für die Ewigkeit gibt.

Theorien fruchten in unsern Tagen nichts mehr, weil wir uns zu sehr in der Fähigkeit Erkenntnisse zu haben, gefallen; wir machen das Mittel zum Zweck, und verlieren dadurch die Krone unseres Daseyns.

Der Zweck ist Unsterblichkeit, die Mittel

dazu sind Erkenntnisse und Gefühle. Wenn wir mit Erkenntniß uns brüsten und in den Gefühlen zum Zeitvertreib schwelgen, so bleiben wir vor dem Thore des Hauses stehen, und freuen uns der schönen Außenseite, indessen uns die innere Einrichtung unbekannt bleibt.

Unsterblichkeit ist unser Ziel. Sie zu erreichen und zu erkennen habe ich gesammelt, und überliefere es meinen Mitgenossen, wie ich es empfangen, als ein Gemälde der Natur, wo alle Umrisse gegeben sind, und die Theile sich oft nur mühsam mit dem Ganzen verbinden lassen.

Doch der Erfolg wird zeigen, ob die Aufgabe gelös't ist. Wenn auch nur Wenige eingehen in die Lehre, so ist schon ein Großes geschehen; ich aber wünsche, allen Menschen die Ueberzeugung einer ewigen Dauer zu geben, weil darin nicht nur eine frohe Aussicht für die Zukunft, sondern auch Stärke und Beruhigung für die Stürme der Gegenwart liegt.

In diesem Sinn und mit diesem Wunsche übergebe ich dieses Werkchen empfänglichen Herzen, die, von der Gegewart nicht ganz

hingerissen, noch Zeit gewinnen, sich nach der Ewigkeit zu sehnen, um dort zur Reife zu bringen, was sie hier gesäet, und in dem Gefühl der Unvergänglichkeit Stärke und Muth finden, das Ewige von dem Zeitlichen zu sondern, und Jedem zu geben, was ihm gebührt.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Der Weg zur Unsterblichkeit ist nicht so leicht zu finden, als man wähnt. Es gibt zwar vielerlei Pfade, aber gerade deßwegen werden Manche zweifelhaft und meinen: was auf so verschiedene Weise erreicht werden könne, bedürfe keiner Regel und finde sich am Ende von selber. In diesem Glauben erblicken wir die sogenannte gebildete Welt fast ohne Ausnahme, und für sie ist besonders diese Abhandlung bestimmt. Aber auch Andere, die auf dem Wege des Glaubens die sichere Straße betreten haben, werden Bekräftigung ihrer Ansichten finden, und dadurch, daß sie ihre Gefühle zum klaren Bewußtseyn bringen, noch mehr Stärke für ihre Laufbahn erlangen.

Unsterblichkeit ist der Gipfel menschlicher Vollkommenheit, und aus diesem Grunde sollte die Lehre darüber systematisch behandelt werden, weil man eine steile Höhe vermittelst geordneter Stufen leichter ersteigen kann. Da aber ein System zu trocken, und nur für einen kleinern Theil der Leser von Nutzen wäre, so hielt man es für zweckmäßig, die Sache in geschichtliche Beispiele einzukleiden,

zu ihnen die Lehrsätze mit der Ausübung zu verbinden und dadurch Jedem verständlich zu werden.

Um die Hauptpersonen, womit dieser Zweck erreicht werden soll, desto gewissenhafter zu characterisiren und ihre Lebensansichten genauer zu bezeichnen, hat der Verfasser einen Theil ihrer Correspondenz über den vorliegenden Gegenstand ohne alle Veränderung beibehalten; erst da, wo die Ausübung beginnt und mündliche Mittheilung erfordert, ist die Form der Erzählung gewählt worden.

Der Briefwechsel eröffnet sich zwischen zwei Bekannten: Fielding und Silbert. Jener, der Sohn eines Staatsbeamten, zeigte von Jugend auf große Vorliebe für Metaphysik. In Göttingen lernte er einen Theosophen kennen, der ihn in alle Geheimnisse dieser Wissenschaft einweihte und an ihm die Probe machte, daß der Mensch die Fähigkeit besitze, sich seiner Unsterblichkeit so gewiß zu werden, als er des Gebrauchs der äußern Sinne mächtig ist. Zum Berufsgeschäft hatte er Oeconomie studiert, und bekleidet seit zwanzig Jahren den Posten eines herrschaftlichen Cameralbeamten auf einem großen Domainengut.

Silbert war der Sohn vermöglicher Aeltern und lebte in der Residenz als Advocat. Da er sich nicht genöthigt sah, jeden Rechtsstreit um des Geldeswillen anzunehmen, so folgte er seinem Drang, sich in allen Zweigen des menschlichen Wissens

umzusehen, und verfiel endlich auf die Lehre über die Unsterblichkeit des Menschen. Er las Alles, was über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben war, fand aber die Aufklärung nicht, welche er suchte und wandte sich daher an seinen alten Universitätsfreund Fielding, von dem es hieß, daß er in diesem Puncte sehr unterrichtet sey.

Dieser unternahm es, ihm seine Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen, fand aber einen solchen Geist des Widerspruchs in dem Schüler, daß er sich genöthigt sah, ihn durch alle Verirrungen des menschlichen Geistes, gleichsam wie durch ein Labyrinth zu führen, um ihn auf den Standpunct zu stellen, wo es ihm möglich wurde, die Wahrheit zu erkennen.

Die früheren Verhältnisse der betreffenden Personen übergehen wir, weil sie nicht zur Sache gehören, und beginnen in dem Augenblick, wo Silbert seinen Wunsch gegen Fielding ausgesprochen: über die Unsterblichkeit des Menschen einige Belehrung zu erhalten.

Fielding an Silbert.

Sie verlangen von mir Aufschluß über das Wesen des Menschen und bezeichnen dieses Begehren mit dem Ausdruck: Weg zur Unsterblichkeit.

Sie haben Recht. Wer den Weg zur Unsterblichkeit weiß, hat auch Aufschluß über das Wesen

des Menschen; denn Menschheit und Unsterblichkeit bedingen einander, so wie die Fähigkeit zu fliegen in dem Begriff „Vogel" enthalten ist.

Ueber Unsterblichkeit herrschen zweierlei Ansichten, von denen nothwendig nur eine die richtige seyn kann. Nach der ersten sind alle Menschen ohne Ausnahme unsterblich. Nach der zweiten besitzen sie die Fähigkeit, solche zu erringen.

Zur ersten Classe gehört die große Menge, welche gern das Gute besitzen möchte, ohne ihm viele Opfer zu bringen. Vor der zweiten Ansicht sträuben sich die Meisten, weil sie wohl einsehen, daß, wenn es auf das Erringen ankomme, Manches geschehen müsse, was ihren Begierden und Gewohnheiten entgegen ist.

Aus diesem werden Sie ersehen, wie schwer es ist, den Weg zur Unsterblichkeit genau zu bezeichnen, weil wir noch nicht wissen, ob wir nicht schon darauf wandeln, oder ob deßhalb ein anderer Pfad einzuschlagen sey.

Der Mensch ist zur Unsterblichkeit berufen, das heißt, er ist fähig, ewig zu leben, wenn er die Bedingungen erfüllt, welche dazu nöthig sind, sich selbst aus der Finsterniß zu ziehen, von der er umgeben ist.

Vor der Hand weiß ich Ihnen nichts weiter zu sagen. Vielleicht reicht dieses hin, Sie auf die Spur zu führen, auf welcher Sie leichten Schrittes zur Unsterblichkeit wandeln können.

Silbert an Fielding.

Ich danke Ihnen, daß Sie sich darauf eingelassen, den Inhalt meines Briefes zu beantworten. Schon früher habe ich über den Gegenstand nachgedacht, aber nicht einen bündigen Grundsatz gefunden, der mir als Wegweiser zu ferneren Forschungen hätte dienen können. Nun ist mir ein kleines Licht gegeben, indem ich eingesehen habe, daß der Mensch nicht so leichten Kaufes das höchste Gut, welches der Schöpfer dem Geschöpfe geben kann, Unsterblichkeit, gewinnt. „Erringen muß er," sprechen Sie, „muß Bedingungen erfüllen, denen er durch Naturgesetze unterworfen ist." Aber welches sind diese Gesetze? Wer erkennt sie? Ich zweifle zwar nicht an der Unsterblichkeit des Menschen, aber die vorhandenen und gegebenen Mittel scheinen mir nicht hinreichend, dieselbe zu erlangen. Darum muß ich Ihre Großmuth in Anspruch nehmen und Sie bitten: mir gründliche — ich möchte sagen — neue Wege zu zeigen, die mich zur Ueberzeugung und zur Verwirklichung meiner Aufgabe führen.

Sie sehen, welche Last Sie sich aufgebürdet, indem Sie sich auf die Beantwortung meiner Zweifel eingelassen; aber ich hoffe von Ihrer Geduld und Gründlichkeit, daß Sie darum nicht aufhören werden, mich zu belehren, wenn Sie mich auch tiefer in der Verwirrung finden, als Sie es vielleicht vermuthet haben.

Fielding an Silbert.

Ihr Schreiben hat mir einen unruhigen Tag verursacht. Mit Ihrem Bekenntnisse, daß Sie alle vorhandenen Mittel zur Unsterblichkeit für unzureichend halten, ging die Geschichte unserer Zeit an mir vorüber, wo Jeder sich berufen fühlt, über ewige Gesetze zu denken und zu sprechen, was ihm beliebt und mit seinen zeitlichen Verhältnissen übereinstimmt; ich sah die Unfruchtbarkeit unserer Erkenntnisse, unsere gelehrten Anstalten und Hochschulen, die uns zwar Manches zu verdauen gegeben, aber das köstlichste Kleinod, was dem Menschen werden kann, die Gewißheit unseres Lebens, nicht lehren.

Sie müssen schon erlauben, daß ich, um verständlicher zu werden, ein wenig weit aushole, und mich über den Werth des Glaubens im Einzelnen, wie im Allgemeinen ausspreche.

In unseren Tagen, ich weiß es, spottet man über das Wort „Glauben,“ weil man seinem Inhalt keine Kraft zutraut, sich dagegen auf dem Gipfel aller Erkenntnisse wähnt, wo man solcher Gefühle nicht mehr bedarf. Allein, um unsere Aufgabe in ihrem ersten Keime zu betrachten, ist es nöthig, daß Sie mit mir den Weg des Glaubens wandeln, bis Ihnen derselbe zur Gewißheit oder zu einer Erkenntnißquelle wird.

Der Glaube ist ein Grundpfeiler der veredelten Menschennatur. Durch diesen tritt der Mensch in

eine neue Sphäre und gewinnt etwas, das ihm alles Wissen nicht geben kann: Aussicht in die Ewigkeit. Alle Belehrung, die wir über Unsterblichkeit geben können, muß zuerst zum Glauben führen, weil wir ohne diesen keinen festen Grund zu irgend einer Gewährleistung haben.

Der Glaube ist in der menschlichen Natur gegründet, wie Denken und Fühlen. Der einfache, unverdorbene Mensch findet sich zu ihm hingezogen, als seinem einzigen Lebensziel; dieses Gefühl ist dergestalt lebendig in ihm, daß er ohne daßelbe keinen Anhaltspunct, weder für den augenblicklichen, noch viel weniger für einen ewigen Fortbestand besitzt. Er und die Ewigkeit sind sich verwandt, und wenn diese in irgend einer Sache enthalten ist, so gehört sie zu seinem Wesen, weil er in sich selbst den Grundstoff alles Ewigen empfindet.

Ich bin überzeugt, wenn Sie ihren Lebenslauf überdenken, so stoßen Sie auf eine Epoche, wo der Gedanke an die Ewigkeit Ihr höchstes Glück war, wo Sie, frommer Empfindungen voll, sich nur nach Erfüllung Ihrer Ahnungen und Befriedigung Ihrer innersten Seelentriebe sehnten. Jenes war die Blüthenzeit Ihres Lebens; Schade, daß der Frost darüber kam und die Knospen in der Entwicklung zerstörte. Jetzt müssen Sie sich einen neuen Frühling in Ihrem Herzen bereiten, und mit männlicher Glaubenskraft die Blüthen bewahren, damit eine reife Frucht daraus werde, dann

ist der Weg zur Unsterblichkeit, den Sie verloren haben und ich Ihnen zeigen soll, wieder gefunden.

Silbert an Fielding.

Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für den Schimmer von Licht, den Sie mir so freundschaftlich gezeigt. Sie haben mich in meine Jugendjahre versetzt, wo ich im Kreise meiner Aeltern mich im Himmel befand und gar nichts Anders dachte, als Engel und Heilige, in ewiger Dauer und mich unter ihnen. O, daß diese Träume verschwinden mußten! Aber es waren nur Träume, darum konnten sie nicht bleiben. Die Rosenzeit des Lebens war es, der Frühling, wie Sie sagen; die Blätter fielen ab, und wie die Rose keine Früchte bringt, so auch das jugendliche Gefühl des Glaubens. Der Sommer in seiner Glutatmosphäre kommt, der Schimmer flieht und in enthüllter Wahrheit zeigt sich das Bild des Todes. Die Weltbegebenheiten berühren uns, die Mahnung der Zeit ruft uns in's äußere Leben, wir müssen Partei nehmen, müssen thätig seyn, unsere Kräfte zeigen, kämpfen, ringen, und uns hinstellen als ein eigenes Ganzes, das sich seine Umrisse und Gesetze selber gibt. Wie kann da der zarte Keim des Glaubens bestehen? Wo fände er eine Stelle, sich nur ein Zweiglein, viel weniger eine Krone zu bilden?! Ich fühle es immer mehr: der Mensch

darf sich in seinen Hoffnungen nicht zu hoch erheben, er ist bloß der Bauknecht dieses Erdballs; wenn er sein Tagewerk vollendet hat, so tritt er ab, um einem andern Platz zu machen. Gut! spricht man, wenn er das Seinige gethan, so tritt er ab, um seinen Lohn zu empfangen. Hier ist die Scheidewand, welche den Schwärmer von der Wahrheit trennt und den Gläubigen in Träume versetzt, an deren Verschwinden er nicht zu denken wagt.

Lohn! Was ist Lohn? — Genuß! Gibt das Leben uns Genüsse? — Unzählige. Wir sehen den Glanz der Schöpfung, fühlen die Entzückungen der Liebe, wählen und beschließen nach Willkühr, und ergötzen uns an unsern Thaten; alle Sinne scheinen nur dazu vorhanden, um das Leben zu würzen und uns jeden Augenblick deßelben zu einem Himmel zu machen! Ohr und Aug', Geschmack, Geruch und Gefühl vereinigen sich, unser Daseyn zu verschönern und uns für das bischen Mühe, die wir unsern Bedürfnissen opfern, zu belohnen. Wie können wir da noch ferner Ansprüche auf Lohn machen? Haben wir ihn nicht schon in Fülle empfangen? — Hier setzt man zwar entgegen: die Sorgen, Mühen und Aengsten, Krankheiten, Schmerzen und Verfolgungen, selbst die beständige Furcht vor dem Tode, seyen keine Dinge, die sich durch einen vorübergehenden Genuß vergüten lassen; auf diese müsse eine Vergeltung fol-

gen, die höherer Art sey, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Solche Aeußerungen scheinen nicht ohne Grund, und die Wichtigkeit derselben stellt sich uns oft mächtig dar; aber bei genauer Beleuchtung verschwinden sie wieder in nichts. Woher entstehen die meisten Krankheiten, Verfolgungen und Uebel? Ist nicht der Mensch größtentheils selbst Schuld daran? Lebte er einfach, verträglich und naturgemäß, so wäre er gesund, frei und glücklich! Die Natur ist gerecht! sie hat dem den Lohn zum voraus gegeben, der ihn empfangen will; nur wer ihn eigensinnig und liebelos von sich stößt, der darbt bei unermeßlichem Reichthum.

Dieses, theurer Freund, ist meine Lebensansicht, mein Glaubensbekenntniß. Ich sehe freilich wohl ein, daß es mich um manchen Seelengenuß bringt, der Jenen zu Theil wird, die ihr Glück mit der Ewigkeit verbinden, und ich beneide den schlichten Bürgersmann, wenn er mit inniger Andacht die Kirche besucht und dort im Himmel sich wähnt; aber die Betrachtung: daß ich sorgenfrei lebe, indessen er mit Schweiß und Mühe für sich und die Seinigen zu kämpfen hat, und in dem Gedanken eines jenseitigen Lohnes ihn dießeits schon empfängt, stellt das Gleichgewicht vollständig her.

Fielding an Gilbert.

Ihr Glaubensbekenntniß, das eigentlich allen Glauben ausschließt, ist eine Art Philosophie, wo

der Mensch sich selbst verlasse und im Nachwerk Anderer sich eine unbequeme Wohnung bereitet. Die natürliche Liebe zum bessern Selbst hat sich bei Ihnen verloren; Sie schwärmen in der Außenwelt, und darum müssen Sie für alle Ihre Lebens-Empfindungen Begriffe und Vorstellungen haben. Begriffe und Vorstellungen aber gehören nur zum Theil uns selbst, weil wir sie gewöhnlich von Andern empfangen, und nach gegebenen Formen in uns verarbeiten. Das sichere Eigenthum des Menschen ist sein Gefühl, und jedes Urtheil, welches nicht aus diesem hervorgeht oder wieder dahin zurückführt, ist unsicher und läßt uns in vorkommenden Verlegenheiten im Stich. Aus diesem Grunde werden Sie nicht ungeduldig werden, wenn ich noch einen Versuch mache, in Ihr Herz zu dringen, um dort einen Funken zu erwecken, der uns auf den gewünschten Weg führt.

Das Wort „Glauben," ist Ihrer Denkweise zuwider. Dieser Ausdruck, der eine hohe Kraft des Menschen bezeichnet, ist zu verbraucht und zum Theil falsch gedeutet, daß wir uns immer unter der Botmäßigkeit einer Autorität fühlen, wenn wir uns demselben hingeben; es ist daher, um auf dem betretenen Pfade fortzuwandeln, nöthig, uns eines andern Wortes zu bedienen, das beinahe dieselbe Deutung hat.

Religiösität ist der Baum, auf dem die Frucht

des Glaubens wächs't. Sie ist die Lebenskraft, welche den Menschen unwillkührlich an eine Ewigkeit, an einen Schöpfer mahnt, und die nur der von Vorurtheilen ganz Befangene zu läugnen vermag. Zu keiner Zeit und unter keinem Himmelsstrich wurde dieser Trieb gänzlich unterdrückt; ja, wo wir auch hinblicken, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, auf allen Inseln und Welttheilen, wo die Schöpfungskraft sich zur menschlichen Gestalt entwickelt, treffen wir religiöse Gebräuche, die sich mit dem Jenseits, mit der Ewigkeit und Unsterblichkeit beschäftigen. Ob und in wiefern alle diese Gebräuche den Zweck erreichen, ist hier nicht zu untersuchen, weil wir uns bloß von dem Vorhandenseyn des Triebes, der dazu hinleitet, überzeugen wollen.

Religiösität ist der Urgrund aller Moral und Tugend. Ohne die unvertilgbare Ahnung eines ewigen Lebens wären Moral und Tugend bloße Wortklänge, ohne Werth und Nothwendigkeit. Aus ihr geht das Gefühl der Ehre, der Sittsamkeit, der Scham, der Freundschaft, der Treue, der Liebe, der Pflicht, mit einem Worte, Alles hervor, was den Menschen veredeln und zu einem freien, geistigen Daseyn erheben kann. Sie ist der Schild, welcher die Menschheit vor gänzlicher Entartung sichert, die aus jeder Finsterniß, aus allen politischen und religiösen Kämpfen immer siegreich hervortritt, und dem Menschen wieder Wege weis't

zur Begründung seines Lebens und zur Verehrung des Schöpfers.

Auf diese Eigenschaft des Menschen weise ich Sie hin, und wenn Sie dieselbe in sich zu finden fähig sind, so stehen Sie auf demselben Punct, auf den ich Sie durch den Glauben zu führen Willens war, und betreten den sichern Weg zur Unsterblichkeit.

Silbert an Fielding.

Weil der Glaube keine Früchte bei mir trug, so bieten Sie mir die Religiösität. Ich finde zwar, daß dieses Gefühl weit umfassender ist als das erste, aber von welcher Seite ich es auch betrachte, für meine Art zu denken ist es nicht genügend. Religiösität ist nach meiner Ansicht die Ahnung einer ewigen Herrschaft, welche über den Weltbegebenheiten steht und sie im Großen ordnet. Wenn ich die Verwirrung, welche meistens in den menschlichen Angelegenheiten herrscht, betrachte, so wird die Nothwendigkeit eines solchen obersten Schiedsrichters, der die Finsterniß aufhellt, in welcher wir schweben, fühlbar. Ob aber dieser Richter auch für die ewige Dauer des Einzelnen wie des Ganzen sorge, ist eine Frage, die kein Gefühl beantworten kann.

Der Mensch muß denken lernen, darin besteht seine höchste Lebenskraft. Er darf sich nie von Gefühlen beherrschen lassen, wenn die Vernunft

spricht. Diese fordert ihn zu einer freien Kraftäußerung auf, die aus der Ueberlegung entspringt und uns das Gebiet der Thätigkeit anweist. In der Beschränktheit und Vereinzelung verliert sich die Vernunft, weil ihr die Vorstellungen mangeln; in der Allgemeinheit aber stärkt sie sich mit jeder neuen Handlung, bis ihr endlich das Ganze klar wird. Religiösität gehört dem allein, der sie besitzt, er kann sie Keinem weder erklären noch mittheilen; die Werke der Vernunft dagegen lassen sich verbreiten und sind dadurch Gemeingut der ganzen Menschheit. Wo ist nun das höhere Ziel? Welches ist dem Menschen und durch ihn der Menschheit am zuträglichsten? Menschenveredlung heißt unsere Aufgabe; und in je größerem Umfange diese erfüllt wird, desto höher stehen wir auf der Stufe der Vollkommenheit.

Es versteht sich von selber, daß eine solche Thätigkeit nicht ohne Kämpfe und Reibungen sich äußern kann. Parteien bilden sich, Meinungen stellen sich einander entgegen, und verfechten ihre Sache mit Anstrengung und Eifersucht, oft auf Tod und Leben. Dieses sind die nothwendigen Ergüsse eines allgemeinen Strebens nach Glück und Wahrheit, welche sich endlich unter den Menschen verbreiten müssen. Was könnte Religiösität in solcher Aufgeregtheit nützen? Wie könnte sie bestehen im Streite widerstrebender Parteien? Sie ist eine zarte Pflanze auf dem Kampfplatze, die man zer-

tritt ohne darauf zu achten. Eine Blume ist sie an der Heerstraße, vom Staube bedeckt und vom Fuße des Wanderers zerdrückt, ohne ihre Schönheit zu sehen oder ihren Balsamduft zu riechen. Einem Kinde muß ich sie vergleichen, in einer Riesenwelt, das sich vergebens den Angriffen seiner rohen Umgebung entgegen stellt. Religiösität ist zwar mehr als Glaube, weil sie im Nothfall als Grundlage zu einem System dienen könnte; Positives aber kann sie auch nichts geben, weil sie aus Gefühlen entspringt, die selber keine bleibende Sicherheit haben.

Fielding an Silbert.

Der Inhalt Ihres Schreibens hat den größten Theil meiner Erwartungen vereitelt. Ich hatte mich auf Hartnäckigkeiten vorbereitet, dachte aber nicht, daß sie so überdacht und planvoll seyn werden. Dem Glauben sprechen Sie jede Stärke ab! Die Religiösität ist Ihnen ein schwaches Kind unter Riesen! Womit kann ich denn in Ihr Herz dringen und mit diesem den Verstand besiegen, wenn solche Kräfte nichts wirken?

Die menschliche Natur ist zwar reich an Gefühlen, welche aus der Ewigkeit stammen, aber nicht alle sind geeignet uns die Unsterblichkeit klar zu machen. Doch, ich will noch einen Versuch machen und hoffe, daß dieser den Zweck nicht ver-

fehlen werde, weil er die Grundkraft unseres ganzen Daseyns berührt. So hören Sie! — Wenn Sie keinem Gefühle, das ich Ihnen nannte, sich vertrauen und übergeben konnten, so werden Sie doch der Liebe zu sich selber, zu Ihrem eigenen Leben noch getreu seyn! — Die Liebe zum Leben ist unvertilgbar und verschwindet nie, weder im Getümmel der Welt, noch im Kampfe der Parteien. Sie ist der Gürtel, welcher uns an uns selber bindet; sie fordert uns ohne Unterlaß auf, die Pforten der Ewigkeit zu sprengen und einen Weg zur Unsterblichkeit zu suchen. Wer sein Leben liebt, sich selber darin achtet und erkennt, der kann den Gedanken eines ewigen Todes nicht ertragen und trachtet um jeden Preis nach einem Mittel, sich selber zu bewahren und über die Verwesung zu schwingen.

Leben oder Tod liegen vor uns. Wer nur den Schein des Lebens, aber nicht das Leben liebt, der hat es noch nicht erkannt und mag es in behaglicher Ruhe vertändeln; Sie aber dürfen nicht mehr stille stehen, Sie müssen den Weg durchwandern und wenn ich Sie durch Dörnen führen sollte. Darum geb' ich Ihnen diesen letzten Vorschlag zur Ueberlegung und hoffe, daß Ihr Herz der Unterdrückung müde, sich in seine verlornen Rechte wieder einsetzen werde.

Silbert an Fielding.

Theurer Freund! die Geduld, womit sie mir ein Mittel nach dem andern vorschlagen, um meine hartnäckige Zweifelsucht zu besiegen, ist bewundernswürdig, und ich halte es beinahe für gewissenlos, Ihre Güte mit neuen Einwürfen ferner auf die Probe zu setzen. Allein, da ich ein Mal den Anfang gemacht habe, meine Ansichten zu enthüllen, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich fortfahre, meine geheimsten Gedanken zu offenbaren, und Ihnen zu zeigen, welch' ein Riesenwerk Sie unternommen, als Sie den Entschluß faßten, mich für den Glauben an Unsterblichkeit zu gewinnen. Doch zur Sache.

Weil in mir die zärteren Gefühle erstorben sind, so suchen Sie mich bei der Wurzel aller Lebenstriebe, bei der Liebe zum Leben zu fassen. Ich muß gestehen, eine unläugbarere und allgemeinere Kraft kann es nicht geben, als der Trieb, sein Leben zu bewahren; allein auch dieses Gefühl ist bei uns Weltbürgern für die Unsterblichkeit kein Hebel mehr, weil wir die Wirksamkeit und den Schimmer des Lebens höher achten, als das Leben selbst. Ich glaube Sie ganz verstanden zu haben: Sie meinen, das Bewußtseyn, daß ich lebe, soll mir genügen und Ersatz geben, für alle Mängel eines unvollkommenen Wirkens; ja, Sie scheinen den Grundsatz aufzustellen: ein Jeder habe nur sich selbst zu genügen, um alle seine Hoffnungen und

Wünsche zu befriedigen. Wer das im Stande ist — mir ahnet es — hat sich gefunden und bedarf des Ringeltanzes der Welt nicht mehr; aber gerade dieses Zurückziehen in sich selbst, diese Absonderung von Allem, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt, gleicht in meinen Augen einem lebendigen Tode, der noch furchtbarer ist als gänzliche Vernichtung. Wenn ich nicht mehr thätig seyn, nicht mehr für Andere und auf Andere wirken darf, so finde ich das Leben zwecklos und die Liebe dazu verschwindet in dem Grade, als ich mich von Andern zurückziehe. Kann ich in diesem Zustande auf mich selber bauen, und auf Erfolge rechnen, die Stärke zu einer neuen Laufbahn geben? Nein, wahrlich nein! Ich vermag es nicht, mir eine solche Absonderung als möglich zu denken, und wenn Sie mir nicht noch andere Wegweiser zu geben im Stande sind, so bleibt Unsterblichkeit für mich eine Hypothese, in deren Zergliederung sich nur eitle Wortphilosophie brüsten kann.

Nach Ihren Ansichten steht die Welt in einer verkehrten Richtung; sie hat ihren ganzen Werth auf äußere, statt auf innere Thätigkeit gesetzt. Warum ließ man das geschehen? Warum hielten die Weisen, welche doch zu jeder Zeit vorhanden waren, die Menschen nicht zurück auf ihrem falschen Wege? Dann wär' es leicht unsern Gefühlen zu gehorchen, weil wir es nicht anders wüßten, und das Glück des Waldbewohners wäre für uns

keine Chimäre; aber jetzt, wo die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart uns erfüllt, wo Begebenheiten und Reformen uns zum Bedürfnisse geworden, jetzt ist die Zeit vorüber, wo Jeder sich selbst genug war, und nur in der Ruhe seines Herzens das Ziel und die Befriedigung seines Daseyns fand.

Die Welt, spricht man zwar, hat sich nicht geändert, das Alte kehrt immer wieder. Mit solchen und andern Sprüchen kann ich mich nicht befreunden. Die Menschheit muß ihre Kinderjahre, ihre Jünglingszeit und ihre Reife haben. Reif ist sie, ich gesteh' es selbst, noch nicht, aber in einem ewigen Vorwärtsschreiten begriffen, und darum kann uns die Vergangenheit nicht zum Muster für die Gegenwart dienen. Wo ehemals Nomaden wanderten, herrscht jetzt Civilisation; wo rohe Faustkraft sich geltend machte, regiert das Gesetz, und darum muß der Mensch den Wald verlassen, in die Gesellschaft seiner Mitmenschen treten, um sie zu belehren und von ihnen belehrt zu werden.

Diese und andere Weltbürgers Ideen haben dergestalt in mir die Oberhand errungen, daß ich es für unmöglich halte, mich ihrer jemals zu entschlagen und sie nicht für wahrhaftig zu erkennen.

Fielding an Silbert.

Es wäre unnütz, mich auf die Widerlegung ihrer Lebensansichten einzulassen, weil Ihr Herz und

Verstand sich mit denselben verbunden und Eines geworden sind. Nur so viel muß ich noch anführen, daß die Verkehrtheit nicht mehr höher getrieben werden kann, als in unsern Tagen, wo Jeder den Andern zu bevormunden sucht, und weder der Vormund noch der Bevormundete auf eigenen Kräften stehen. Die Eiche kann sich selbst entwickeln, der Löwe fühlt durch eigene Nerven sein Stärke, der Mensch aber ist zu dem Wahn herunter gesunken, als wäre die Natur zu karg gegen ihn, und hätte nur ihm allein keine positiven Kräfte und keinen eigenen Wachsthum gegeben. Der Mensch hat wie jedes andere Geschöpf sein eigenthümliches Gepräge; wenn er dieses nicht verwischt, lernt er sich selbst und die Natur kennen. Geht es ihm aber verloren, so kann er zwar mit auswendig gelernten Worten und Ausdrücken spielen, von reiner Erkenntniß und Wahrheit wird er dagegen keinen Funken erlangen. Die Wahrheit des Menschen beruht in dem Bewußtseyn der Unsterblichkeit! Dieses Bewußtseyn aber ist nicht durch Schulweisheit zu erlangen; ja, der Rationalismus hat selbst keinen einzigen haltbaren Grund für die ewige Dauer des Menschen, und darum müssen wir, wenn er die obersten Gesetze der menschlichen Natur in sich enthält, auf Unsterblichkeit gerade zu Verzicht leisten. Sie sehen, welch' einen Ernst die Sache gewinnt, wenn wir dieselbe genau betrachten; denn man sieht sich genöthigt, beinahe

der ganzen civilisirten Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihr zu sagen: daß sie im Irrthum ist. — Wenn Sie nach dieser Erklärung noch entschlossen sind, über unsere Aufgabe in's Klare zu kommen, so wird es zweckmäßig seyn, einige Zeit in meiner Nähe zu leben, weil bloße Lehrsätze nichts mehr fruchten, sondern zur Praxis zu schreiten Nothwendigkeit wird. Meine Geschäfte erlauben mir nicht Sie zu besuchen, Ihnen aber wird es ein Leichtes seyn, sich von Ihren Processen zu trennen und sie einstweilen einem Andern zu übertragen. Ich sehe daher Ihrer baldigen Ankunft entgegen und Sie sollen bei mir so gut bedient werden, als es auf dem Lande nur immer möglich ist.

Silbert bei Fielding.

(Mündlicher Unterricht.)

Silbert traf nach Empfang des letzten Briefes sogleich Anstalten, sich auf einige Zeit zu entfernen. Da seine Geschäfte nicht collegialisch waren, so hielt es nicht schwer, sich ihrer zu entledigen und den vierten Tag kam er in H..ld bei Fielding an. Dieser empfieng ihn mit Herzlichkeit, räumte ihm ein angenehmes Zimmer ein und sprach: „Es ist gut, daß Sie mich besuchen! Briefe vermögen nicht viel bei Ihnen, ich hoffe der mündlichen Mittheilung werde es eher gelingen, Sie zu einiger Gewißheit zu bringen.“

„Sie hatten die Güte," erwiederte Silbert, „mit seltener Geduld meine Zweifel zu beleuchten. Wenn ich auch noch nicht auf dem Puncte stehe, der Sie befriedigen kann, so bau' ich abermals auf Ihre Großmuth und erwarte von Ihnen Belehrung in einer Sache, welche, wenn Sie mit Ueberzeugung erkannt werden kann, die größte Wohlthat für mich seyn wird."

Fielding reichte ihm die Hand und sagte: „Sie fordern mich heraus? Nun wohl, es gilt! Ich will die Probe machen, Sie zur Ueberzeugung zu führen. Dagegen verlange ich von Ihnen Muth und Ausdauer; denn der Weg, den man einem solchen Zweifler, wie Sie sind, zeigen muß, ist rauh und geht durch alle Krümmungen des Lebens." — „Ich werde standhaft seyn," sprach Silbert, „belehren Sie mich, was ich zu thun habe?" — „Ruhig zu bleiben," entgegnete Jener, „und sich ein wenig von der Landluft reinigen lassen, dann wird sich schon Gelegenheit finden, über das, was geschehen soll, zu sprechen."

Silbert ließ es sich gefallen. Er besuchte die nahe gelegenen Ortschaften, besah die Merkwürdigkeiten der Gegend und brachte auf diese Art eine Woche unter beständigen Lustwandlungen zu. Am neunten Tag, als Beide nach dem Mittagessen noch beisamen saßen und über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes sprachen, machte Fielding die Bemerkung: „Teutschland sey eine große Wiese, reich

an Gras, aber desto ärmer an Blumen, die würdig wären in einen Garten versetzt zu werden.“

Silbert. Woher kommt das?

Fielding. Jeder strebt darnach sich unter dem Grase als Gras auszuzeichnen; zur Blume mag sich Keiner erheben, aus Furcht allein zu stehen.

Silb. Ich merke, wohin Sie zielen! Der Weltbürgersinn taugt nicht in Ihre Art zu denken! Sie verlangen Ausnahmen.

Field. Ausnahmen? Nun ja; ich wünsche Jedem den Muth sich selbstständig hinzustellen und in jene Classe zu treten, wo die höhere Menschennatur ihr Panier aufgeschlagen.

Silb. Unter der Menge vermissen Sie dieses?

Field. Unter der Menge kann es sich nicht entfalten, weil die Interessen sich zu sehr durchkreuzen.

Silb. Demnach wäre eine Absonderung nothwendig?

Field. Ja. Zu allen Zeiten war die Menschheit in zwei Classen getheilt, wo die eine nur die Form, die andere aber in der Form das Wesen suchte.

Silb. Die Behauptung ist neu.

Field. Nichts weniger: Die Bibel spricht sie vor und nach der Sündfluth deutlich aus, indem sie die Menschheit in Kinder Gottes und Menschenkinder theilte. Auch Christus heißt die letztern Todte, und die ersten, Kinder des Lichts oder des Lebens.

Silb. Und aus dieser Eintheilung folgern Sie die Beweise für die Unsterblichkeit?

Field. Wenn sich die Eintheilung als wahr zeigt, so folgt der Beweis von selber.

Silb. Ganz recht! Aber wie läßt sich diese Wahrheit erkennen?

Field. Zwei Grundbeweise gibt es für die Unsterblichkeit. Erstens: die prophetische Kraft, welche in die Zukunft sieht und uns über den Zustand nach dem Tode belehrt. Der zweite entspringt aus dem Umgange mit den Verstorbenen, die uns den augenscheinlichen Beweis ihres Fortbestandes liefern.

Silb. Es wäre unbescheiden mich gegen solche Beweise auszusprechen, denn ich muß annehmen, daß dieselben sich darthun lassen, weil Sie mit solcher Sicherheit sich darauf beziehen. Ich frage nur: auf welchem dieser beiden Wege ich zur Ueberzeugung kommen soll?

Field. Auf dem zweiten.

Silb. Warum nicht auf dem ersten?

Field. Weil er Ihnen nicht genügen würde. Die prophetische Kraft äußert sich so naturgemäß, daß der Zweifler leicht versucht wird, einem zufälligen Zusammentreffen zu zuschreiben, was die Weißagung vorher verkündet.

Silb. Wenn sie aber ungewöhnliche Dinge vorhersagt?

Field. Das hindert nichts, weil wir auch in der Außenwelt ungewöhnliche Erscheinungen sehen.

Silb. Also an die Todten weisen Sie mich? Wie soll ich zu jenen gelangen? Wie kann ich das Unmögliche möglich machen?

Field. Was Andere vollbrachten, ist Ihnen und Keinem unmöglich, der Beharrlichkeit und Muth besitzt. Nur Ihren Entschluß verlange ich.

Silb. Meinen Entschluß? Sie setzen mich in Erstaunen, zeigen Sie mir die Mittel, dann will ich es wagen.

Field. Die Mittel sollen Ihnen werden.

Silb. Wahrhaftig? Wohlan, so nehmen Sie mein Versprechen.

Field. Ihre Hand darauf?

Silb. Hier ist sie.

Field. Es ist geschehen. Das Leben hinter Ihnen muß verschwinden, um einem andern Platz zu machen. Willkommen mir, auf Ihrer neuen Laufbahn!

Fielding wurde abgerufen. Silbert blieb allein und fühlte sich in einer sonderbaren Stimmung. Er hatte viele Erkenntnißzweige des menschlichen Wissens mit Gründlichkeit bearbeitet, von einem Uebertritt zu den Todten konnte er sich keine Möglichkeit denken. Wäre Fielding, dachte er, nicht in andern Dingen so sicher, so würd' ich ihn für einen Thoren halten, der an einem Hirn-

gespinste laborirt; so aber muß ich verstummen und den Erfolg abwarten.

Nach einigen Tagen wandelten sie durch einen Acker, auf welchem mehrere Früchte und Pflanzenarten keimten, die Fielding aus andern Ländern verschrieben und hier Proben damit anstellte. Dieses gab ihnen Veranlassung über den Reichthum der Pflanzenwelt, über die Triebkraft der Natur und endlich über die Verschiedenheit aller Dinge, welche in der Hauptsache jedoch wieder in der größten Aehnlichkeit stehen, zu sprechen.

„Die Gesetze sind ewig," bemerkte Fielding, „daher die Uebereinstimmung."

Silb. Aber die Arten vergehen!

Field. Der Form nach, ja, aber ihr Wesen kann unter gegebenen Bedingungen fortbestehen.

Silb. Welches sind diese Bedingungen?

Field. Aus allen Steinen und Pflanzen läßt sich ein Geistiges, ein Spiritus ziehen, welcher über der Fäulniß steht.

Silb. Wenn das ist, so liegt der Grundstoff zur Unsterblichkeit in dem Menschen, und es bedarf nichts als diesen unvergänglichen Phönix an das Licht zu ziehen und ihn vor dem Rücktritt in die Nacht zu bewahren.

Field. Sie haben recht. Aber gerade diese beiden Aufgaben sind nicht leicht zu lösen. Wie Mancher wandelt durch's Leben und findet diesen Phönix nicht; bei Andern dagegen hat er schon

seine Entwicklung begonnen, aber man achtet seiner nicht und läßt ihn wieder unbenützt entschwinden.

Silb. Das ist es, was mich immer in neue Zweifel stürzt. Die Natur hat ihre Urstoffe, diese sind unabänderlich und ewig. Welches ist die Urkraft des menschlichen Geistes? Besitzt sie Merkmale die bloß erkannt werden dürfen, um von ihrer ewigen Dauer überzeugt zu seyn?

Fielding sah ihn bedenklich an und sprach: „Sie geben Ihren Zweifeln immer neue Nahrung, um sich den Weg zur Ueberzeugung zu erschweren. Vorhin schien es Ihnen zu genügen, den unvergänglichen Phönix zu suchen und jetzt verlangen Sie schon die Urkraft zu kennen, aus welcher derselbe besteht. Nun wohl! Lassen Sie uns ein Mal die Schöpfung in ihre Grundtheile zerlegen und sehen, welche Resultate daraus folgen."

„Das Erste, was wir erblicken, ist die Erde. Sie ist es, um die, den Sinnen nach, Alles sich dreht und darauf einwirkt. Mag auch die Bewegung der Himmelslichter nach einem andern Systeme geschehen, für unsere Beobachtung ist das sinnlich Sichtbare das richtige. Die Erde ist der Behälter, in welchen die oberen Kräfte ihre Zeugungsstrahlen senken und Alles hervorrufen, was in der Schöpfung sich in Farbe, Form, Bewegung und Thätigkeit offenbart. Sie ist die Mutter, die Alles an's Licht fördert, die jedes ihrer Kinder mit dem Gepräge des Vaters von sich gibt und

und es seiner Bestimmung zusendet. In der Erde erblicken wir den ersten Grundstoff, der Unvergänglichkeit in sich selber trägt."

„Nach dieser zeigen sich uns die Pflanzen. Sie entstehen durch eine Art Zeugung in der Erde; dann steigen sie an's Licht, wachsen, treiben Blüthen und endlich Früchte. Das Pflanzenreich ist seinem Wesen nach kein Urreich, weil ihm die Mutterkraft mangelt. Der Mensch tritt hier als Handlanger auf, säet, pflanzt und veredelt nach freier Willkühr. In daßelbe Feld setzt er Lilien und Rosen, streut Samen aus, steckt Zweige ein und Alles muß sich entwickeln nach seiner Art, wie es der Mensch zu seinem Gebrauch für zweckmäßig hält. Hier wirkt er, ein kleiner Schöpfer in der großen Schöpfung und macht sich ganze Gegenden dienstbar. Die Erde ist ihm zu diesem Ziel die Mutter, in welche er seine Embryos legt, damit sie sich entwickeln und an's Licht treten."

„Ueber dem Pflanzenreich zeigt sich uns ein höheres, das Reich des Lebens. Hier treten wir in das Gebiet, wo wir die Kräfte nicht mehr sinnlich wahrnehmen, sondern nur aus den Wirkungen auf das Wesen derselben schließen können. Das Leben ist eine Urkraft, die sich aus Erde ein Haus, einen Körper baut, sich als Mutter darin einschließt und mit Einflüssen von Oben berührt, sich selber erzeugt und fortpflanzt."

„Das Thierreich hat unzählige Abstufungen;

für den Beobachter zerfällt es aber nur in zwei Hauptclassen: In tonlose Geschöpfe, und in solche, bei welchen sich schon ein oder mehrere Laute vernehmen lassen. Die ersten sind dem Pflanzenreich näher, die zweiten aber öffnen uns schon die Aussicht zu einer höheren Gattung, indem wir bei ihnen characteristische Gefühle und einen Gedanken ähnlichen Instinct wahrnehmen."

„Ueber den Thieren steht der Mensch, welcher alle seine Empfindungen zum Bewußtseyn bringt und sie mit Namen bezeichnet. In ihm sind alle Laute und Kräfte des Lebens. Der Gedanke, als Urkraft, dringt ein in ihn, und erhebt ihn zur Mutterwürde, indem er in ihm den Keim der Erkenntniß erweckt, welcher wächs't und Früchte des Glaubens und der Ueberzeugung treibt."

„Dreierlei Gattungen des Menschen dringen sich dem Forscher auf und bilden dadurch eben so viele Unterabtheilungen."

„Erstens: Solche, die höchst einfach sind, sich nur wenig über das Gefühl erheben, und in auswendig gelernter Sprache mechanisch beschließen und eben so mechanisch vollbringen. Diese sind ein lebendiges Uhrwerk, welches durch Befehle, Gewohnheiten oder auch durch einen Lehrer aufgezogen wird und so lange fortgeht, als die Schnur an den Gewichten besteht."

„Zweitens: Solche, in welchen die Kraft der Vergleichung erwacht und ihnen ein eigenthümlic

ches Feld der Thätigkeit aufschließt. Diesen ist die Gegenwart zu eng, sie dringen in die Vergangenheit, erforschen die Geschichte aller Völker und suchen die Uebereinstimmung oder die Verschiedenheit jener, mit unserer Zeit. Die Sprache gibt ihnen Mittel zu neuen Denkformen, womit sie die Richtigkeit oder Falschheit aller Urtheile und Erscheinungen prüfen. Künste und Wissenschaften blühen hier, weil das Gefühl zur Erkenntniß gebracht und diese wieder durch jenes modificirt wird. Diese Classe bezeichnen die Weisen mit dem Ausdruck: „die Welt." Es ist das Reich, welches Alles zu verschlingen droht; in ihm ist die Herrschaft über die Menschenkinder, ohne sich zu bekümmern, ob dieses auch nach dem Gesetz' der Wahrheit geschehen dürfe. — Ich brauche Ihnen hierüber nichts weiter zu sagen, Sie kennen es zur Genüge."

„Drittens: Solche, die sich allem Gegebenen entziehen und ihren Blick bloß auf die Natur und die ewige Wahrheit wenden, um von diesen über die Grundbestimmung des Lebens belehrt zu werden. Hier tritt eine neue Sphäre in der Bildung des Menschen ein. Er verläßt die engen Schranken der Zeitlichkeit, tritt hinüber in das Reich der ewigen Vaterkraft und läßt dieselbe zeugend in sich übergehen, aus welcher ein neuer, ein innerer Mensch entsteht, der alle Lebenskräfte nach dem Mittelpuncte zieht, und dem Menschen dadurch eine

ewige Dauer bereitet. In diesem Zustand hört für den Menschen alle äußere Gesetzgebung und Gelehrsamkeit auf; er ist zu der Quelle gekommen, aus welcher alles Wissen und Vollbringen fließt; er steht, ein neuer Philosoph, über der Menge, mit sich selbst übereinstimmend, und gibt dem zu trinken, der durstig ihm naht und ihn um Labsal bittet."

„Ueber allen diesen Urkräften und Unterabtheilungen herrscht Gott, der Alles ist und erfüllt, der an die Urkräfte seine Macht gebunden und darum unveränderlich ist, in ewiger Wirksamkeit ohne Kampf, in ununterbrochenem Hellsehen ohne Täuschung, ruhend auf seiner eigenen Majestät von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

„Dieses ist ein kurzer Grundriß der Natur. Wenn Sie ihn zum Verständnisse bringen, so hat es das Gute, daß es Sie von der Einseitigkeit entfernt und Ihnen den Gang der Schöpfung zeigt. Ohne Ausübung aber ist alles Nachdenken erfolglos und führt nur in neue Labyrinthe."

Fielding schwieg hier und betrachtete den Eindruck, den diese Schöpfungs=Zergliederung auf seinen Freund gemacht. Er verließ ihn mit den Worten: „Ueberlegen Sie, was wir gesprochen, ich habe noch einige Geschäfte; bei Tische sehen wir uns wieder."

Silbert blieb nachdenkend allein und suchte sich die gegebene Stufenfolge in seinem Gedächtnisse

zu befestigen, um sie vielleicht späterhin desto rascher übersteigen zu können. „Die siebente Stufe," sprach er zu sich selbst, „ist es, auf die er mich zu stellen gedenkt; von dort aus soll ich hinüber schauen zu den Vorangegangenen und sie über die Bedingungen der Unsterblichkeit fragen."

Drei Tage gingen vorüber, ehe er wieder über diesen Gegenstand mit seinem Freunde sprechen konnte. Am vierten besuchte ihn Fielding auf dem Zimmer, und machte ihm den Vorschlag, ihn auf ein zwei Stunden entferntes Dorf zu begleiten, um daselbst einen seiner Freunde kennen zu lernen.

Silb. Was kann mir eine neue Bekanntschaft nützen, wenn ich über das, was Sie mir gesagt, noch nicht im Reinen bin?

Field. Das wird sich finden. Vier Augen sehen mehr als zwei und ein Zeuge meiner Lehre könnte Ihren Muth befestigen.

Silb. Ich bedarf keines Zeugen: Ich setze volles Vertrauen in Sie. Wenn ich noch zweifle, so geschieht dieses an mir selbst und an der Möglichkeit, je Ihre bezeichnete siebente Stufe zu erreichen.

Field. Sie werden sie erreichen; mein Wort darauf. Nur das Wie ist mir noch nicht klar und darum wäre mir der Beistand eines Freundes willkommen.

Silb. Mir nicht. Lassen Sie mich hier, bis ich meiner Sache gewisser bin; dann will ich mich

nicht sträuben aus einem zweiten Munde dieselbe Lehre vielleicht nur unter andern Bildern zu vernehmen. Beantworten Sie mir lieber einige Fragen.

Field. Ich höre.

Silb. Auf welcher Stufe fängt die Unsterblichkeit an?

Field. Sie fängt nirgends an, denn sie ist immerdar.

Silb. Die Erde lebt nicht und kann daher nicht sterben. Wenn sie aber Leben hätte, würde daßelbe ewig dauern?

Field. Wir wollen uns nicht um Worte streiten. Die Erde ist Urstoff und deßhalb ewig.

Silb. Und die Pflanzen?

Field. Sind eine erzeugte Mischung und darum vergänglich.

Silb. Könnte man dieses nicht eben so gut auch von Thieren und Menschen behaupten?

Field. O ja.

Silb. Dann brechen Sie Ihrer Lehre selbst den Stab.

Field. Was ich gesagt, trifft auch das Thierreich der Form nach. In sofern aber das Leben Urstoff ist, kann es nicht vergehen.

Silb. Das Thier hat also ewige Dauer?

Field. Wenn es sein Ich retten kann, ja! Da ihm aber die Mittel dazu fehlen, so fließt sein Leben in den ewigen Urstrom zurück, und die Erde wird wieder zu Erde.

Silb. Nun und der Mensch?

Field. Kann Herr seines Ichs werden.

Silb. Mit welchen Mitteln?

Field. Der Einfache lernt glauben und lieben, und erzeugt sich selbst.

Silb. Und der Weltmensch?

Field. Hängt an seinen Einrichtungen, an seiner Gelehrsamkeit, an Glanz und Ehre, an unermüdeter Thätigkeit, an tausend Sorgen, Aengsten und Zerstreuungen. Er lebt der Zeit und vergeht in der Zeit.

Silb. Auf der siebenten Stufe aber ist Gewißheit des Lebens?

Field. Dort unfehlbar.

Silb. Wie erlangt man sie?

Field. Man dringt durch die Nebel. Man bildet in sich einen Lichtkern, der alles Licht an sich zieht und das Rauhe von sich stößt. Die Sonne nährt sich, indem sie von den umgebenden Planeten allen Lichtstoff in sich aufnimmt und in ihrem Mittelpunct das reinste Licht sammelt. In der Sonne gehen die Strahlen ein- und nicht auswärts. So muß der Mensch werden, in ihm ist das Vermögen. Wenn sich sein Ich im reinsten Lebenslicht, im Mittelpunct gefunden, so kann es nicht mehr untergehen, sondern muß dauern so lang Gott Gott, und die Natur mit ihm verbunden bleibt.

Silb. Ich kann Ihren Worten nichts mehr entgegen setzen. Die Zweifel fliehen, aber mir

fehlt die Fähigkeit, die Wahrheit in mich aufzunehmen. Geben Sie mir diese, nehmen Sie mich an als Schüler und führen Sie mich zum Ziele.

Field. Wohlan, so hören Sie des Lehrers Worte: Gehen Sie zurück an Ihre Geschäfte, kommen Sie aber in fünf Monaten wieder und lernen Sie während dieser Zeit in Ihrem Innern das Wörtlein „Ich" denken.

Nun war die Aufgabe ausgesprochen. Silbert, der unbekannte Sentenzen und tief verborgene Wahrheiten in künstlich gestellten Syllogismen erwartet hatte, konnte sein Erstaunen nicht bergen. Fielding aber ließ sich nicht irre machen und fuhrt fort: „Sie haben Ihr Wort gegeben und müssen es halten als Mann von Ehre. Leben Sie wohl! In fünf Monaten sehen wir uns wieder." Er entfernte sich hierauf und besuchte noch an demselben Tage seinen Freund Mohrland.

Silbert war wie versteinert. „Ich soll Ich denken lernen? Ich! Wozu denn? Bin ich denn ein Wilder, der sich bloß in seinem Namen kennt? Durch Labyrinthe soll ich gehen? Ich bin in einem Labyrinth, aus welchem ich nirgends eine Spur des Ausgangs erblicke! Doch, es sey, ich will die Probe machen. Wenn sie aber nicht gelingt, wenn sich die Aufgabe als eitle Chimäre zeigt, dann werd' ich Strenge gegen Strenge setzen, und das Abentheuerliche dieser Lehre in das grellste Licht stellen."

Er machte Anstalten zur Abreise; verzögerte dieselbe jedoch von Stunde zu Stunde, in der Hoffnung, Fielding werde noch kommen. Längeren Harrens müde, setzte er sich endlich voll Wehmutth und Verdruß in den Wagen, und fuhr die Nacht hindurch der Residenz zu.

Mancherlei Anfechtungen hatte er Anfangs zu bestehen und ging nur mit Widerwillen an die Lösung seiner Aufgabe. Nach drei Monaten fing es an ihn auf dem Kopfe zu brennen, daß er zu erkranken befürchtete. Allein er scheute sich Jemanden etwas von diesem Zustande zu sagen, und setzte mit einer Art von Trotz gegen sich selbst seine Thätigkeit fort. Nach fünf Monaten suchte er Fielding auf und sprach: „Der Schüler kommt zu seinem strengen Lehrer, um ihm Rechenschaft abzulegen. Ich habe meine Aufgabe geübt trotz Widerwillen und Schmerzen, habe mein Ich gesucht in allen Theilen meines Körpers, jetzt aber befinde ich mich in dem Falle, daß ich nicht mehr weiß, wo mein Ich eigentlich ist. Oft kommt es mir vor, als wenn neue Sinne sich öffneten und ich sehe Gestalten um mich. Was ist das? Wohin führt es? Geben Sie mir Aufschluß."

Field. Sie haben Wort gehalten, das freut mich. Sie verlangen Aufschluß über Gestalten, die Sie um sich sehen? Ich meine, da könne derjenige, welcher etwas sieht, die sicherste Auskunft geben. Erfahrung ist die beste Lehrerin, darum setzen

Sie Ihre Arbeit noch sechs Monate fort, dann wird es sich zeigen, was ferner zu thun ist.

Silb. Nur eine Frage bitte ich mir zu beantworten: Jene Gestalten die ich sehe, sind es Wesen außer mir?

Field. Was sind die Bilder eines Traums?

Silb. Eitle Phantome.

Field. Wer schafft sie?

Silb. Unsere Phantasie, unser Blut, unsere Launen und tausend andere Dinge.

Field. Dieses ist die Antwort auf Ihre Frage.

Silb. Wie! So gäb' es keine geistige Berührung außer uns?

Field. Für den natürlichen Menschen nicht. Der reine Geist aber, kann sich mit andern auch in der weitesten Entferung in Berührung setzen.

Silb. Das klingt so sonderbar, daß ich den Sinn nicht fasse.

Field. Die Uebung allein kann Ihnen Klarheit geben.

Silb. Und die Gestalten, welche ich sehe, soll ich als nichts achten?

Field. Wer sagt das? Ich gewiß nicht! Dem Forscher darf das Geringste nicht zu unbedeutend zur Untersuchung seyn. Traumgestalten sind Bilder des Lebens, aus geistigen Kräften entsprungen. Der Träumende sieht Länder und Haine, Städte und Dörfer, Menschen und Thiere, wandelt unter ihnen, setzt sich mit ihnen in Berührung,

spricht, ereifert sich, ist mit ihnen thätig, freut und ängstiget sich, liebt und haßt, wählt und verwirft, kurz, das ganze Leben tritt in eine so vollkommene Wirksamkeit, daß er alle Empfindungen desselben in sich spürt und also wahrhaftig lebt. Kann dieses ein geringes Vermögen seyn, welches das Alles hervorzubringen fähig ist? Nein, wahrlich nein! Es gehört die größte Verstocktheit dazu, an solchen Erscheinungen vorüber zu gehen und nicht ein Mal ernstlich zu fragen: warum und woher sie kommen?

Silb. Mir ist, als käm' ich in eine neue Welt. Von jeher bemüht Phantome und Traumbilder als unnütze, ja sogar als schädliche Ausgeburten zu betrachten, soll ich mir von denselben Belehrung verschaffen.

Field. Das ist die Verkehrtheit der Welt, welche alle geistige Erscheinungen verachtet und nur Ideen oder Körper sucht. Sie schwärmt mit ihren Gedanken in einem Himmel, den sie nicht kennt und nicht erreichen kann, und wühlt auf der andern Seite in der Erde, um den Verstand zu stärken. Die Natur zeigt uns im Traum, wo unser zu aufgeregtes Sinnenleben schweigt, geistige Gebilde und gibt uns dadurch die Lehre, daß hinter Haut und Fleisch noch ein anderes Leben wohnt, das ohne unsere Sinne thätig seyn kann. Ja, ich muß es aussprechen: die Träume sind dem Menschen der erste Beweis einer freien, lebendigen Lebens-

kraft, die ohne unser Zuthun in Thätigkeit tritt, und sich in ihren eigenen Schöpfungen gefällt und kund thut.

Silb. Sie ziehen mich immer tiefer in das Labyrinth, anstatt mir den Weg zu lichten.

Field. Durch Labyrinthe müssen wir wandeln, um den Ausgang zum Leben zu finden. Chaotisch liegt es vor uns und wir selber müssen Licht hinein bringen. Träume sind vorhanden, um uns den ersten Antrieb zu geben. Sie sind die unbestreitbaren Anfänge übersinnlicher Wirkungen, welche der größte Zweifler nicht läugnen kann, und darum auch die sicherste Grundlage für ein Lehrgebäude, welches die Erkenntniß der Unsterblichkeit zum Ziele hat. Der Mensch ist zu sehr in das Sinnenleben herausgetreten, darum kann er nur noch im Schlafe geistige Erzeugnisse erblicken. Der Forscher muß Geist und Materie ins Gleichgewicht setzen, so, daß er nach freier Willkühr in Beiden thätig zu seyn und seine Beobachtungen zu machen vermag, alsdann erst lernt er unterscheiden, was geistige und was körperliche Bilder sind. Hiedurch aber wird er die Geschichtlichkeit erlangen, auch wachend solche Gestalten und Erscheinungen, wie vorher im Traume zu sehen, und sich auf einen Standpunct erheben, wo er einsieht, daß die sichtbaren, körperlichen Formen nur rohe, unvollkommene Abdrücke jener höheren, geistigen Bilder sind, welche den geöffneten innern Sinnen sich dar-

stellen. — Der niedrigste Zustand des geistigen Lebens ist träumen, wo der Mensch die Thätigkeit guter und böser Geisteskräfte willenlos in sich dulden muß. Der höchste Standpunct wird dadurch erkannt, wenn jene Kräfte sich mit unsern Willen vereinigen und nach seinen Gesetzen uns hinüber leiten, zu einem geistigen Wirken und zu einem unfehlbaren Hell-Sehen-, Hören und Fühlen. Suchen Sie von jenem ersten, willenlosen Zustande bis zum letzten die Zwischenstufen, und Ihre Aufgabe ist gelöst. Das Mittel haben Sie; es ist das früher erwähnte Ich. Die Stärke besitzen Sie auch, sonst wären Sie noch nicht so weit vorwärts als Sie es sind. Bleiben Sie Ihrem Worte getreu! In einem halbe Jahre sprechen wir wieder davon.

Er entfernte sich. Silbert aber sprach zu sich selbst: „Hab' ich im Traume von Träumen sprechen hören, oder sind meine Sinne bethört, daß ich wachend Traumbilder sehe? Ich kann's nicht fassen und doch muß ich glauben; denn Träume gibt es, wer kann dieses läugnen? — Träumen! — Es ist allerdings ein wunderbarer Zustand! — Der Mensch unterwirft sich unausgesetzter Mühe, uns Gestalten, Länder und See'n in künstlichen Gemälden und Phantasmagorien vor die Augen zu führen, wir loben, staunen und vergöttern diese todten Erscheinungen. In uns aber ist eine Kraft, welche uns Alles Dieses lebendig und handelnd in

hoher Vollkommenheit darstellt; dieses beachten wir nicht und beurtheilen es als eine Sache, die unserer Untersuchung nicht werth scheint. Der Mensch ist verblendet, das seh' ich nach und nach ein; er geht an dem Lichte vorüber und sucht die Nacht, damit er Ursache findet, über Finsterniß zu klagen.

Er suchte Fielding auf, um sich zu beurlauben. Dieser übergab ihm, ehe sie schieden, ein Buch, indem er sprach: „Hier ist eine Sammlung von Traum-, Geister- nnd Spuckgeschichten. Lesen Sie solche theils zur Erholung, und um sich daran zu gewöhnen, geistigen Ausflüssen einige Aufmerksamkeit zu weihen. Erscheinungen, wie Sie in diesem Buche finden werden, treffen Sie im gewöhnlichen Leben häufig; aber man gewinnt selten Zeit, sie ruhig zu betrachten, weil eine Partei bei augenscheinlicher Wahrheit, sie dennoch läugnet, die andere aber dieselben als Wunder, aus besonderen Rücksichten von der ewigen Allmacht herbeigeführt, schildert. Der wahre Forscher verwirft und glaubt nicht blindlings, sondern geht jeder Erscheinung an die Wurzel und betrachtet sie nach nothwendigen Gesetzen. Enthalten Sie sich, welche Erscheinungen Sie selbst haben mögen, aller Auslegungen. Wer beständig nach Bedeutungen strebt, der wird befangen und läßt sich leicht verleiten, der Auslegung mehr Werth als der Sache selbst zu geben. Die Natur hat keine Hieroglyphen,

nur Wesenheiten; jene sind den Schwachen gegeben, damit er einen Wegweiser habe. Gedenken Sie meiner bei Ihren Arbeiten und nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß meine Wünsche Sie stets begleiten werden.

Silbert kehrte in die Residenz zurück, übte sich täglich mehrer Stunden lang und las dazwischen zur Erholung die Geschichten des Buches, das er von Fielding empfangen.

Um den Leser mit Silbert gleichen Schritt zu führen, wollen wir einige jener Geschichten hier beifügen. Von den Träumen schweigen wir, weil sich jeder schon längst von der Wahrheit: „träumen zu können" überzeugt haben mag. Um Auslegung derselben ist es hier nicht zu thun, sondern um das Vorhandenseyn solcher Kräfte, die sich durch selbst erschaffene Bilder offenbaren und dem Menschen die Weisung geben, in sich selber zu schauen und dort eine geistige Welt kennen zu lernen.

Der Gelehrte.

Ein Gelehrter, dessen Name durch seine Schriften bekannt ist, war der Sohn eines reichen Handwerksmannes. Sein zarter Körperbau hinderte ihn das Geschäft seines Vaters fortzuführen, auch zeigte er in den gewöhnlichen Realschulen viele Anlagen zum lernen, darum wurde beschlossen, ihn studiren zu lassen und dem geistlichen Stande zu widmen. Er besuchte das Gymnasium, gieng auf die Universität und zeichnete sich dergestalt aus, daß er vor Allen als der Fleißigste und Talentvollste erfunden wurde. In seinem letzten Universitätsjahre schrieb er schon ein Buch über die Athmosphären des Lebens, oder die Einwirkung des Umgangs, das großes Interesse erweckte. Später bewarb er sich um eine Professur, trat in diesem Posten öffentlich als Schriftsteller auf und erwarb sich einen solchen Ruhm, der ihn unter die Ersten seiner Nation setzte. Um jede üble Deutung zu vermeiden und sein Andenken nicht zu entweihen, wird sein Name hier verschwiegen; aber als Beleg mag seine Geschichte dienen, wie leicht der Mensch seine Bestimmung verfehlen und sich Eigenschaften aneignen kann, die seinem eigentlichen Wesen ganz fremd zu bleiben scheinen.

Dreißig Jahre lebte er seinem Beruf als Professor und Schriftsteller mit immer neuen Geisteserzeugnissen, und schien die Krone seines Lebens dießeits schon errungen zu haben, da überfiel ihn eine unbedeutende Krankheit, die den Aerzten durchaus nicht gefährlich däuchte. Ein leichter, aber anhaltender Schwindel hatte sich seines Gehirns bemächtigt, welcher in kurzer Zeit so sehr auf sein Gedächtniß einwirkte, daß es ihm schwer wurde, sich der alltäglichsten Sachen zu erinnern. Man wandte Alles an das Uebel zu heben; er mußte reisen, sich zerstreuen, durfte weder lesen noch schreiben, aber umsonst, der Schwindel blieb und das Gedächtniß wurde von Tag zu Tag schwächer. Nach zwei Jahren war es so weit gekommen, daß er sein Uebel gar nicht mehr fühlte, indem er seine glänzende Laufbahn gänzlich vergaß und sogar die Erinnerung an seine Schriften verlor. Sein Anblick erregte die schmerzhaftesten Empfindungen; denn wer ihn in seiner Thätigkeit und Geistesfülle gesehen, konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, so zur Mumie herab zu sinken. Aber es war geschehen! Der Gelehrte, den er in sich selbst erzeugt hatte, war gestorben und die Knabennatur kam in den grellsten Merkmalen zum Vorschein.

Erst jetzt erinnerte man sich wieder, daß er in seiner Jugend ein kleiner Witzling gewesen, der den Andern gerne Possen gespielt und sich darüber freute, wenn man nicht errieth, woher sie

gekommen. Solche Züge zeigten sich nun in seinem Betragen wieder sehr häufig. Was man in seiner Nähe ließ, wurde verunreinigt und wenn es galt, Jemanden zu erschrecken oder zu überraschen, so war er erfinderisch in Anschlägen; kurz, das Gepräge des muthwilligen Knaben zeichnete sich in seinem Benehmen so sehr aus, daß es eine Last war, um ihn zu seyn.

Wo ist der Geist dieses Mannes? fragten sich Manche. Wenn man seine Schriften las, so herzerhebend und lehrreich, und betrachtete ihn jetzt dagegen, so kam man in Versuchung, das Wesen des Menschen nur für eine verfeinerte Vegetationskraft zu halten, die auf kurze Zeit ihren Farbenschmuck in Begriffen, Gedanken und Reden zeigt, dann sich entblättert, seine Krone verliert und dem Tode in die Arme schleicht.

So lebte er über fünf Jahre. Seine Schlauheit wurde Plumpheit, die endlich in völlige Rohheit überging, so, daß er weit unter dem Thiere stand. Die Eßbegierde, welche ihn zuletzt völlig bemeisterte, machte seinem Daseyn, das eigentlich für ihn schon längst aufgehört hatte, ein Ende und sein Andenken hinterließ unter den Bekannten einen solchen Eindruck, daß sich manche Aeltern scheuten, ihre Söhne ausschließlich dem gelehrten Stande zu widmen.

Das Bild der Geliebten.

In Holland ereignete sich folgende Geschichte: Ein Schiffsmann, Namens Wipner, hatte eine Geliebte, die derselbe, als er im Jahre 1760 zum Matrosen gepreßt wurde, verlassen mußte. Anfangs war er wie betäubt, und überließ sich gedankenlos den Eindrücken seiner rohen Gesellschaft. Bald aber zeigte es sich, daß dieses die Gefühle seines Herzens nicht beschwichtigte; im Gegentheil, das Bild seines Mädchens trat unter solchen wüsten Zerstreuungen nur noch lebhafter in sein Gedächtniß.

Das Schiff auf dem er sich befand, erhielt Befehl, in die See zu stechen, die Spitze von Süd-America zu umsegeln und im großen Ocean neue Wege und Inseln aufzusuchen. Mit dumpfer Resignation sah er die europäischen Küsten seinem Auge entschwinden — jenseits, dachte er, gibt es keine Trennung mehr, dort erst werd' ich glücklich seyn!

In dieser Stimmung lebte er bereits drei Jahre auf dem Schiffe, ohne den Fuß irgendwo an's Land gesetzt zu haben. Sein Betragen war still, und den Dienst versah er mit großer Pünctlichkeit, so, daß ihn seine Vorgesetzten allen Andern vorzogen. Er allein bemerkte dieses nicht, sein Herz hatte

außer dem Dienste nur ein Gefühl, an seine Geliebte zu denken und sich der Hoffnung hinzugeben, sie in einer andern Welt bald wieder zu sehen.

Im vierten Jahre, es war gerade am sechsten März, lag das Schiff vor Anker. Wipner saß still auf dem Verdeck, da schlossen sich mit einem Male seine Augen ohne daß er schlief, und er sah seine Geliebte vor sich. Er stand auf, wollte ihr die Hand reichen, doch schnell war sie verschwunden. Nun setzte er sich wieder, überdachte die gehabte Erscheinung und sprach: Sie ist gestorben und kommt, mir ein Zeichen zu geben von ihrem Uebertritt in das Reich der Liebe und des Glückes.

Den folgenden Tag hatte er auf dieselbe Weise die nämliche Erscheinung und nun wagte er es, sie anzureden. Sie schien ihm zu winken, Worte aber konnte er keine vernehmen. Er erhob sich, wollte sich ihr nahen und sah das Bild nicht mehr.

Auf die Art ging es mehrere Monate. Nun aber trat es so vollkommen zu ihm, daß er Mühe hatte, es nicht für die Person selbst zu halten; auch verschwand es nicht mehr, wenn er sich nähert, sondern wich nur in einer bestimmten Entfernung von ihm zurück.

Endlich, nach sechs Monaten, in welchen diese Scheingeliebte ihn alle Tage besuchte, vernahm er ihre Stimme. Sie sprach mit ihm über die Freuden des Himmels, über das Glück der Liebenden in jenem seligen Aufenthalt und füllte sein Herz

mit solchem Verlangen nach jenseits, daß er, wenn er sich nicht der Sünde gefürchtet, sein Leben selbst verkürzt hätte. Er unterhielt sich mit ihr über diesen Gegenstand, aber sie mißrieth ihm einen solchen Schritt, weil es sie auf lange Zeit von einander trennen würde. So gewann er nach und nach Fassung, und lebte mit seiner überirdischen Geliebten so glücklich, als Mancher nicht mit der dießeitigen.

Sein Betragen fiel der Schiffsmannschaft auf und die Officiere fürchteten für seinen Verstand. Der Capitain sagte: „Vielleicht plagt ihn der Ehrgeiz; ich habe schon solche Beispiele erlebt. Ich werde ihn zum Sergeanten erheben, das wird ihn schon wieder vernünftig machen." — Dieser Beschluß wurde Wipner, nebst der Instruction für seinen neuen Posten, sogleich mitgetheilt; er aber lehnte diese Ehre unbedingt von sich ab. „Ich kann nicht strenge seyn," sprach er, „und würde mir manche Verantwortlichkeit zuziehen;" jetzt vertrau' ich auf die Einsicht meiner Vorgesetzten und vollbringe ihre Befehle nach besten Kräften." Der Capitain wollte ihn späterhin seiner Zuverlässigkeit wegen, unter die Classe seiner Diener aufnehmen. Dieses schlug Wipner nicht geradezu aus, doch machte er die Bemerkung: er fürchte dabei die Gunst seines Gebieters zu verlieren, weil er mehrere Stunden des Tages einzig seinen Gefühlen lebe, wo ihm alle äußeren Berührungen zuwider

seyen. In seinen jetzigen Verhältnissen aber könne er selbst zur Zeit des Dienstes, den Regungen seines Herzens folgen.

Der Capitain stand von seinem Begehren ab, gab aber Befehl ihn genau zu beobachten, um hinter die Ursache seines sonderbaren Betragens zu kommen. Man gab sich Mühe sein Vertrauen zu gewinnen und entlockte ihm einen Theil seines Geheimnisses. „Er ist ein Geisterseher," sprachen die Auskundschafter zum Capitain, „mit denen er täglich mehrere Stunden lang sich unterhält." Dieser lächelte und meinte: wenn es weiter nichts sey, so könne man ihm die Grillen schon lassen.

Seine Geistergeliebte sagte ihm Alles voraus, was auf ihn Bezug hatte, und er war einige Mal, wo nicht der Retter, doch ein großer Wohlthäter der ganzen Schiffsmannschaft, weil er sie vor künftigem Unglück warnte.

Eines Abends verlangte er den Steuermann zu sprechen und sagte ihm: „Morgen werden wir Sturm haben; wenn Sie nicht vorsichtig sind, gehen wir alle zu Grund." Der Steuermann fühlte sich durch die Mahnung zur Vorsicht etwas beleidigt, ließ sich aber doch auf einige Fragen ein.

Steuermann. Wann wird der Sturm kommen?

Wipner. In der zweiten Stunde nach Mittag.

Steuerm. Aus welcher Richtung?

Wipner. Aus Süden. Wenn Sie sich durch falsche Windstöße aus Westen irre führen lassen, sind wir verloren; in der Richtung nach Süden kann uns nichts geschehen.

Steuerm. Wer hat euch das gesagt?

Wipner. Das ist gleichgültig; genug, ich weiß es und hielt es für Pflicht, davon Meldung zu thun.

Steuerm. Ich werde meine Maßregeln treffen. Gott befohlen!

Der Steuermann ließ der Sonderbarkeit wegen den Capitain von dieser Unterredung in Kenntniß setzen. Dieser, obschon er nicht an solche Prophezeihungen glaubte, gab doch Befehl, sich auf Alles gefaßt zu machen, weil Wipner's Betragen zu ungewöhnlichen Dingen ganz geeignet sey.

Den andern Tag, um ein Uhr Nachmittags, fing der Himmel an sich zu umziehen. Um zwei Uhr brach der Sturm so heftig los, daß man nicht gleich wußte, aus welcher Himmelsgegend er komme. Die Schwingungen der Luft überfingen sich, das Meer gerieth in eine kreisende Bewegung, auf ein Mal aber signalisirte sich der entschiedendste Südwind, und hätte der Steuermann dem Schiffe nicht schon vorher die Richtung gegeben, so wäre er nach seinem eigenen Geständnisse, in die größte Verlegenheit gerathen, so aber ging das Gewitter glücklich vorüber, und der Capitain erklärte: daß man dem Matrosen Wipner heute sehr Vieles,

wo nicht die Rettung des Schiffes zu verdanken habe.

Eines Tages sprach er zu seinem Sergeanten: „Melden Sie dem Capitain, daß übermorgen Lärm auf dem Schiffe seyn werde. Drei Zweidecker kommen, um uns anzugreifen, aber Muth und Klugheit können uns retten. Das erste Schiff, wenn wir ihm keinen Widerstand leisten, sondern glauben machen, unsere Mannschaft sey zu gering und unfähig zu kämpfen, wird entern; dadurch gewinnen wir daßelbe, entfernen die Mannschaft aus dem Kampfe und machen die andern Beiden unschlüssig in ihrem Angriffe. Sie werden zwar auf uns zu segeln, aber unsere Kanonen beschädigen eines jener Schiffe so sehr, daß das dritte darüber den Muth verliert, die Flucht ergreift und uns die zwei andern als gute Beute überläßt. Melden Sie dem Capitain, ich habe es gesagt und so werde es kommen."

„Das scheint ein Wundermann, der Wipner," sprach der Capitain, bei dieser Meldung. „Wenn Das noch eintrifft, so weiß ich nicht mehr was ich von ihm denken soll; doch wir wollen unsere Maßregeln treffen; Vorsicht ist besser als Reue."

Es geschah, wie Wipner gesagt. Um zehn Uhr des zweiten Tages zeigten sich drei Schiffe mit portugiesischer Flagge, welche in jener Gegend sich die Alleinherrschaft anmaßte, und jedes Fahrzeug einer andern Nation als gute Prise er-

klärten. Der Capitain ließ den größten Theil seiner Mannschaft bewaffnet in den untern Schiffsraum treten, und behielt auf dem Verdeck nur die Schwachen und Alten. Da man kein Zeichen eines Widerstandes machte, so segelte das erste Schiff rasch auf die Holländer zu, enterte und nahm die wenigen Leute auf dem Verdeck gefangen. Nun aber brach die bewaffnete Schaar hervor und eroberte in wenig Minuten das feindliche Schiff und die Mannschaft. Die andern sahen die Wendung des Kampfes und wurden stutzig; endlich aber nahten sie sich mit vollen Ladungen; doch die Kanonen der Holländer trafen so gut, daß das eine Schiff leck wurde und vom Angriff abstehen mußte; das andere ergriff die Flucht und überließ den Siegern die zwei wohlbemannten und gut verproviantirten Zweidecker.

Nach diesem Siege versammelte der Capitain seine Leute, und redete folgendermaßen zu ihnen: „Es wäre Unrecht, wenn Ich oder Einer von uns sich die Ehre dieses Tages zurechnete; sie gehört allein unserm braven Cameraden Wipner. Er hat zwei Tage voraus den Angriff verkündet und zugleich den Vertheidigungs-Plan angegeben. Ihm verdanken wir heute den Sieg über einen mehr als zwei Mal stärkern Feind. Ich werde seine Verdienste der Regierung melden, damit sie ihn seiner Zeit würdig belohne. Um ihm aber sogleich die Anerkennung unseres Dankes zu beweisen, so er-

nenn' ich ihn Kraft meiner Gewalt zu unserem Schiffsmeister; in diesem Posten ist er unabhängig, bloß auf die Besorgung unserer Bedürfnisse beschränkt, und kann seinem Drang, uns nützlich zu seyn, freien Lauf lassen." Alle riefen einstimmig: „Es lebe der Capitain! Es lebe Wipner, unser Schiffsmeister!"

Es würde zu weit führen, all' seine gehabten Erscheinungen und Voraussagungen hier zu beschreiben, genug, er war des Schiffes größter Wohlthäter und daßelbe hatte hauptsächlich ihm die glücklichen Kämpfe und Entdeckungen, welche es auf seiner Fahrt machte, zu verdanken. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit landete es wieder am vaterländischen Ufer. Wipner nahm seine Entlassung, um in seinem Geburtsort seine Tage zu verleben. Mit wehmüthigem Herzen betrat er die Gegend seiner Kindheit, wo er sein Liebstes verlassen und kein Wiedersehen zu hoffen hatte. Er kam in's väterliche Haus. Beide Aeltern lebten noch und konnten lange nicht begreifen, wie es möglich sey, ihren als todt beweinten Sohn wieder zu sehen. Als die ersten Herzens-Ergießungen vorüber waren, sprach die Mutter: „Ach die Else wird sich freuen, wenn sie deine Ankunft erfährt. Sie hat jeden Freier abgewiesen und erklärt: keinem Andern ihre Hand zu reichen."

Der Sohn sah die Mutter voll Erstaunen an und sagte: „Else ist todt und wartet Jenseits auf

mich, das weiß ich wohl." — „Nein," antwortete die Mutter, „Else lebt! Ich will gleich hinschicken und ihr deine Ankunft wissen lassen." — „Einen Augenblick;" sprach Wipner. „Wie wäre denn das? Elsens Geist begleitet mich seit zwölf Jahren und gibt mir täglich Nachricht von den Seligkeiten der Liebe im andern Leben! Wie wäre das möglich, wenn sie noch lebte?" — „Es ist so," bemerkte jetzt der Vater; „sie lebt und hat sich brav gehalten, ihre alten Aeltern gepflegt und mit kindlicher Liebe bestattet. Sie besuchte uns oft, um uns gleich einer Tochter zu helfen und zu trösten, wenn das Alter und die Trauer um dich uns zu schwer fielen."

Wipner konnte sich lange nicht zurecht finden. Endlich faßte er den Entschluß, sie vorher unbemerkt zu sehen, eh' er mit ihr spreche. Es fand sich bald Gelegenheit dazu, und mit Wehmuth bemerkte er den Unterschied zwischen dem Original und seiner geistigen Geliebten. Jenes war um fünfzehn Jahr älter geworden, die Letztere aber hatte ganz das Aussehen der ersten Rosenzeit, wo alle Zauber der Jugend sich auf den Wangen vereinigen, um das Herz des Geliebten immer fester an sich zu ziehen. Er kam traurig zu seinen Aeltern zurück und sagte: „Ich weiß nicht, was ich thun soll; das schöne Bild, welches sich mir täglich zeigt, läßt die natürliche Else so weit hinter sich zurück, daß ich fürchte, ich möchte ihr, wenn ich

ihr die Hand reiche, nicht mit solcher Liebe begegnen, wie ihre Tugend es verdient. Ich stehe auf einer schweren Probe und weiß nicht, wie ich sie lösen soll."

Des Abends saß er wehmüthig allein und überdachte sein Schicksal, da erschien ihm die Geistergeliebte wie bisher. Er weidete sich an ihrem lieblichen Blick, sein Herz lös'te sich auf in Entzücken und er faßte den Entschluß, ihr getreu zu bleiben; da vernahm er die Worte: „Zaud're nicht, dein Versprechen zu erfüllen!" Er wollte reden, die Erscheinung aber war verschwunden. „Was soll ich thun?" fragte er bei sich selbst. „Das Versprechen erfüllen!" gab sein Inneres zur Antwort. „Wohl, ich gehorche," sagte er jetzt laut; „was sie spricht ist unfehlbar, ich darf nicht widerstreben." Er ging den andern Tag zu Elsen und, nachdem er sich gehörig mit ihr besprochen, bot er ihr seine Hand an, vermählte sich mit ihr und hoffte von der Zukunft Aufklärung über die wunderbare Erscheinung.

Die Geschichte wurde ziemlich bekannt. Nach drei Jahren kam ein unbekannter Mann und ließ sich von Wipner darüber Bericht erstatten. Nachdem Jener Alles angehört, sprach er: „Else, die Euch erschienen, ist ihr Bild in Eurem Herzen entstanden und zu Euch herausgetreten, als ein Abdruck Eurer Liebe. Bleibet diesem getreu, denn es ist ein Zeuge Eures wiedergefundenen inneren

Lebens; folget ihm wie bisher und es wird Euch und Eurer Frau zum Schutz vor Unglück dienen und in jenem Leben ewige Wonne bereiten."

Der Doppelgänger.

Eine merkwürdige Erscheinung hatte ein gewisser Herr von Härdteck, Hauptmann im 6ten Linien-Regiment zu P..rch... — Seine Aeltern thaten ihn in das Cadetten-Institut, ohne daß er besondere Neigung zum Militärstand gezeigt hätte. Er schickte sich jedoch sehr gut in seine neue Laufbahn, war fleißig, lernte nebst andern Fächern den Dienst auf das Pünctlichste, und als er unter die Fahne trat, wurde er besonders berücksichtigt, um seine künftige Beförderung zu beschleunigen. Härdteck rückte bald zum Hauptmann vor, und jetzt erst gewann er Zeit über das Wesen seines Standes nachzudenken. „Es ist schwer," sprach er ein Mal zu sich selbst, als er in Gedanken vertieft umhergegangen, „den eigentlichen Menschen mit dem Soldaten zu verbinden, indem der Letztere, unter zu strengen Formen, sehr leicht in diesen sich verliert und sie für das Wesen hält. Doch eben da, wo die Formen streng sind, muß das Herz nachgibig und menschlich seyn, wenn man nicht dem ersten Zweck der Menschennatur, dem Gesetz der Humanität, entgegen streben soll."

Unter solchen Betrachtungen und mit der pünctlichsten Pflichterfüllung hatte er drei Jahre als Hauptmann zugebracht, da fühlte er oft eine sonderbare Regung in seinem Innern und auf seinem Haupte. „Was ist das?“ dachte er; „sollten meine Grübeleien der Gesundheit schaden, oder meinen Verstand verwirren?“ Er gab genau auf sich acht, fand aber nichts, was ihn in seinen Verrichtungen störte.

Eines Abends befand er sich allein auf dem Zimmer, da war es ihm, als rege sich etwas an seiner Seite, er schaute hin, aber das, was er zu sehen wähnte, drehte sich mit seiner Wendung rückwärts. Er blickte wieder gerade aus und sieh', ihm zur Rechten stand eine Gestalt, die er mit einiger Anstrengung, indem er nur das Auge aber nicht den Kopf seitwärts drehte, für sein Bild erkannte. Er konnte sich eines unwillkührlichen Schauers nicht erwehren und verließ, um dieser Gesellschaft los zu werden, das Gemach.

Außer dem Hause sah er zwar die Gestalt nicht mehr, aber immer war es ihm, als wenn er sie spürte. „Was soll daraus werden?“ dachte er, „bin ich doch kein Sonntagskind, das Geister sieht.“

Den andern Tag, zu derselben Stunde, kam die Erscheinung wieder; dieses Mal aber viel klarer als gestern. Wenn er sich setzte, saß sie neben ihm, wenn er das Zimmer auf und ab ging, begleitete

sie ihn, und wenn er stille stand, so blieb sie auch stehen.

„Das ist doch nicht Täuschung!“ rief er aus, „denn ich bin mir aller andern Eindrücke klar bewußt. Was soll ich thun? Wem mich vertrauen? — Man wird mir nicht glauben, sogar meiner noch spotten. Ich muß es verschweigen und kann, so ungewöhnlich die Sache auch ist, nichts thun, als ihr einen männlichen Muth entgegen setzen.“

Härdteck hatte sich schon längst mit Fräulein von Blum versprochen, konnte aber die Erlaubniß zu heirathen indessen nicht erlangen. Es lag bereits eine dritte Bittschrift von ihm bei'm Kriegs-Ministerium, auf welche jeden Augenblick die Antwort erfolgen konnte. Nach drei Tagen kam der Oberst bei der Wachtparade auf ihn zu und gratulirte ihm zur baldigen Vermählung. „Die Genehmigung des Königs,“ sprach er, „ist angekommen, in einer Stunde längstens erhalten Sie die Ausfertigung und hiemit sind alle Hindernisse gehoben.“

In seiner jetzigen Lage verursachte ihm diese Botschaft keine solche Freude, wie er sie früher empfunden hätte; denn seine Braut mußte er pflichtgemäß von seinem sonderbaren Zustande in Kenntniß setzen, und er war zweifelhaft, wie sie es aufnehmen werde. „Bisher,“ dachte er, „haben menschliche Verhältnisse mein Glück verzögert, jetzt tritt mir vielleicht der Himmel, oder doch wenigstens

ein geistiges Wesen hindernd in den Weg.“ Mit Bangigkeit entschloß er sich zu seiner Verlobten zu gehen. Was er geahnet, geschah; sie entsetzte sich bei der Erzählung von seiner geistigen Gesellschaft bat um Aufschub, sich zu bedenken und mit ihren Aeltern zu sprechen. Härdteck nahm schmerzhaft von ihr Abschied und sagte: „Mein Herz liebt aufrichtig, und ich würde mich, wenn Sie in meiner Lage wären, nicht zu besinnen brauchen. Doch ich will nicht klagen, sondern mich der Hoffnung überlassen, Ihr Herz werde die Furcht besiegen.“

In ängstlicher Ungewißheit brachte er zwei Tage zu, den dritten erhielt er ein Schreiben vom Vater seiner Geliebten, worin dieser erklärte: daß unter den obwaltenden Umständen die beabsichtigte Heirath nicht Statt finden könne. „Er bedau're, einem Ehrenmann eine solche Antwort geben zu müssen, allein die Liebe zu seiner Tochter nöthige ihn dazu; indessen zähle er auf die Rechtlichkeit des Herrn Hauptmanns und hoffe, die freundschaftlichen Gesinnungen, welche bisher zwischen ihnen beiden Statt gefunden, werden durch die Auflösung des oben erwähnten Verhältnisses nicht unterbrochen werden.“

Härdteck las diesen Brief mit stummer Resignation und sagte endlich: „Ich bin nicht dazu bestimmt, glücklich zu seyn, und ich muß diesen Verlust ertragen, so schwer es mir auch fallen mag!“

Die Genehmigung des Königs, so wie die baldige

Heirath zwischen ihm und dem Fräulein war allgemein bekannt, es fiel daher Jedermann auf, als sich die Sache, in dem Augenblick, wo sie zu Ende kommen sollte, zerschlug. Die Officiere des Regiments sahen darin eine Beleidigung ihres Cameraden und verlangten Genugthuung von dem Vater der Braut. Der Oberst selbst ließ den Hauptmann zu sich rufen, um ihn über die näheren Verhältnisse zur Rede zu stellen. Härdteck erklärte: „er allein sey an dem Bruche Schuld, weil sich Dinge zugetragen, die sich nur auf ihn beziehen, aber nicht entdecken lassen." Der Oberst drang darauf, ihm nur einen einzigen Grund anzugeben, um das Officier-Corps zu beruhigen. Nach langem Sträuben eröffnete ihm endlich der Hauptmann: „daß seit einiger Zeit ein Geist neben ihm wandle und ihn nie verlasse. Fräulein von Blum, das er von diesem ungewöhnlichen Zustand unterrichtet, könne der Furcht nicht Meister werden und habe darum die Verbindung aufgehoben."

Der Oberst sah ihn befremdet an. „Was Geist!" sprach er, „das sind Grillen, die Sie in Ihrer Einsamkeit ausgehegt, und von selbst verschwinden werden, wenn Sie ein Mal eine Frau haben. Ihre Braut ist eine Thörin, welcher man den Kopf zurecht setzen muß." Härdteck vertheidigte sie und bat den Obersten, nichts zu unternehmen, was sie kränken oder compromittiren könnte. Dieser willigte endlich ein, setzte jedoch hinzu: „Ihr Zustand

darf so nicht bleiben! Fragen Sie den Arzt um Rath, vielleicht weiß er ein Mittel, einen solchen ungebetenen Gesellschafter zu verbannen."

Der Hauptmann, obschon er die Ueberzeugung hatte, daß ärztliche Hülfe hier nichts fruchten werde, befolgte dennoch den Rath des Obersten und brachte ein halbes Jahr mit unnützen Curen zu. Nun aber entschlug er sich aller äußern Mittel und erklärte: daß er seinen Zustand als ein Verhängniß betrachte, das er so lange tragen müsse, bis es ihn von selber verlasse." Der Oberst entgegnete: „Wohl! so thun Sie, was Ihnen gut däucht; ich will jedoch auf eigene Faust noch einen Versuch machen. — Als ich noch in der Residenz lebte," fuhr er fort, „lernte ich in einer Gesellschaft einen Mann kennen, der ohne alle Ruhmredigkeit und in völligem Ernste von sich bekannte: ihm sey die Gabe geworden, Alles zu wissen; er ford're daher Jeden auf, in ungewöhnlichen Angelegenheiten, wo menschliche Klugheit nicht mehr hinreiche, sich an ihn zu wenden, um von ihm Rath oder Hülfe zu empfangen. An diesen werde ich schreiben, und wenn seine Worte nicht bloße Floskeln waren, so kann er uns vielleicht Auskunft geben."

Er schrieb noch denselben Tag. In kurzer Zeit kam folgende Antwort:

„Der Zustand Ihres Freundes, den Sie mir vorgetragen, ist eigener Art; er rührt von einer allzugroßen Gewissenhaftigkeit her, indem der Her

Hauptmann zweifelt, ob die bessere Menschennatur sich mit dem Soldatenstand verbinden lasse. Durch diesen Kampf haben sich zwei Wesen in ihm gebildet, ein Soldat und ein gewöhnliches Menschenkind; diese Beiden möchten sich mit einander vereinigen, aber die Unentschlossenheit des Besitzers hindert sie daran. Grüßen Sie Ihren Freund in meinem Namen und sagen Sie ihm: er soll sich mit seinem geistigen Gesellschafter mehr befreunden, und Eines mit ihm zu werden trachten, daß derselbe in ihn übergehe und ihn zum vollkommnen Menschen mache; dann werde er sehen, daß die wahre Menschenwürde keinen Stand ausschließt und an kein Kleid gebunden ist, sondern da zum Vorschein kommt, wo das innere Leben vom Aeußern sich lös't, und demselben die Gesetze des Denkens und Handelns vorschreibt."

Wenn Ihr Freund den Inhalt dieses Briefes beherzigt und in Ausübung bringt, so wird es gut seyn, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Erfolg zu geben, damit ich ihn, im Fall' er auf Abwege geriethe, wieder zurechtweisen kann."

Dieses Schreiben machte einen großen Eindruck auf den Hauptmann, und er rief verwundernd aus: „Von einem innern Leben spricht er! Ist die Erscheinung, welche sich mir zeigt wohl der Anfang dazu? Ich will diese Vorschrift befolgen und sehen, was daraus hervorgeht."

Härdteck hielt sein Versprechen. Das Bild,

welches ihm noch lange Zeit zur Seite ging, veränderte endlich die Stellung und trat vor ihn hin, drehte sich mit den Cirkeln seiner Gedanken in Kreisen herum, und fing nach und nach an, in ihm zu denken und zu sprechen.

„Der Mensch ist ein Wundergeschöpf," sprach er jetzt zu sich selbst, „geistiger und göttlicher Natur, wenn er sein inneres Leben erweckt, ohne solches aber todt, so viel er auch von erlernten Theorien in sich aufgenommen. Ich erkenne es, nun bin ich auf dem Wege zur Wahrheit und meine erste Pflicht sey, meinem Freunde und dem durch ihn empfangenen Lehrer zu danken."

Die Familie Ruppert.

Ruppert war Amtsrichter in der Provinzialstadt E..l. — Er besaß neben seinem Einkommen noch ein ansehnliches Vermögen und lebte daher im Verhältnisse zu seinen Collegen auf einem ziemlich großen Fuß. In den ersten Jahren seines Aufenthalts daselbst hatte er sich mit der Tochter eines Beamten vermählt, die ihm drei gesunde Kinder gebar; bei der Niederkunft eines vierten aber, welches todt zur Welt kam, wurden ihre Gesundheitsumstände so zerrüttet, daß man für ihr Leben besorgt war. Sie konnte sich von dieser Zeit an nie mehr ganz erholen; die geringste Erhitzung und

Gemüthsbewegung ergriffen ihre Nerven und sie verfiel oft in eine Art Fieber, das mehrere Tage dauerte. Zu ihrem Unglück brach eine bösartige Krankheit aus, die ihre zwei jüngsten Kinder, wovon das eine vier, das andere fünf Jahre zählte, in einer Woche dahinraffte.

Schwer traf dieser Schlag die beiden Aeltern. Die Mutter konnte über ein Vierteljahr das Bett nicht verlassen und mehrmals glaubte man ihr Ende nahe. Endlich genaß sie langsam, konnte nach und nach wieder Theil an dem Hauswesen nehmen, und richtete nun ihre ganze Sorgfalt und Liebe auf ihre noch einzige siebenjährige Tochter Caroline.

Sie versäumte nichts in ihrer Erziehung, gab ihr selbst Unterricht in der französischen Sprache, hielt ihr nach dem Wunsche des Vaters einen Musiklehrer, der sie alle Tage besuchte und vorzügliche Anlagen in ihr entdeckte. Caroline machte solche Fortschritte, daß sie im zwölften Jahr, neben gründlicher Kenntniß der Real- und Elementar-Fächer, französisch lesen, sprechen und schreiben konnte, und auf dem Clavier als eine kleine Virtuosin zu betrachten war.

Der Vater, entzückt über eine solche Ausbildung, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, mit seiner Tochter in der Residenz zu leben, um ihr in den dortigen Cirkeln jene Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Benehmens zu verschaffen, die ihr in den gegenwärtigen Verhältnissen fremd blieben.

Um diesen Zweck zu erreichen wandte er sich an einige seiner einflußreichen Bekannten. Da er, vermöge seiner Kenntnisse und seines Rufes unter die ehenwerthesten Männer des Landes gehörte, so wurde sein Wunsch berücksichtigt und eh' ein halbes Jahr verflossen, kam er als Oberjustizrath in die Residenz.

Nun begann ein neues Leben für die Familie. In der Hauptstadt erzogen, fühlte sich Ruppert wie in sein ursprüngliches Element versetzt und überließ sich allen Eindrücken der öffentlichen Vergnügungen, die damals gerade im Gange waren. Caroline meinte, sie finge jetzt erst zu leben an und erlangte in kurzer Zeit eine solche Fertigkeit in den vornehmen Manieren, daß ihr Niemand so leicht die Provinzialstädterin ansah. Natürlich trug ihre Geschicklichkeit auf dem Clavier vieles dazu bei, ihr so bald den gehörigen Muth zu verschaffen; denn wo sie eintrat, war sie willkommen und bewundert. Auf diese Art vergingen fünf Jahre wie im Flug, in welcher sich ihre Gestalt zu einer nicht gewöhnlichen Schönheit entwickelte und Anbeter von allen Seiten an sich zog.

Der Sohn des Präsidenten von Breithof, dessen Vater von bürgerlicher Herkunft, aber mit mehreren Orden geziert war und in großem Ansehen stand, bewarb sich seit einiger Zeit sehr ernstlich um ihre Gunst. Er hatte sich zwar schon früher mit der Tochter eines gewissen Legationsraths Hummer versprochen, aber die Eigenschaf-

ten seiner neuen Geliebten übertrafen jene so sehr, daß er sich gedrungen fühlte, alle möglichen Vorwände zu gebrauchen, sein Wort zurückzunehmen und Carolinen Herz und Hand anzubieten.

Die Mutter, welche von den geschickten Aerzten der Residenz die Wiederherstellung ihrer Gesundheit erwartete, sich aber in dieser Hoffnung betrogen sah, fühlte sich in ihrer neuen Lebensart nicht glücklich. Sie sah oft mit Wehmuth auf ihre Tochter, wenn die Huldigung der Welt sie umstrahlte und ihr besseres Selbst dem Gift der Eitelkeit unterlag. Größtentheils war sie in das Krankenzimmer gebannt und konnte ihre Tochter nicht in die rauschenden Gesellschaften begleiten, wohin sie vom Vater geführt wurde. „Ich sehe mein Kind,“ seufzte sie oft, „vor meinen Augen untergehen und kann ihr keine Hand zur Rettung bieten.“ Sie ließ es zwar nicht an Ermahnungen fehlen, allein die mütterliche Stimme war zu schwach gegen den Tumult der Welt und gegen die Forderung des Herzens; Caroline schwang sich immer höher in der Bewunderung der Gesellschaften und mit jeder neuen Huldigung wuchs ihre Begierde nach Auszeichnung.

Ruppert fühlte sich unendlich glücklich in diesen Verhältnissen. Wenn seine Gattin es wagte, ihm hinsichtlich der Tochter ihre Besorgnisse zu eröffnen, so erklärte er solche geradezu für Grillen, für ängstliche Furcht eines kranken Gemüths und sann nur darauf, Carolinen, dem Liebling seines

Herzens, Gelegenheit zu neuen Triumphen zu verschaffen. Aus diesem Grunde waren ihm auch die Bewerbungen des jungen Herrn von Breithof willkommen; er sah sich und seine Tochter schon im Voraus in den höhern Cirkeln, und ergötzte sich an dem Gedanken, sie dort eben so verehrt und bewundert zu sehen.

Die Mutter wurde endlich von diesem Verbindungsproject in Kenntniß gesetzt. Anfangs äußerte sie nichts dagegen; als sie aber erfuhr, daß Breithof seine frühere Verlobte ihrer Tochter wegen aufgegeben, war sie schnell entschlossen. „Breithof kann nie der Deinige werden," sprach sie zu derselben; „du darfst nicht der Gegenstand des Neides und Hasses einer Andern seyn. Die Thränen einer Unglücklichen, welche sich durch dich um ihr Glück betrogen sieht, sollen nicht dein Herz beschweren. Ich bitte dich daher, ja, ich befehl' es, dich von deinem Bewerber mit guter Art zu trennen und ein Bündniß aufzulösen, das dich unausbleiblich unglücklich machen würde."

Caroline hörte mit Schrecken diesen Befehl, denn eine Verbindung mit Herrn von Breithof schmeichelte ihrer Eitelkeit, welcher sie bereits zu viele Opfer gebracht; auch war ihr Herz dabei im Spiele, denn die Empfindungen der Liebe fesselten sie stärker als sie je geahnet hatte und so fühlte sie sich in diesem Augenblick höchst unglücklich. Die Mutter bemerkte den Kampf ihrer Seele und stellte

ihr die Folgen einer solchen Verbindung vor. Caroline weinte und versprach zu gehorchen, während sie im Stillen auf den Ausspruch des Vaters hoffte. Die Lage der Dinge blieb demnach bei'm Alten, nur daß man die Vorsicht gebrauchte, den Fortbestand des Verhältnisses vor der Mutter geheim zu halten.

Doch dieser Zustand konnte nicht lange dauern; Carolinens Gefühle selbst empörten sich manchmal, wenn sie der Falschheit gegen ihre Mutter gedachte. Oft wollte sie darüber sprechen, aber ihr fehlte der Muth; endlich erfuhr Jene den Betrug und jammerte bitterlich über den Ungehorsam der Tochter. „Ich bin euch zur Last,“ sprach sie zu ihr und dem Vater, „aber der Himmel wird euch bald von mir befreien, dann werdet ihr einsehen, wie sehr ihr mir Unrecht gethan und wie gegründet meine Warnungen waren.“

Der Tochter Herz verstockte sich immer mehr; sie konnte der Mutter nicht ein Wort des Trostes erwiedern. Der Vater aber sagte: „Die Kranken sollen sich mehr mit sich selber, als mit Andern beschäftigen.“ Die arme Frau fühlte sich durch ein solches Benehmen höchst unglücklich und verlassen. „Lieblosigkeit!“ seufzte sie, „ist das schrecklichste in einer Familie, und diese, ich fühl' es, bringt mich in's Grab.“

Sie hatte wahr gesprochen. Ihre Nervenanfälle wiederholten sich mit doppelter Heftigkeit und nach

zwölf Tagen erklärte sie der Arzt für rettungslos. Dieser Ausspruch brachte auf ein Mal Friede in's Haus. Caroline nannte sich ihre Mörderin, und wich Tag und Nacht nicht von ihrem Krankenbette. Auch Ruppert war tief erschüttert. „Unseliger Hochmuth!“ sprach er zu sich selbst, „du verschmähst die Menschlichkeit und lässest uns dann trostlos im Unglück.“ Er übernahm mit Carolinen selbst die Verpflegung der Kranken, aber alle Mühe blieb fruchtlos; am fünfzehnten Tag rührte sie ein Nervenschlag und man sah jedem Augenblick ihrer Auflösung entgegen.

Als sie ihr Ende nahe fühlte, streckte sie den Ihrigen die Hände entgegen und sagte: „Vergebt mir, ich vergebe Alles. Ihr habt keine Schuld an meinem Tode! Wenn der Zwist, welcher unter uns entstand, ihn herbeigeführt, so war es ein Verhängniß, dem ich unterlag. Ich bin gefaßt und scheide von euch mit inniger Liebe und werde auch im Grabe eurer noch gedenken. Vergeßt auch mich nicht, damit ich in eurer Erinnerung fortlebe. Ich verlange kein Versprechen über irgend etwas, nur um eines bitte ich: übereilt euch nicht, damit späte Reue euch nicht Vorwürfe der Unvorsichtigkeit zuziehe. Euer Glück war mein Wunsch im Leben und bleibt es auch im Tode; mit dieser Betheurung trete ich in wenigen Minuten vor meinen Richter.“

Kaum hörbar hatte sie die letzten Worte gesprochen, als sie einschlummerte, um nie wieder zu erwachen.

Wir übergehen die Leichenfeier, den Schmerz der Tochter, so wie die Trauer des Vaters, und beschränken uns bloß auf die weitere Lebensgeschichte der Zurückgebliebenen. Caroline machte sich Vorwürfe, die Ermahnung der Mutter so wenig gehört zu haben und entschloß sich, in Zukunft den Anforderungen der Welt nicht mehr so blindlings zu gehorchen. Aus diesem Grunde wurde sie strenger gegen den Geliebten und hatte bald Gelegenheit sich zu überzeugen, daß seine Gefühle nicht so ernster Natur gewesen, um für das ganze Leben zu dauern. Eine reiche Nebenbuhlerin fesselte ihn und er wiederholte bei ihr daßelbe Verfahren, welches er bei seiner früheren Verlobten angewandt. Dieses schmerzte sie tief, und von der Zeit an widmete sie all' ihre Betrachtungen dem Andenken der heimgegangenen Mutter. Den Vater kränkte die Falschheit des Herrn von Breithof so sehr, daß er den Augenblick verwünschte, in welchem er sich nach der Hauptstadt gesehnt. Ein anderer Geist kam in sein Haus, der es zum Aufenthalt der Stille, der Trauer und des Unmuths machte. Alle seine Freunde entfernten sich von ihm, und so lebte er mit Caroline in der volkreichen Stadt so zurückgezogen, daß man in den Gesellschaftscirkeln seinen Namen bald nicht mehr nannte.

Ein Jahr ging vorüber, da zeigte sich in Carolinens Betragen eine auffallende Veränderung.

Sie wurde furchtsam und scheu, so, daß sie sich vor den Menschen verbarg und sich einem Hinbrüten überließ, welches sie für alle äußern Eindrücke unempfindlich machte. Als der Vater in sie drang, ihm die Ursache ihres Betragens zu entdecken, sprach sie: „Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht; oft bin ich wie gelähmt und dann wieder so aufgeregt, daß ich über die geringste Kleinigkeit erschrecke. In meinem Innern wogt es wie Wasserfluthen, und des Nachts hör' ich, ohne daß ich schlafe, Gepolter und Stimmen um mich her, die meine Nerven durchbeben und mich in einen Zustand versetzen, als läg' ich im heftigsten Fieber.“

Dem Vater wurde bange bei dieser Erzählung. Er fragte den Arzt um Rath. Dieser hielt es anfangs für Somnambulismus, bald aber bemerkte er, daß hier ganz andere Triebfedern zum Grunde lägen. Er verordnete Alles, was ihm in dem vorhandenen Falle zweckmäßig däuchte, jedoch vergebens. Der gereizte Zustand blieb, und der nächtliche Spuk schien sich zu mehren.

Nun änderte sich ihr Krankheitszustand auf eine wunderbare Weise; was sie vorher nur fühlte und hörte, trat jetzt sichtbar vor ihre Augen. Der erste Anfall dieser Art geschah den 4. April. Sie saß gegen Abend, als es dunkel zu werden begann, in ihrem Zimmer und dachte voll inniger Rührung, an den zu schnellen Tod ihrer Mutter und an ihr zerstörtes Lebensglück; da entstand auf ein Mal ein

Getöse im Gemach, als wenn die Wände krachten, und Tisch' und Stühle von ihren Stellen gerückt würden. Sie erschrak, blickte um sich und siehe da, ein Mann von untersetzter Gestalt, bräunlichem Angesicht und wilden Geberden, erhob sich ihr gegenüber und schaute sie mit blitzenden Augen an. Sie wollte fliehen, konnte sich aber vor Entsetzen nicht von der Stelle bewegen. Nun sprach der Mann: „Warum störst du mich? Laß' die Todten ruhen und lebe mit den Lebenden fröhlich.“ Sie Sie wollte antworten, war aber nicht vermögend ein Wort heraus zu bringen und ergab sich in ihr Schicksal, in der festen Ueberzeugung, dieß sey ihr letzter Augenblick. Endlich verschwand die Gestalt, indem sich eine dicke Wolke vor dieselbe stellte. Caroline erholte sich nach und nach von ihrem Schrecken, und klingelte um Licht; als daßelbe erschien, spähte sie im ganzen Zimmer nach der Ursache des Getöses und der Erscheinung, konnte aber nirgends die geringste Spur entdecken.

Derselbe Mann erschien unter ähnlichem Getöse den andern und die folgenden Tage wieder, und sie konnte sich nur dadurch von ihm befreien, wenn sie die Besonnenheit behielt, um Licht zu klingeln. Darüber erbittert, trat er ein Mal schnell vor sie hin und sagte: „Rühre dich nicht, oder du sollst es büßen! Von jetzt an mußt du mir deinen Mund leihen, und ich will den Leuten Geschichten erzählen, worüber sie staunen werden.“ Als er dieses

gesprochen, durchdrang ein Schauder ihr ganzes Wesen und es war ihr, als ob er nun gänzlich Besitz von ihr genommen. Sobald es dunkel wurde, brachte man Licht und ihre Besinnung stellte sich wieder her.

Am andern Tag war der Vater bei ihr. Sie erzählte ihm, was vorgefallen. Auf einmal krachte, nur ihr hörbar, der Fußboden. Sie erschrak und sprach: „Jetzt kommt er.“ Der Vater ergriff ihre Hand und erwiderte: „Sey ruhig, ich bin ja bei Dir.“ — „„Du bist auch der Rechte,““ ertönte es aus Carolinens Munde, mit rauher Stimme. „Kind!“ rief der überraschte Vater, „besinne dich und treibe keinen Scherz mit mir.“ — „„Scherz! mit dir?““ gab es zur Antwort, „„wer könnte das? Du bist zu blödsinnig.““

Ruppert sah die Tochter erstarrt an und brachte kaum folgende Worte heraus: „Bist du es, Caroline, die hier spricht, so fürchte dich der Sünde! Ist es eine andere Macht die in dir herrscht, so weiß ich nichts, als daß Gott mich furchtbar heimsucht.“

Die Stimme sprach noch manches gegen den Vater und die Tochter; nach einer Stunde verstummte sie, und Caroline mußte sich aus Schwäche zur Ruhe begeben.

Sie hatte seit dieser Zeit allen Muth verloren, und eine zuverlässige Person wurde für sie in den Dienst genommen, welche Tag und Nacht bei ihr verweilen mußte.

Der Sommer war eingetreten. Ruppert reis'te auf den Rath der Aerzte mit der Tochter in ein Bad, um sie durch stärkende Curen sowohl als fremde Gesellschaften zu zerstreuen und den Geist zu verbannen; aber Alles blieb ohne Erfolg.

Am 5. August, als sie schon wieder zu Hause war, trat ein neuer Umstand ein, von dem man nicht wußte, ob er zur Besserung oder Vergrößerung des Uebels führen werde. Caroline war mit ihrer Gesellschafterin in einem Garten vor der Stadt und sagte auf ein Mal zu derselben: „Liebe! wie komm' ich mir vor? Ich sehe die Sterne am hellen Tage.“ Jene erschrak, sie fürchtete einen Anfall des geistersehenden Zustandes, und machte den Vorschlag, nach Hause zu gehen. Sie verließen zusammen den Garten; aber Caroline sah auf dem Heimwege, und sogar in ihrem Zimmer durch den Plafond die Sterne.

„Was geht mit mir vor?“ sprach sie seufzend. „Warum diese Erscheinungen, wenn sie nicht zum Guten führen? Ach! ich seh' es täglich mehr ein, ich habe es an meiner Mutter verschuldet. Warum bin ich ihren Lehren nicht treu geblieben? Warum ließ ich mich von der Welt Eitelkeit blenden?“ — „„Schweig'!““ rief plötzlich die Stimme des Geistes aus ihr, „„oder ich lasse dir gar keine Ruhe mehr. Die Sterne die du siehst, sind Irrlichter deines Gehirns; trau' ihnen nicht oder zitt're!““

Caroline wagte fernerhin kaum zu reden; ja, sie fürchtete sich vor ihren eigenen Gedanken, denn oft bei der leisesten Idee wurde der Geist in ihr geweckt und brach in laute Verwünschungen aus. Die Sterne aber verließen sie nicht mehr und sie spähte unausgesetzt nach ihrem Schimmer, um von denselben Erquickung zu erlangen. Ein Mal, als ihr Glanz besonders hell war, bildete sich um einen derselben eine Art Wolke; der Stern verwandelte sich in Augen und endlich in ein ganz liebliches Gesicht, welches ihr Trost und Hoffnung zuzuwinken schien, sie breitete die Arme gegen daßelbe aus, aber in dem nämlichen Augenblick verschwand es.

Sie wollte laut ihre Freude über diese Erscheinung ausdrücken, allein plötzlich sprach der rauhe Geist wieder aus ihr und machte ihr bittere Vorwürfe. Caroline hatte sich durch die Länge der Zeit gewöhnt, dieses Ungethüm weniger zu fürchten und wurde auch nicht mehr so geschwächt von seiner Einwirkung. Seit der Erscheinung der Sterne und jenes lieblichen Gesichtes, gewann sie noch mehr Muth und war entschossen, Jenem in Zukunft nicht mehr so unbedingt zu gehorchen, sondern nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu handeln und ganz der lieblichen Gestalt zu vertrauen.

Der böse Geist lärmte gewaltig bei diesem Entschlusse. Es entstand ein Getöse als wenn das Haus einstürzen wollte, Caroline aber sprach:

„Ich bin an deine Spukereien gewöhnt und lasse mich nicht mehr abbringen.“ Er bemächtigte sich auf diese Rede hin wieder ihres Mundes, und stieß die heftigsten Verwünschungen aus.

Den 7. September Vormittags sah' Caroline wieder die liebliche Gestalt aus einer Wolke hervorgehen. Sie wandte keinen Blick von derselben und spannte ihr Ohr, um einen Laut von ihr zu hören; endlich glaubte sie folgende Worte zu vernehmen: „Gib Acht, ich komme in Dich!“ Alsbald empfand sie eine innige Rührung in ihrem Herzen; ihr wurde so wohl, daß sie Thränen des innigsten Dankes vergoß. Der liebliche Geist bemächtigte sich jetzt auch ihres Mundes und sprach mit weicher, angenehmer Stimme Worte des Trostes und der Erhebung. „Bewahre mich in Dir,“ tönte es aus Carolinens Munde, „und laß' mich nicht wieder durch jenen bösen Geist vertrieben werden, der Dich in den Abgrund zu führen sucht.“ Kaum hatte sie dieses gesprochen, so regte sich Jener, und das Herz und der Mund der armen Kranken schienen die Kampfplätze, auf welchen sich die beiden Geister in ihr aufgestellt hatten und zu bekriegen schienen. Sie fühlte dieses und sprach endlich in völliger Resignation: „Wie Gott will, ihm vertrau' ich und werd, ihn nie mehr verlassen.“

Ruppert, der alle Mittel ihr zu helfen erschöpft hatte, quälte sie nicht länger mit neuen

Euwarten; er that zwar was in seinen Kräften stand zu ihrer Erheiterung und Erholung, überließ sie aber ungestört ihrem unglücklichen Zustand. „Es ist eine Schickung Gottes,“ sprach er, „und als solche müssen wir es geduldig tragen, bis er selber hilft.“ Er erlaubte rechtlichen und bekannten Leuten seine Tochter zu besuchen, weil er bemerkt hatte, daß eine ruhige Gesellschaft wohlthätig auf sie wirke, und selbst wenn die Geister Gespräche durch Carolinens Mund hielten, litten solche Besuche keine Unterbrechung mehr, weil die Sache durch übertriebene Vorsicht selbst in der Meinung des Publicums nicht gewinnen konnte.

Eines Abends war Hofrath Düprecht mit Frau und Tochter bei ihr. Jener hätte sich schon längst gern mit eigenen Augen von der Wahrheit des Geisterspuks überzeugt, von dem man sich so vielerlei erzählte. Da er im Hause früher zu den guten Bekannten gehörte, so unterhielt er sich mit Carolinen auf die unbefangenste Weise über ihren Krankheitszustand und meinte, man solle die Geister dahin weisen, wohin sie gehören, nämlich in's Geisterreich. Kaum hatte er dieses gesprochen, so verfinsterte sich ihr Gesicht, die Augensterne zogen sich einwärts und der trotzige Geist ließ durch ihren Mund seine Stimme hören.

Geist. Was sprichst du albern, unvernünftiger Hofrath!

Hofrath. Ein wenig höflicher, wenn ich bitten darf.

Geist. Höflich mit dir, der mein Knecht ist?

Hofrath. Oho! Bis dahin hat es noch gute Weile.

Geist. Wie du meinst. — Ich weiß es besser.

Hofrath. Seht doch! der Geist läßt sich nicht ein Mal auf Definitionen ein, so gewiß ist er seiner Sache.

Geist. Knecht bist du, sage ich und zwar so sehr, daß du deinen Zustand nicht ein Mal mehr fühlst. Mein Geselle herrscht in dir und wohnt dort so sicher, daß er es nicht der Mühe werth hält, dich von seinem Daseyn in Kenntniß zu setzen.

Hofrath. Jetzt weiß ich es aber, denn du hast es mir gesagt.

Geist. Ja freilich weiß'st du es jetzt, aber du fühlst es nicht und was ist ohne dieses alles Wissen? Hahaha! Sey nur ruhig, nach deinem Tode lernst du uns kennen, dann wollen wir dich schon hetzen.

Der Hofrath wurde bleich bei diesen Worten. Er dachte; wenn die Bösen solche Reden führen, was werden erst die Guten von mir sagen. Die Lust zu fragen war ihm vergangen.

„Kann man nicht auch den guten Geist hören?" fragte nun des Hofraths Tochter. Der obige antwortete: „„So lange Gesellschaft unseres Gelichters

zugegen ist, darf er nicht nahen.““ Die Hofräthin erschrack ob dieser Antwort und rieth der Tochter von allen ferneren Fragen abzustehen.

Eine vertraute Freundin von Carolinen's Mutter kam eines Nachmittags zum Besuch. Sie war seit dem Todesfall der letztern nicht wieder in's Haus gekommen, weil ihr die Erinnerung zu schmerzlich war. Nun aber führte sie die aufrichtige Theilnahme her, sich von dem Zustand der hinterlassenen Tochter selbst zu überzeugen und ihr, wenn sie's vermöchte, Trost und Unterstützung anzubieten. Als Caroline sie erblickte, traten Thränen in ihre Augen, und sie redete die Besuchende mit folgenden Worten an: „Ach, theure Freundin meiner Mutter! kommen Sie die unglückliche Hinterlassene zu sehen? Könnten Sie mir seyn, was Sie meiner Mutter waren, vielleicht würd' ich wieder erlös't von meinen Uebeln! Aber für die Kinder der Welt, zu denen ich gehörte, blüht keine Freundschaft; im Unglück stehen sie allein und verlassen.“

Die Besuchende sprach der Kranken Muth ein und gab ihr die Versicherung: daß sie mit derselben Liebe ihr zugethan sey, wie der Mutter. Sie forderte Carolinen auf, es ihr zu vertrauen, wenn irgend ein geheimer Kummer ihr Herz beschwere und zu denken: sie übergebe sich einer zweiten Mutter. Caroline weinte heftig unter diesen Worten, dann trocknete sie das Antlitz und wollte reden, da drehte sich ihr Augenstern einwärts und der

gute Geist begann mit lieblicher Stimme durch ihren Mund zu sprechen: „Hilf ihr, mich in ihr befestigen.“ Caroline bewegte sich jetzt heftig und ehe sie sich noch fassen konnte, erscholl aus ihr mit rauhem Tone der Befehl: „„Fort, und lass' mich in Ruhe!““

Die Frau entsetzte sich. Als Caroline sich wieder erholt hatte, sprach sie gelassen: „Sie sehen unter welchem Verhängniss ich lebe. An die Einigkeit bin ich gewiesen, die Menschen fürchten mich in meinem Zustand und erblicken in mir ein Wesen, das nicht mehr in ihre Nähe gehört. Ach! läg' ich doch bei der Mutter im Grabe.“ — „„Beruhigen Sie sich,““ erwiderte Jene; „„der Anblick ihres Zustandes hat mich überrascht, aber nicht zurückgeschreckt. Bauen Sie auf mich, ich werde Sie nicht verlassen und täglich besuchen, was auch um Sie vorgehen mag.““

Sie blieb den ganzen Nachmittag und einen Theil des Abends bei ihr. Noch einige Mal hatte sie Gelegenheit die Aeußerungen beider Geister zu hören. Der Gute schien vieles auf sie zu halten, dem Bösen aber war sie nicht willkommen; allein sie achtete nicht darauf. Indem sie Carolinen der aufrichtigsten Theilnahme versicherte, versprach sie derselben, ihretwegen an einen Verwandten, einen Bergwerk-Inspector zu schreiben, der in solchen Fällen schon oft Hülfe geleistet habe. Sie hielt Wort und sandte gleich den andern Tag ihren Brief ab. Die

Antwort erfolgte: daß der Empfänger des Briefes, sobald es seine Geschäfte ihm erlauben, nach der Residenz kommen und den Zustand der Kranken untersuchen werde. Nach den vorläufigen Mittheilungen habe er alle Hoffnung auf gänzliche Herstellung der Leidenden.

Außer den angeführten Gesprächen trieb der Geist noch allerlei Muthwillen durch das ganze Haus. Die Thüren waren oft alle aufgeschlossen; Kleidungsstücke in den Garten, dafür aber Gartengeräthschaften in die Schränke gethan.

Als Ruppert ein Mal schnell zum Minister gerufen wurde, konnte man seine Uniform nicht finden; er machte ohne Staatskleid den Besuch und entschuldigte sich mit der Verwirrung, die in seinem Hause herrsche. Kaum aber war er zurückgekehrt, so fand man das Kleid in der obersten Kammer, wo man die Wäsche zu trocknen pflegt.

Ein ander Mal, als die Köchin in die Küche kam, waren alle Geräthschaften aus derselben fort. Sie machte Lärm, indem sie glaubte, ein Dieb habe sie des Nachts entwendet. Später fand man jedoch sämmtliches Geschirr in dem Holzstall künstlich auf einen Haufen geschichtet.

Eines Morgens als eben diese Köchin in den Keller ging, sah sie, als sie hinein trat, eine hell lodernde Flamme. Sie erschrack heftig und eilte mit Angstgeschrei in das Zimmer des Herrn, als ob der Geist, den sie gesehen zu haben meinte, sie

verfolge. Nachdem sie ihren Irrthum erkannt und sich erholt hatte, erzählte sie die Ursache ihres Schreckens. Man begab sich in den Keller und traf an einer Stelle, wo es nicht gefährlich werden konnte, ein mit gespaltenem Holz' unterhaltenes Feuer. Es entstand ein furchtbarer Tumult im Hause; die Dienstboten erklärten, nicht länger mehr bleiben zu können, und der Besitzer kündigte Ruppert die Miethe auf, weil er sein Eigenthum nicht in beständiger Feuersgefahr wissen wolle. Große Betrübniß erfolgte auf diesen Vorfall. Ruppert sprach laut: „Ach, wenn nur der Tod meine Tochter zu unserm beiderseitigen Glücke von einem unglücklichen Daseyn befreite!"

Die obengenannte Freundin hörte von dieser Geschichte, und begab sich sogleich zu Carolinen, um den Grund davon zu vernehmen. Sie beruhigte die aufgeregten Gemüther und bat, nur noch so lange zu warten, bis ihr Vetter, der Bergwerk-Inspector komme; dieser werde gewiß wieder Alles in Ordnung bringen. Sie schrieb ihm deßhalb zum zweiten Mal, seine Reise zu beschleunigen.

Beide Geister drangen schon lange darauf, sie zu erlösen. Der Sanfte klagte oft bitterlich über den Andern, daß er ihr die Ruhe gestohlen, sie früher um ihren Glauben gebracht, und ihr jetzt den Eintritt zur Seligkeit wehre. Bei seiner Lebzeit sey derselbe ein Wucherer gewesen, habe viele Schätze gesammelt und sie in dem Keller des Hau-

ses, wo sie sich jetzt befinden, vergraben; so lange diese Kostbarkeiten nicht gehoben seyen, könne sie nicht von seiner Verfolgung befreit werden. Der wilde Geist drang auf die Entfernung seines widerwärtigen Gesellschafters; erst wenn er wieder allein Herr sey, könne er die Rauhheit ablegen und zum wahren Glücke gelangen. Caroline litt am meisten bei diesen Kämpfen und fand sich nicht selten in der größten Verlegenheit: denn wenn sie dem guten Geist eine Zusage machte, so wüthete der andere, wenn sie aber dem Letztern Hülfe versprechen wollte, so fing der Sanfte einen solchen Jammer an, daß sie von den Thränen, welche er durch ihre Augen vergoß, gar nicht zu sich selber kam.

Caroline entdeckte einigen Personen das Geheimniß wegen des Schatzes im Keller, und der Hausbesitzer, von dem man sagte, daß er das Geld sehr liebe, soll wirklich einen Versuch gemacht, aber nichts gefunden haben. Der wilde Geist, welcher Alles wußte, was in und außer dem Hause vorging, machte wenigstens sehr lustige Anmerkungen darüber, und mehrere Leute im Hause wollten in der That frische Erde gefunden haben.

Beide Geister hatten übrigens auch die Gabe der Vorherverkündigung. Der Böse ärgerte oder freute sich oft schon zwei oder drei Tage der kommenden Besuche voraus. Der Sanfte wußte eben so gut die frommen Basen mit Namen zu nennen, von denen er Labsal durch geistliche Sprüche er-

wartete. Selbst in die Angelegenheiten des Hauses mischten sie sich und sprachen von künftigen Ereignissen, wie Andere von den Neuigkeiten des Tages. Dieses mußte natürlich das Interesse noch erhöhen, das man an diesem Geisterwesen nahm, und es ließen sich nach und nach Leute von allen Classen melden, um über verwickelte Angelegenheiten oder Unternehmungen sich Raths zu erholen.

Ein Mal kam ein Gutsbesitzer, ein alter Bekannter Ruppert's, mit Frau und Tochter zum Besuch, in der Absicht, über eine projectirte Heirath der Letztern einigen Aufschluß zu erhalten. Der böse Geist sprach: „Heirathe den Purschen, denn der ledige Stand taugt nicht für dich." Der Sanfte entgegnete: „„Berathe dich vorher mit dem Himmel!"" Caroline aber sagte in ihrer natürlichen Stimme: „„„Wenn du den Segen deiner Aeltern hast, so folge dem Zuge deines Herzens."""— Bei diesen Dreien geschah es, daß Jedes von einer andern Stimme die Antworten auf seine Fragen erhielt. Mit dem Vater unterredete sich der rauhe Geist, mit der Mutter der Sanfte, der Tochter aber gab immer Caroline selbst Antwort über das Gefragte.

Endlich erschien der sehnlichst erwartete Bergwerk-Inspector Mohrland. Die Geister, welche sonst alle Besuche vorher wußten, schienen von diesem nichts geahnt zu haben, und es war eine auffallende Ruhe unter ihnen, als er

Carolinens Hand faßte und sie nach ihrem Befinden fragte. Sie konnte ungestört über Alles Auskunft geben und die Kraft der Geister schien in seiner Nähe gebrochen. Ruppert freute sich dessen und faßte neue Hoffnung. Der Bergmann aber versicherte, das Uebel sitze tiefer als er gedacht habe, denn die Ruhe sey keineswegs Schwäche, sondern Schlauheit, um ihn irre zu führen. Er ließ sich die gehörigen Notizen geben und erbat sich außer dem Vater noch einen Zeugen bei seiner Curart, auf dessen Rechtlichkeit man sich verlassen könne, im Fall seine Handlungsweise übel gedeutet werden sollte.

Ruppert schlug seinen Hausarzt, der sich als Freund und aufrichtiger Theilnehmer seines Schicksals bewährt habe, vor; Mohrland war es zufrieden und versprach, gleich morgen mit der Cur den Anfang zu machen.

Der Arzt kam. Er und der Vater traten in des Bergmanns Zimmer, um sich gegenseitig kennen zu lernen und über das Vorhaben zu besprechen. Mohrland begrüßte den Arzt und sprach:

„Es freut mich, einen Biedermann kennen zu lernen. Was wir unternehmen, ist ungewöhnlich, weil die Wirksamkeit der menschlichen Kräfte zu wenig bekannt ist und meistens fehlerhaft geleitet wird. Um mit Geistern umzugehen, muß man sie selbst kennen und mit ihrem Wesen vertraut seyn.

Im vorliegenden Falle vermag die gewöhnliche Kunst nichts mehr, sondern die freie geistige Kraft muß in's Mittel treten, und das Böse von dem Guten sondern. Erwarten Sie daher nicht, daß ich Geister beschwören oder Teufel austreiben werde; ich bin nur gekommen, ein verlornes Gleichgewicht in einer Menschennatur wieder herzustellen, welches sich durch gewaltsame Zurückgezogenheit und ungeregeltes Erwachen des innern Lebens verloren hat. Die beiden Geister, welche sich in dem Mädchen zeigen, sind keine Wesen außer ihr, sie ist es selber. Unordentliche Begierden, unterdrückte Leidenschaften, Gewissensangst und andere Ungethüme haben sich in ihr entwickelt, sich zu Gestalten erhoben, welche in ihr wachsen, und die Herrschaft über alle ihre Gedanken, Wünsche und Handlungen gewinnen. Sie selbst ist untergegangen in einem ihr fremden Kampfe, unsere Aufgabe ist, sie vom Drucke zu befreien und ihr natürliches Ich ihr wieder zu verschaffen.

Der Arzt erwiederte: „Die äußeren Mittel sind erschöpft, und wenn Hülfe möglich ist, so kann sie nur nach Ihrem Plan, welcher das Psychische der Kranken im Auge hat, erfolgen, und ich schätze mich glücklich, Zeuge einer Behandlungsweise seyn zu dürfen, die das Geistige als Mittel betrachtet, um eine zerrüttete Menschennatur wieder herzustellen.“

Ruppert aber sprach: „Ich baue auf Gott,

daß er Sie erleuchten werde, meine Tochter von einem Uebel zu befreien, das furchtbarer ist als jede Krankheit, weil es die innersten Kräfte des Lebens berührt, und Körper und Seele zugleich erschüttert."

Sie begaben sich zu Carolinen. Ueber eine Viertelstunde waren sie bei derselben, und keine Spur eines in ihr wohnenden Geistes zeigte sich. Endlich begann Mohrland und sagte: „Nun du wilder Kobold, warum bist du in meiner Nähe so stumm? Antworte mir, ich befehle es!" Carolinens Augen verdrehten sich und der Geist strengte sich an zu reden, brachte aber kaum in einem grinsenden Tone folgende Worte heraus: „„Lass' mich in Ruhe!"" Mohrland richtete nun an den Sanften seine Rede, indem er sprach: „Auch du scheinst dich zu verbergen? Warum so scheu vor mir?" So lieblich wie Flötenton erklang die Antwort: „„Du magst mich nicht in meinem Himmel wissen."" — „Da hast du Recht," erwiderte der Bergmann, „dein Himmel gefällt mir nicht ganz, er ist die Schöpfung eines frömmelnden, aber nicht frommen Gemüths." Der Geist seufzte und Caroline saß mit verdrehten Augen stumm in der Gesellschaft.

„Caroline!" rief nun der Bergmann, schläfst du?" Sie regte sich krampfhaft. „Caroline!" wiederholte Jener, „erwache und gib mir Antwort." Die Geister schienen sprechen zu wol-

ken; er ergriff ein Tuch, das in der Nähe lag, warf solches über des Mädchens Haupt und hielt es unter dem Kinn fest zusammen, indem er sagte: „Schweigt oder ich erdroßle euch! Sie, nicht euch will ich hören. Caroline, gib mir Antwort, ich gebiete es dir!“ Sie machte eine Bewegung mit den Händen, um das Tuch zu entfernen. Mohrland zog es hinweg und Caroline sah die Umstehenden an, als ob sie aus einem tiefen Schlaf erwache. „Guten Tag, meine Tochter!“ sagte der Bergmann. „Haben Sie sich Ihrer unsaubern Gesellschaft entledigt?“

Caroline. Ich fühle mich frei.

Mohrland. Wie lange?

Caroline. Das weiß ich nicht.

Mohrl. Warum sollten Sie das nicht wissen, da Sie doch Herrin des Hauses sind?

Carol. Ich bin um meine Herrschaft gekommen.

Mohrl. Sie müssen dieselbe wieder herstellen.

Carol. Ich bin zu schwach.

Mohrl. Ich werde Ihnen beistehen. Wollen Sie mich als Verbündeten annehmen?

Carol. Sehr gern.

Mohrl. So hören Sie meine Bedingungen. Studiren Sie Ihren Feind, damit Sie ihm seine Schwäche ablauern und Sieger werden.

Carol. Wie kann ich das?

Mohrl. Nicht zugeben, daß einer derselben herrsche. Weder der Eine noch der Andere ist gut,

denn Beide sind nur Auswüchse Ihres eigentlichen Lebens. Suchen Sie sich selbst, dann haben Sie das Oberhaupt, dem Sie ohne Gefahr gehorchen dürfen.

Carol. Ich begreife zwar, was Sie meinen, aber ich vermag nicht, mich meinen Gegnern zu zeigen.

Mohrl. Dann müssen Sie Gehorsam lernen.

Carol. Ich bin dazu bereit; was hab' ich zu thun?

Mohrl. Fleißig sagen: Ich! Ihr Ich ist unterdrückt durch andere Kräfte, befreien Sie dieses und dann sind Sie wieder gesund.

Carol. Das gebe der Himmel!

Mohrl. Nur Muth und Vertrauen! Befolgen Sie meine Lehre und Sie werden sehen, daß ich, von Ihrer bessern Natur unterstützt, bald die Ruhe in Ihnen herstellen werde. Morgen komm' ich wieder, zeigen Sie, daß Sie eine folgsame Tochter sind.

Er reichte ihr die Hand und entfernte sich. Ruppert und der Arzt folgten ihm, ohne ein Wort zu sprechen. Caroline verfiel nach diesem Besuche in eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und schlummerte fast den ganzen Tag. Am Morgen kam der Arzt Punct neun Uhr, um wieder als Zeuge bei Mohrland's Heilart zugegen zu seyn, und sie verfügten sich mit dem Vater zu der Kranken.

Dieses Mal war sie in einem gereizten Zustand. Ihre inwohnenden Geistergäste schienen sich ver=

bundeit zu haben, um ihrem Feinde desto sicheren Widerstand zu leisten. Bei der leisesten Anspielung auf Carolinens Befinden, antwortete der wilde Geist mit Heftigkeit und drohte dem Bergmann. Selbst der sanfte Geist mischte in seine melodischen Töne Worte des Unwillens. Mohrland rief wieder wie gestern Carolinen mit Namen. Wenn sie aber sprechen wollte, so war es, als wenn Jemand ihr die Kehle zudrückte. Er berührte ihren Hals mit seinem Daumen, und so gewann sie wieder Kraft zu reden. Mohrland sprach: „Caroline hat noch nicht den Muth, mir zu gehorchen?"

Carol. Es wäre schon Anders, wenn ich Stärke hätte.

Mohrl. Sie liegt in Ihnen.

Carol. Ich finde sie nicht und weiß sie auch nicht zu suchen.

Mohrl. Der Geist des Menschen ist einfach. Sie haben sich zersplittert und darum sind Sie unvermögend zu kämpfen. Sammeln Sie Ihre Kräfte unter ein Panier, unter das Gefühl Ihres Ichs, das in dem Herzen spricht und Sie sind frei.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Caroline ihm zu. Ihre Brust hob sich unter seiner Rede. Er legte seine Hand auf ihren Rücken und fuhr fort:

„Sie haben sich entfernt von dem Altar Ihres Lebens und sich in seine Cuppel begeben. Das

Herz ist die Stelle, wo unsere Natur Sicherheit und Freiheit gewinnt; dort müssen Sie wieder fühlen und sprechen lernen, sonst ist für Sie keine Hülfe. Der Kopf ist die letzte Instanz unserer Thätigkeit; erst wenn wir in unserm Gemüth Erfahrungen der Freundschaft und Liebe gemacht haben, darf der Kopf darüber nachdenken. Wenn wir Erfolge unseres Denkens suchen, ehe wir die Erfahrung haben, so entstehen Phantome, die sich anpflanzen, keimen, wachsen und uns endlich ganz umhüllen. Entziehen Sie die Wirksamkeit Ihrer Sinne dem Kopf, senken Sie Aug', Ohr, Geruch und Geschmack hinunter in den Leib, lassen Sie die unsichtbaren, geistigen Poren wieder die natürliche Richtung gewinnen und nicht hinaufwärts spielen, dann werden Sie empfinden, welche Kraft daraus entspringt, und wie naturgemäß wir unsere Freiheit uns selber zu geben und zu bewahren im Stande sind."

Es schien, als wenn sie jedes seiner Worte nicht nur hörte, sondern sogleich in Anwendung brächte. Sie athmete einige Mal aus der Tiefe ihres Herzens und als er zu reden aufhörte, erwiederte sie: „„Sie haben die Wurzel meiner Krankheit berührt und ich fühle heute ganz deutlich, daß man sie vertilgen kann. Aber Mühe wird es kosten . . . darum stehen Sie mir bei!""

Mohrland nahm ihre Hand und fuhr fort: „Sie sind eine folgsame Tochter und darum wol-

len wir sogleich die Probe damit machen, Ihren Feinden sich rüstig entgegen zu stellen. Ihr Haus ist unterminirt, das Fundament desselben locker, darum müssen wir fest stehen auf den Füßen und dem Feind die Hoffnung nehmen, uns so leicht zu stürzen. Haben Sie den Muth stark aufzutreten?"

Caroline erhob sich, stellte sich vor Mohrland hin und sprach: „„Hier stehe ich."" — „Nun wohl," sagte er weiter, „jetzt sollen sich die Geister zeigen, wenn sie im Stande sind." Alles war gespannt, aber Caroline stand ruhig. „Seyd ihr stumm geworden?" fuhr Mohrland fort. Carolinens Augen fingen an sich zu drehen, kaum aber bemerkte er dieses, so rief er ihr zu: „Fest gestanden!" Zugleich zog er ihre Arme an ihren Leib herunter und gebot ihr, die Mundwinkel nicht in die Höhe zu spannen. Es gelang; denn der Augenstern kam wieder hervor und Caroline hatte auf diese Weise den ersten Sieg über ihre Feinde davon getragen.

Mohrland ertheilte ihr Lobsprüche über ihr Betragen und sagte: „Ueben Sie sich auf festen Füßen zu stehen und in Ihrem Herzen „Ich" zu denken, dann werden wir bald am Ziele seyn."

Er entfernte sich mit seinen Begleitern. Der Arzt konnte sich über dieses Verfahren nicht genug verwundern und bat sich Erklärungen darüber aus; doch Mohrland entgegnete: „Ich denke, es wird

Ihnen im Verlauf der Behandlung Alles klar werden.“

Den andern Morgen, als Mohrland mit seinen Freunden zur Kranken kam, war sie ganz ruhig. „Wie haben Sie geschlafen?“ war seine Anrede. „„Die Nacht war ziemlich gut,““ gab sie zur Antwort, „„nur fühlte ich in meinen Füßen manchmal ein heftiges Brennen, das mich nicht schlafen ließ.““ — „Wohl,“ sprach Jener, „die Wurzel Ihres rechten Lebens greift schnell um sich, das ist ein gutes Zeichen.“ Er legte seine Hand wieder auf ihren Rücken und forderte die Geister heraus. Sogleich drehten sich Carolinens Augen einwärts, der sanfte Geist seufzte und der Rauhe ließ sich in Vorwürfen hören. Mohrland fragte mit Strenge: „Du böser Auswuchs, wie lange wirst du noch in diesem Körper wohnen?“

Geist. So lange es mir beliebt.

Mohrl. Nun wohl, so wird es dir belieben, in dich selber zu versinken und aller Kraft beraubt, zu dienen, statt zu herrschen. Du bist eine untergeordnete Kraft Carolinens, wie kannst du nun so thöricht seyn, gegen dich selber zu wüthen? Wenn du sie verdirbst, so gehst du mit ihr zu Grunde, gewinnt sie aber sich selber wieder, so könnt ihr euch Beide mit ihr in Eines verbinden und zum Leben gehen.

Geist. Pah!

Mohrl. Wähle! Entweder du thust, was ich

begehre, oder ich löse dich ab von ihr, wie man ein krankes Glied vom Körper trennt und werfe dich hinaus in die Wüste. Du bist ein verdorbenes Lebensglied und hast daher nur zwei Wege, entweder gesund zu werden oder dich wegschneiden zu lassen.

Der Geist ließ heulende Töne vernehmen und verstummte. „Liebe Tochter," fuhr Mohrland fort, „Sie haben über meine Erwartung gekämpft! Fahren Sie so fort und bald ist Alles gut. Hören Sie jetzt meine ferneren Lehren:

„Ich verlasse Sie auf vier Wochen; bleiben Sie während dieser Zeit standhaft. Die Geister werden oft Versuche machen, die Herrschaft wieder über Sie zu gewinnen, darum seyn Sie vorsichtig. Geben Sie Ihren Augen Demuth! das heißt: wenden Sie den Stern derselben hinunterwärts, damit das Gehirn von ihren Strahlen nicht geblendet werde. Legen Sie die rechte Hand zwei Zoll unter den Magen hin und flehen zu Gott um Gnade. Gnade sey Ihr Gebet. Gib Gnade, du großer Gott, deiner Magd! so denken Sie unaufhörlich; ohne alle Geberden, ohne alle Bewegung des Mundes, bloß in Ihrem Innern sprechend, an die Fußsohlen sich heftend, von da aus den Sitz im Herzen suchend, dann wollen wir sehen, ob wir in vier Wochen nicht fröhlich miteinander Danklieder singen."

Caroline machte sogleich eine Probe des vor-

geschriebenen Gebetes und der Stellung. Der rauhe Geist wollte sich regen. Mohrland bedrohte ihn und sprach: „Ich gebiete Friede und verkünde, wenn die Spukgeschichten im Hause nicht aufhören und Caroline nicht Ruhe gewinnt, so mußt du fort, wohin dich die Bibel weis't.“ — „„Oh!““ ertönte es hohl aus dem Munde der Kranken, und die Ruhe auf ihrem Gesichte und in ihrem Gemüthe war hergestellt.

Mohrland verließ mit den Uebrigen das Zimmer. Caroline übte sich in ihrer Aufgabe, wurde aber so sehr vom Schlafe überwältigt, daß sie genöthigt war, sich auf das Sopha zu legen. Der Arzt hatte heute besonders viel auf dem Herzen, über welches er Aufschluß wünschte und wandte sich deßhalb an Mohrland.

„Nur zwei Fragen erlauben Sie, ehe Sie uns verlassen. Sie scheinen bei Carolinen bloß auf ihre Glieder zu wirken und nehmen keine Rücksicht auf ihr Denkvermögen, auf ihren Verstand. Sollte sie nicht vor allem Andern wieder richtig denken lernen?“

Mohrl. Wie kann sie Letzteres, so lange das Leben, aus welchem der Gedankenbaum keimt und ihm Nahrung gibt, in Unordnung ist?

Arzt. Es klingt sonderbar, aber näher betrachtet, muß ich selber sagen, es ist der einzig wahrhaftige Weg. Die Pflanze ohne taugliche Erde kann nicht gedeihen; im Gegentheil, sie geht nach

und nach zu Grunde. Woher kommt aber den Geistern die Kraft, im Hause solche Unordnungen zu bewirken?

Mohrl. Durch die Person, in deren Besitz sie sind. Sie zwingen und treiben dieselbe zu Handlungen, die oft sehr schwierig und sonderbar sind, so, daß der gewöhnliche Mensch auf den Schluß kommt, Geisterhände haben hier gehandelt, indessen die von ihnen beherrschten Personen solches vollbracht.

Arzt. Aber was verleitet sie dazu?

Mohrl. Fragen Sie den Schlafwandler, warum er umherirrt und oft die gefährlichsten Stellen besucht? Der Geist zwingt sie und gibt ihnen die dazu nöthige Geschicklichkeit. Er weiß die Zeit, sein Werkzeug unbemerkt zu führen, und es muß seinem Willen gehorchen, ohne daß es darum weiß oder sich darauf besinnen kann. Glauben Sie mir! Alles ist im Innern des Menschen, nicht im Aeußern, und bei dem gräßlichsten Geisterspuk, bei den mannigfaltigsten Erscheinungen derselben, ist immer nur Derjenige im Stande sie zu sehen und ihr Gepolter zu vernehmen, dessen Geisteskräfte aufgeregt und in einer Art von Traum oder hellsehendem Zustande sind.

Arzt. Wenn das wäre, so hätte ja der Mensch nur sich allein zu studiren, um alle Erscheinungen seiner Gattung zu erkennen und zum höchsten Wissen zu gelangen.

Mohrl. Glauben Sie denn, es sey ein anderer Weg möglich? Müssen Sie, um eine Holzart kennen zu lernen, alle Bäume seiner Gattung zergliedern? Gewiß nicht, einer reicht hin; diesen aber untersucht man von der Wurzel bis zur Krone, von der Rinde bis zu seinem innersten Mark; dadurch gewinnt man die Kenntniß der ganzen Gattung. Was Sie dann ferner thun, besteht nur in der Vergleichung des einen mit dem andern, die jedoch ohne gründliche Kenntniß eines Einzelnen unmöglich ist, mit der Letztern aber keine Schwierigkeit hat.

Arzt. Aber Menschenkenntniß ist anderer Art als Pflanzenkenntniß?

Mohrl. Allerdings; in so fern der Mensch anderer Art ist; die Erkenntniß aber läßt sich nur auf obige Weise erringen. In jedem Einzelnen sind alle Merkmale der Gattung; Jedes ist nur eine Wiederholung des Andern und darum müssen wir uns nothwendig auf die Untersuchung derjenigen Einzelnheit beschränken, welche uns gegeben ist. Der Mensch ist nicht Herr eines Andern, sondern nur seiner selbst; darum kann er auch nur in sich selbst die Andern erkennen. Die Sache ist so klar als zwei Mal zwei viere sind. Wenn wir aber diese Wahrheit nicht so leicht einsehen, als sie ist, so kommt es daher, weil wir uns angewöhnt haben, statt auf uns, nur auf Andere zu

sehen, die uns dann zeigen, was ihnen beliebt und uns, statt zur Wahrheit, auf Irrthümer führen.

Arzt. Ich begreife und sehe ein, daß Sie Recht haben, ja Recht haben müssen, wenn die Untersuchung der menschlichen Natur überhaupt möglich ist.

Mohrl. Sie ist möglich; darauf, statt alles Beweises, vor der Hand mein Wort. Jetzt muß ich meine Anstalten zur Abreise treffen. Ihnen übergeb' ich meine Kranke. Es werden körperliche Uebel, Zahn- und Ohrenschmerzen sich einstellen; unternehmen Sie dagegen keine Radicalcuren, sondern begnügen Sie sich, mildernde Mittel zu gebrauchen.

Mohrland reis'te noch denselben Tag ab. Caroline war die ersten Tage ziemlich von Geisterspuk frei. Sie übte sich in den Aufgaben, die der Bergwerk-Inspector ihr vorgeschrieben und spürte nach vierzehn Tagen die Einwirkung derselben; das Herz gewann mehr Stärke, sie war empfänglicher für das äußere Leben, in ihren Ohren aber fing es an zu brausen und heftige Schmerzen zuckten durch ihre Kinnladen, als ob Feuer darin wüthete. Nun fingen auch die Geister wieder an sich zu regen, aber trotz der Leiden gelang es ihr, meistens ihren Angriffen zu widerstehen. Nachts war ihr Schlaf durch ein nur ihr hörbares Pochen und Lärmen unterbrochen. Mehrmals trieb es sie aus dem Bette, um Nachtwanderungen zu unternehmen.

Die Geister hatten aber ihre Vorsicht größtentheils verloren, denn jetzt sahen mehrere Hausbewohner Carolinen umhergehen und die sonderbarsten Streiche ausüben. Wenn man sie den andern Tag darüber zur Rede stellte, so wußte sie nicht das Geringste davon. „Mohrland hat Recht," sprach nach mehreren solchen Beweisen der Arzt, „und nun glaube ich auch, daß er in solchen Fällen mehr Kenntnisse besitzt, als wir mit unsern weitläuftigen Systemen, und daß seine Lehre, Alles in sich selber zu suchen, in der Natur gegründet sey." Die Uebel, welche der Bergmann vorher gesagt, trafen auf das Pünctlichste mit vieler Heftigkeit ein. Der Arzt befolgte seine Vorschriften und als Mohrland wieder zurückkam, fand er Jenen gerade bei Carolinen, um ihr gegen die obengenannten Schmerzen einige Linderungsmittel zu verschreiben.

„Ich sehe," sagte Mohrland, „daß meine Patientin fleißig war, sonst wäre der Arzt nicht bei ihr. Was machen die ungebetenen Gäste? Sind sie noch nicht bezwungen? Der Arzt berichtete über Alles, was sich seitdem begeben. „Gut," erwiederte Mohrland, „bald sind wir am Ziele." Er nahm Carolinen bei der Hand, richtete mehrere Fragen an sie, welche dieselbe mit Sicherheit und hellem Verstande beantwortete. Die Stimme des sanften Geistes hatte sich beinahe ganz verloren und sich mit Carolinens natürlichem Tone vereinigt. Der rauhe Geist aber wollte seine Wild-

heit nicht ablegen, darum bedräute ihn Mohrland und verhieß ihm ein schmähliches Ende. „Du bist unwürdig," sprach er „im Leben zu bleiben, darum löse dich ab von diesem Hause, in welchem du dich überhoben und dir selber dein Schicksal bereitet. Von jetzt an werde dir alle Nahrung entzogen; über keinen Ton, keinen Blick und keine Geberde sollst du mehr gebieten, und wenn du dann hungernd und dürstend dich nicht mehr halten kannst, so laß' uns in Frieden und verfaule in der Nacht, aus welcher du stammst." Der Geist machte alle mögliche Versuche, sich diesen Geboten entgegen zu stellen, aber der Bergmann sah seiner Patientin fest in's Auge, faßte ihre beiden Hände und hauchte durch alle Eingänge geistige Kräfte in sie.

„Der Thron ist wieder aufgerichtet," sagte er feierlich, „und es fehlt nur noch sich darauf zu schwingen. Liebe Tochter! nur noch kurze Zeit Muth und Sie werden sehen, welch' ein Lohn Ihnen zu Theil wird. Sie haben sich stellen lernen, nun müssen Sie suchen, sich zu wehren. In den Händen liegt die Kraft dazu. Aus den Fingerspitzen gehen Lebensflammen, denen nichts Unreines widerstehen kann; suchen Sie in diesen das Leben, und wo sich etwas regt, das Ihnen schaden will, so gebrauchen Sie dieselben als Waffen. Was ich Sie beten lehrte, üben Sie fort und bald wird Ihr besseres Leben den Sieg errungen haben."

Caroline horchte aufmerksam zu und indem er sprach, spürte sie ihre Hände und Finger sich beleben. Sie machte sogleich einige Versuche, wurde aber dadurch so ermattet, daß sie im Beiseyn Mohrland's und des Arztes in einen Schlummer verfiel. Jener sprach: „Sie beschämt die Männer — sie hat in kurzer Zeit eine Kraft errungen, die mich in Staunen setzt. In wenigen Wochen ist sie so weit, daß sie meiner nicht mehr bedarf, sondern sich selber helfen und zur Reife bringen kann.“

So geschah es auch. Sie hatte zwar noch manche Kämpfe zu bestehen, Schmerzen aller Arten wühlten in ihrem Fleische und in ihren Knochen, allein sie blieb standhaft und sagte: „entweder recht oder gar nicht leben!“ Nach zwei Monaten, es war Abends, wünschte sie allein zu seyn, um sich ganz ihrer innern Thätigkeit zu überlassen, da fühlte sie sich mit einem Mal so ergriffen, daß sie meinte, der Boden wanke unter ihr. Sie aber blieb standhaft und dachte: „es ist vielleicht die Crisis; fort mit Allem, was mir nicht ursprünglich angehört!“ Der Kampf wurde immer heftiger und endlich war es ihr, als lös'te sich etwas von ihrem Körper ab und entschwinde in die Finsterniß. Sie fühlte sich auf ein Mal so leicht, daß sie meinte, in die Lüfte sich erheben zu können. „Gnade, Du bist ewig gnädig!“ sprach sie, „ich fühle, Du hast mich befreit von meinem Uebel.“ —

Den andern Morgen war sie, ohne krank zu seyn, doch sehr geschwächt. „Ich komme mir so jung vor," sagte sie, „daß ich mich kaum getraue auf die Füße zu treten." Acht Tage lang dauerte dieser Zustand; endlich fühlte sie sich wieder stark und zum ersten Male wandelte sie unter den Hausgenossen als eine Gesunde.

Mohrland, der indessen wieder zwei Monate entfernt gewesen war, kam vor das Haus gefahren. Sie bemerkte ihn schon früher, als der Wagen um die Ecke kam, vom Fenster aus und eilte vor die Hausthüre, ihn zu empfangen. Er sah sie und legte seine Hand auf die Brust, um zu danken. Sie hob gleichfalls die Hände zum Himmel und sprach: „Dort ist Ihr Lohn, Menschen können Ihnen nicht vergelten." — „„Liebe Tochter!"" sprach er, als er aus dem Wagen gestiegen war, „„welche Freude Sie mir machen, ist nicht zu schildern."" — „Ich bin Ihre Tochter," antwortete sie, „denn Sie haben mir nicht nur das Leben, sondern ein neues Daseyn in Gott gegeben. Ich bin frei von allen Feinden und habe das Licht des Himmels in mir."

Mohrland blieb nun einige Wochen bei Ruppert, um Carolinen für die Zukunft zu befestigen und ihr Lehren zu geben, das innere Leben, welches sie gewonnen, in seinem reinsten Lichte erkennen zu lernen. Sie hörte und verstand jetzt seine Worte, und wenn sie noch über etwas im Zweifel

war, so konnte sie sich gewöhnlich selbst die Aufklärung verschaffen.

Eines Vormittags, als sie sich geistigen Anschauungen überließ, bemerkte sie, daß die meisten der früheren Gaukelbilder, welche sie in einem solchen Zustande gewahrte, sich nur noch dunkel oder gar nicht zeigten. Unter diesen Erscheinungen enthüllte sich aber das Bild ihrer Mutter und nahm gleichsam alle anderen in sich auf. Sie verweilte lange in diesem Anschauen, und als Mohrland mit dem Arzte zum Besuche kam, sie begrüßte und von diesen Erscheinungen durch sie in Kenntniß gesetzt wurde, sprach er: „Jetzt sind wir am Ziele! Sie haben Ihr „Ich" in seinem Ursprung, im Bilde Ihrer Mutter gesehen, nun dürfen wir frohlocken und die Wunder des Schöpfers preisen."

Der Arzt, welcher indessen den ganzen Gang der Heilart beobachtet hatte, sagte: „Sind es Wunder, welche ich gesehen, oder ist dieser Zustand so naturgemäß, daß ihn Jeder erringen und sich in seinem ursprünglichen Ich wieder erblicken kann?"

Mohrland reichte ihm die Hand und erwiederte: „Sie haben durch Ihre Ausdauer und Treue ein Recht auf alle Eröffnungen dieser scheinbaren Räthsel erworben; so hören Sie:

„Alle Religionen, das wissen Sie, fangen in einem Urzustand an, den man verlassen hat und wieder aufsuchen soll. Der Christ muß leiden, am Kreuze sterben, auferstehen und das Himmelreich

gewinnen. Die Adamiten sind ausgetrieben aus dem Paradiese und müssen mit geistigen Kräften das flammende Schwert, welches daßelbe vertheidigt, unschädlich machen. Die Aegypter lassen die Sterblichen aus dem Labyrinthe die Wege des Lebens suchen. Den Griechen verwehrte Cerberus den Eintritt in's Elysium. — Wenn Sie dieses genau überlegen, so finden Sie bei unserer Kranken beinahe alle oben bezeichnete Kämpfe; besonders aber wird uns das Bild des Cerberus durch ihren wilden Geist klar. Ueberall sind Hindernisse zum Eingang in unser eigentliches Leben, und so lange wir nicht alle diese, seyen sie, von welcher Gatttung sie wollen, rauh oder sanft, gütig oder rachsüchtig, weiß oder schwarz, wahrnehmen, nicht mit ihnen kämpfen und sie besiegen, sind wir im Labyrinth, noch außer dem Paradiese, nicht im Himmelreich, und haben keine Hoffnung auf jene Seligkeiten, die dem Kämpfer und Sieger verheissen sind."

„Kann ich den Eintritt in's Bessere so sicher erlangen, als es bei Carolinen geschehen?" fragte der Arzt. „„Warum nicht?"" entgegnete Mohrland. „„Die Kräfte dazu sind gegeben, und es wäre Schade für Sie, wenn Sie außer dem Hause bleiben müßten. Suchen Sie den Eingang, und wenn es auch den alten, verzogenen Menschen ein wenig geißelt, so denken Sie, Keiner, auch nicht der Sünder, kommt ohne Schmerzen durch dieses

irdische Leben. Warum sollte man nicht, um die Gewißheit desselben zu gewinnen, einige Stürme aushalten?!““ Der Arzt ergriff seine Hand und sprach: „Ich will den Eintritt finden oder nicht mehr leben. Seyen Sie meine Stütze, wenn ich zaghaft werde und kommen Sie mir, wie jener Kranken, zu Hülfe mit geistigen Kräften und Lehren.“

Er hielt Wort und lernte sich selber kennen. Caroline aber genas von Tag zu Tag mehr, und entwickelte eine seltene Reinheit der Seele: sie war sich ihrer Reden und Handlungen dergestalt bewußt, daß sie Allen, die sie um Rath fragten, Aufschluß gab und ihrem Vater ein Alter bereitete, daß er noch in den letzten Tagen seines Lebens sagte: „Meine Tochter hat mich zum eigentlichen Daseyn gerufen und mir dadurch ein Glück gezeigt, das mit uns selbst verbunden ist und uns weder täuschen noch verlassen kann.“

Fortsetzung des mündlichen Unterrichts.

Nach sechs Monaten erschien Silbert bei Fielding mit einer Miene, die sogleich errathen ließ, daß sein Ich nicht ohne Wirkung geblieben und den Sinn des Zweiflers gewaltig erschüttert. Als die ersten Begrüßungen vorüber waren, begann er: „Ich habe harte Kämpfe bestanden; mein Körper sträubte sich gegen meinen Fleiß und die Vernunft

machte mir meinen mechanischen Gehorsam zum Vorwurf, aber der Wille blieb Herr! Ich setzte meine Uebungen fort und habe nun die Ueberzeugung gewonnen, daß sich Vieles erringen läßt, was dem gewöhnlichen Menschen verschlossen ist." Fielding erkundigte sich über jeden Umstand seiner Thätigkeit besonders, ließ sich jede Wirkung derselben erzählen und gab ihm dann unverholen seine Freude zu erkennen, daß er seine Erwartung gerechtfertigt. „„Sie haben als Mann gehandelt,““ sprach er; „„dieses verpflichtet mich, Sie weiter zu führen. Darum hören Sie: Der Mensch muß sich selber sehen, hören und fühlen; nicht nur äußerlich, sondern innerlich, im Bilde vom Geiste geschaffen, welches immer mit dem Zustand unserer Seele übereinstimmt. Die ersten dieser Erscheinungen nehmen wir, wie schon früher gesagt, in Träumen wahr, dann auch wachend und endlich in der vollsten Klarheit unserer Denkkräfte. Sie haben die Proben davon an sich selbst gemacht, darum lassen Sie uns die Erscheinungen in Ordnung bringen.

„„Die Kraft des Ichs hat Sie durchdrungen, so, daß Sie zur Ueberzeugung gekommen sind, Ihr ganzes Wesen sey der Empfängniß des Geistes fähig. Da aber das Ich so vielen Gewalten huldigt, sich heute dieser, morgen jener Fähigkeit anschließt, so wollen wir ihm die Wege zeigen, wo es sein besseres Selbst wieder findet, die reine Men-

schennatur von allen Weltverhältnissen trennt und sich zur Herrschaft erhebt.

„„Der ursprüngliche Mensch ist geboren zum Oberhaupt. Was die Welt uns gibt, ist vergänglich und schwach. Wenn der Stand über dem Menschen steht, wenn ein Ich, das die Welt gegeben, uns regiert, so sind wir in der Finsterniß, und fallen, wenn wir uns nicht retten, dem Tode anheim. Das reine Ich aber, wenn es über die Andern triumphirt, bezwingt den Tod und öffnet uns den Eingang in's Leben; darum wollen wir unmittelbar zum Menschen dringen und denselben sowohl in uns fühlen, als unterscheiden lernen. Zu diesem Zweck üben Sie sich in Zukunft, den Namen „Mensch" zu denken, bis die Kraft deßelben Sie ergreift, die falschen Keime vollends zerstört und Sie auf den Standpunct stellt, wo nur das Gepräge der Menschheit Werth für Sie hat. — Sie haben die erste Aufgabe gelöst, versuchen Sie es nun mit der zweiten.

„„Bei uns ist Erndtezeit, darum sind meine Stunden gemessen; doch rathe ich Ihnen, einige Tage bei mir zu verweilen, um den Fleiß und die Freude der Landleute zu sehen, wenn sie ihren Segen nach Hause bringen. Es führt unser Gemüth der Natur näher, wenn wir beobachten, in welcher Fülle sie gibt, und wir vergessen, wenigstens auf Augenblicke, daß der Mensch auch auf ihre Er-

zeugnisse den Bann gelegt, der zu so mancher Unzufriedenheit führt.""

Silbert blieb und betrachtete die Regsamkeit der Bewohner in der Gegend umher und übte sich nebenbei in seiner Aufgabe. Sie erweckte in ihm ganz andere Empfindungen als die frühere. „Ich fühle mich Innen und Außen," sagte er zu Fielding, „wenn ich die neue Aufgabe vornehme." — „„Nur muthig,"" sprach dieser, „„denn Sie müssen sich von Innen und Außen besitzen.""

Eines Abends, wo Fielding früher als gewöhnlich mit seinen Geschäften zu Ende war, saßen sie auf einer Anhöhe beisammen; vor ihnen lag die herrliche Landschaft im schönsten Abendlicht. Silbert wurde unwillkührlich ergriffen und rief aus:

„Die Natur ist doch wundervoll schön, über allen Ausdruck und alle Beschreibung erhaben! Kann denn das geistige Auge noch größere Schönheiten sehen?"

Fielding. Der Geist sieht Alles im eigenen Lichte.

Silbert. Ich verstehe das nicht.

Field. Aus dem Geiste kommt Alles, was ist. In ihm sind die Strahlen des Lebens, so wie aller Formen und Farben, welche unser Aug' entzücken. Er ist der Inbegriff aller Schönheit, und die äußere Welt nur eine schwache Copie seines lebendigen Glanzes, worin er sich selber sieht. Je mehr

wir den Geist erkennen, desto vollkommener erscheint uns auch die Schöpfung. Für den Geistlosen besitzt die Natur keine Schönheiten.

Silb. Nach diesem müßte der Weise mehr Genuß haben als der Unweise.

Field. Zweifeln Sie daran?

Silb. Nein. Aber die Sache scheint mir doppelsinnig. Die Weisheit verlangt Entbehrung alles Genusses, und doch soll sie die Empfänglichkeit dafür bewahren?

Field. Das sind Wortspiele, von Unweisen entlehnt, die in ihrer Kargheit keinen Reichthum dulden wollen. Wer hat den Plan zur Schöpfung gemacht? Die ewige Weisheit. Wer kann diesen Plan verstehen? Der Weise. Und wodurch kann er ihn verstehen? Wenn er in das Wesen der Schöpfung eindringt, sie in ihrer Schönheit und innern Vollkommenheit betrachtet, und dadurch zum höchsten Genusse gelangt.

Silb. Wenn das ist, so ist die Lehre der Weisheit auch die des Glückes.

Field. Glückseligkeit ist unser Ziel! In ihr finden wir alle Bedingungen des Lebens erfüllt.

Silb. Dieses ist auch die Sprache des Egoisten.

Field. Dem Scheine nach. Wer einen Stand in der menschlichen Gesellschaft, welcher lange Zeit verachtet war, durch seine Verdienste wieder zu Ehren bringt, ist der ein Egoist? Nein, wahrlich, nein! Er hat nur an sich selbst die Probe von

dem Werthe seines Standes gemacht. Dieses ist des Menschen Vorbild: Jeder soll sich bestreben, an sich selbst das Ideal der Menschheit herzustellen, dann hat er für sich und die Menschheit gewirkt.

Silb. Sie haben Recht. Zum ersten Mal wird mir diese Ansicht klar. Andern wollen wir leuchten, indessen wir selber in Finsterniß wandeln. Ich fühle, was ich versäumt und werde mich bestreben, durch Erkenntniß meiner selbst, die Schuld zu zahlen, welche die Menschheit von mir zu fordern hat.

Er entledigte sich auf unbestimmte Zeit aller juridischen Geschäfte und widmete sich gänzlich seiner neuen Thätigkeit. Um ungestörter zu leben, entfernte er sich sogar aus der Stadt, und miethete sich auf einem einsamen Pachthofe ein, wo er den ganzen Tag Niemanden um sich sah, und sowohl zu Hause als im Freien seine Uebungen fortsetzen konnte. Ein Jahr lang dauerte es, bis er sich über die Erfolge seiner zweiten Aufgabe Rechenschaft abzulegen vermochte. Endlich aber sprang die Rinde und er fühlte die Nothwendigkeit, seinen Freund wieder zu besuchen, damit der Keim durch falsche Behandlung nicht verletzt werde.

Als er zu Fielding kam, sprach er: „Der Mensch muß sich finden, Jeder sich selbst, dann veredelt sich die Menschheit. Ich habe die Hülle des Menschen erkannt, führen Sie mich in's In-

nere." Jener erwiederte: „„Sie haben ausgesprochen, was Sie bedürfen, das Innere. Suchen Sie daßelbe! Damit es Ihnen aber gewiß und ohne alle Täuschung werde, so denken Sie ein Jahr lang: Innere Natur!""

Silbert dankte seinem Freunde und entfernte sich wieder. „Innere Natur!" sagte er zu sich, „dich will ich kennen lernen. Innere Natur! du sollst mein Losungswort seyn."

Wieder ein Jahr ging vorüber und er kam zur Ueberzeugung, daß der Mensch ohne gänzliche Umwandlung, ohne Wiedergeburt, planlos auf einem Ocean schwimme, wo ihm nie eine Landung gelingen kann.

Da ihm jetzt alle Bilder, die sich dem Menschen im Traume wie im Wachen zeigen, ziemlich klar wurden, so las er noch einmal die Geschichten jenes oben erwähnten Buches, um sich die Ursachen ihrer Wirkungen zu erklären.

„Der Gelehrte," schrieb er in sein Tagebuch, ist ein Beispiel jener Verirrung, in die so Manche fallen, wenn sie sich ein Ziel setzen, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Natur zu beachten. Dieser gefiel sich in seinem Stande, benützte alle Kräfte seines Geistes, jenen auf die höchste Spitze zu heben; sein natürliches Ich aber wurde dabei unterdrückt. Er schrieb größtentheils Bücher moralischen Inhalts, für Kinder, über deren Erziehung, über Verbesserung des Menschen im Einzelnen und

Allgemeinen, zog gegen die Laster der Mitwelt zu Felde, und Jedermann hielt ihn für einen Apostel der Zeit; für einen Stern, der noch späten Nachkommen leuchten werde. Aber alle seine Schriften waren Früchte seines Fleißes, seiner Fähigkeit, zu vergleichen und bündig nach gegebenen Formen zu sprechen, aber nicht aus eigener Kraft entsprungen. Der Gelehrte entfremdete sich dem natürlichen Ich und starb lebendigen Leibes. Der Letzte, entnervt und geschwächt, konnte sich nicht zur Wiedergeburt erheben, so fiel er der rohesten Thiernatur und endlich dem Tode in die Arme.

„Auf diesem Wege war ich, und kann es nur einer gütigen Vorsehung danken, daß ich durch Fielding noch bei Zeiten gerettet wurde.

„Ein liebliches Beispiel der Wiedergeburt gibt uns die Geschichte des Matrosen, der im Bilde seiner Geliebten das innere Leben gefunden. Die Erzählung erwähnt es zwar nicht, aber gewiß sah er sie zuerst im Traume, dann tritt sie, indem er wachte, zu ihm, wird seine Begleiterin, und führt ihn zuletzt siegreich durch die Stürme des Meeres an den heimathlichen Strand.

„Dieses ist ein Beispiel jener einfachen Naturen der fünften Stufe, die in Glauben und Liebe sich selber gewinnen. Selig sind die, welche auf solchen Wegen wandeln.

„Ehrfurcht erweckend steht der p... sche Hauptmann vor mir. Aus Furcht, die Gesetze der Mensch-

lichkeit zu verletzen, tritt das Bild seines unverdorbenen Ichs an seine Seite, und nimmt ihn in diesem Leben schon in sich auf.

„Erhabene Kraft der Humanität, hilf mir und Allen, daß wir endlich dich im Bilde sehen und uns mit dir vereinigen.

„Die Geschichte der Caroline Ruppert ist chaotischer Art; mannichfaltige Gefühle kämpfen in ihr. Die Trauer um ihre Mutter und die Gewissensangst wecken endlich ihr besseres Ich. Die Gefühle einer genährten Eitelkeit mit einem Anstrich von Frömmigkeit gepaart, treten persönlich gegen sie auf, und hätten sie sicherlich zu Grunde gerichtet, wäre nicht jener lichterfüllte Bergmann zu ihrer Rettung erschienen.

„Wunderbare Kräfte des Geistes! Auch in der Verirrung noch über die gewöhnliche Klugheit und Vernunft erhaben, weil ihr den Schleier der Zukunft lüpfen könnt: warum werdet ihr so selten gesucht? Warum werden wir nicht angewiesen, in euerem Gebiete das Gute vom Bösen zu unterscheiden? Ich danke Dir, ewige Güte, daß Du mich in Deine Schule genommen! Ich danke meinem Freund und Wohlthäter, der mit so vieler Geduld mich aus dem Getümmel führt."

Zwei Jahre übte er sich, sein Inneres zu erwecken und zu erforschen. Nach dieser Zeit kam er zu Fielding und sprach: „Der Mensch und seine innere Natur sind lebendig, aber ich fühle in

diesem noch einen innersten Kern, ich möchte sagen, eine Grundursache meines Daseyns. Helfen Sie mir, auch diese enthüllen."

Fielding erwiderte: „Sie haben Recht! Im Allerinnersten befindet sich noch ein Kern, der hervorzuziehen ist; dem Ich ist auch dieses möglich. Doch um Allem Genüge zu leisten und um Sie auf die Stufe zu erheben, die Ihrem Muth und Fleiß' gebührt, so heissen Sie es „König" und Sie werden sehen, welch' eine Kraft von ihm ausgeht."

Silbert blieb einige Tage bei seinem Freunde, stärkte sich an seinen Worten, erquickte sein Herz an den ungeheuchelten Beweisen der Freundschaft, und ging frohen Muthes wieder an die Bearbeitung seiner selbst.

Der Zweck derselben wurde ihm bald klar und eh' ein Jahr verflossen, war er schon wieder bei Fielding. Dieser hieß ihn willkommen und sprach: „Wir kennen den Baum von der Rinde an, bis zu dem innersten Mark; doch nun ist nöthig ihn in seiner Höhe und Tiefe zu prüfen. Deßhalb fordere ich sie abermals auf, mit mir einen Freund zu besuchen, der vollkommener ist, als ich. Es ist eben jener Mohrland, den Sie aus der Geschichte der Caroline Ruppert kennen." — „„Es sey!"" versetzte Silbert, „„denn es wäre ungerecht von meiner Seite, Ihnen nicht in

Allem zu willfahren, da Sie mich bisher mit solcher Liebe und Nachsicht geleitet.""

Den andern Tag machten sie sich auf den Weg. Sie trafen Mohrland auf seinem Zimmer, von Steinen und Erzstufen umgeben. Als er Fielding erblickte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Ei, seht! Welch' unverhoffte Freude! Sey mir gegrüßt, mein Bruder! Was führt Dich zu mir?" — Jener antwortete: „„Es hat sich ein neuer Freund gefunden; Du sollst mir helfen, ihn den Weg führen, der uns vorgezeichnet ist von der Natur.""

Mohrland reichte nun auch Silbert die Hand, und besah ihn von Kopf bis zu den Füßen, indem er sagte: „Ein wohlgebildeter junger Mann, da muß die Natur ihre Freude haben." Silbert hatte indessen Gelegenheit Mohrland zu betrachten und erinnerte sich, ihn schon früher gesehen zu haben. Doch wer ihm damals gesagt: er würde noch zu diesem schlichten Bergmann in die Schule gehen, den hätte er einen Lügner geheißen. Dieses und Anderes dachte er bei sich selbst.

Mohrland fuhr fort: „Die Natur, mein Freund, geht ihren ruhigen Gang, von ewigen Gesetzen geleitet; diese müssen wir erforschen, dann wandeln wir den richtigen Weg, weil wir dazu berufen sind, in der Erkenntniß jener Gesetze zu leben. Ich weiß, Sie haben schon begonnen, nnd es kömmt bei Ihnen nur darauf an, muthig zu

bleiben. Ueberzeugung der Unsterblichkeit ist Ihr specielles Ziel: Sie haben sich eine gute Aufgabe gewählt, die zwar sicher aber mühevoll zu lösen ist. Doch wer unverzagt vorwärts dringt, dem muß Gewißheit werden. Für jetzt genug! Ich muß nun Anstalten treffen, meine lieben Gäste würdig zu bedienen. Wie lange dauert der Besuch? Doch nicht so kurz wie sonst?“ Fielding bemerkte: „„„Wenn es dir nicht beschwerlich ist, so bleiben wir drei Tage.“““ Mohrland gab seine Freunde darüber zu erkennen, und verließ sie einige Augenblicke, um die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Der Tag ging unter gewöhnlichen Gesprächen, über die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, über das Wirken und Treiben des Tages und über die Verirrungen, denen man überall ausgesetzt ist, schnell vorüber. Den andern Morgen sagte Mohrland: „Heute will ich unserm neuen Freund' auch meine Berufsthätigkeit zeigen. Er hat vielleicht noch nie einen Schacht gesehen und es wird ihm daher nicht unwichtig seyn, ein Mal zu versuchen, wie es sich unter der Erde lebt.“ Sie traten ihre Wanderung an, und eh' eine Viertelstunde vorüber war, befanden sie sich an der Oeffnung des Bergwerkes.

Der Schacht.

„Jetzt laßt uns in die Grube steigen;“ sprach Mohrland, nachdem er Silbert gehörig vor=

bereitet hatte. Unten angelangt zeigte er ihm alle Gänge und Wendungen des Schachtes, und führte ihn zuletzt in eine Art Nische, worin sich ein Tisch, vier Sitze, nebst Schriften und Bücher befanden. „Hier ist mein Wohnzimmer,“ sagte Mohrland, „hier im Schooße der Erde, gleichsam im Grabe, überlasse ich mich den Betrachtungen über Dieß- und Jenseits, und kann es oft kaum begreifen, wie die Menschen dort oben so thöricht seyn mögen, sich zu quälen und zu plagen, für die wenigen Tage, welche sie daselbst zubringen dürfen. Hier, denk' ich dann, ist unsere Heimath, im Grabe ist der Ausgang und der Eintritt in's Leben; aus der Erde muß es sproßen, wenn etwas Gediegenes werden soll; denn durch das ganze Reich der Schöpfung haben wir noch keine feste Luft-, keine feste Feuer- und keine feste Wasserpflanze gesehen. Aus der Erde muß alles Gute kommen, was sich durch Thätigkeit oder bestimmte Umrisse auszeichnet.

„Ich habe einen großen Theil meines Lebens oben zugebracht, erst später wurde mir vom Schicksal mein Wirkungskreis hier unten angewiesen; aber ich muß gestehen, erst hier war ich im Stande, alle Nebel zu durchdringen, die um das Leben der Menschen sich lagern; hier bekam ich ein Gleichgewicht, das mir früher ganz fremd war, und dadurch begann für mich eine neue Laufbahn.“

„Von Jugend auf war ich geneigt, mich in theosophische Untersuchungen einzulassen und die

Lehrsätze jener wunderbaren Gelehrten begreifen zu lernen; da aber ihre Schriften stets unvollständig sind und Alles mehr bildlich als wesentlich zu verstehen ist, so konnte ich den Knoten nicht lösen. Ihre Metallurgie wußte ich auswendig, ihre Anwendungen und Beziehungen magnetischer und sympathetischer Kräfte auf das Leben, und sogar auf den Geist selbst, reizten mich immer zu neuen Untersuchungen, aber die Binde wollte nicht von meinen Augen. Hier, tief unter den Wohnungen der Menschen, hier, gleichsam im Leibe Gottes, gewann ich eine neue, practische Ansicht. Ich bin Pluto, dachte ich und liefere der Oberwelt Metalle. Wo nehme ich sie her? fragte ich mich dann. — Hier sind sie: war die Antwort. Aber woher diese Gediegenheit, dieser Glanz, dieses Licht in allen Metallen und Steinen? Dringen die Farben und Strahlen des Olympos bis in den Orcus? Wohnt in Pluto auch Jupiters Kraft, und kann Jupiter selbst nicht ohne Pluto und Neptun bestehen? Ueberall ist Licht, überall Wasser und Luft, überall Metallkraft. Der Himmel ist in der Erde, die Erde im Himmel; Wasser und Luft aber sind die Boten, um alle Kräfte und Mischungen zu bereiten, zu bearbeiten und zu reinigen. Die Natur mit all' ihren Himmeln ist nur Eines! rief ich entzückt aus. Der Mensch kann auch zur Einheit kommen und dadurch im Einzelnen die Vollkommenheit des Ganzen erringen.

„Der Mensch ist lebendig, fuhr ich in meinen Betrachtungen fort; in welchem Verhältnisse steht nun das Leben zu dem großen Ganzen? Der Mensch hat Körper, Gefühle und Gedanken. Der Körper ist die Erde, der Gedanke das Licht und die Gefühle sind die Träger zwischen Beiden. Der Gedanke muß, wie Jupiter die Erde, den ganzen Körper durchdringen und erfüllen; ebenso bedarf der Gedanke des Körpers um sich zu kleiden und Stoffe zu seiner Thätigkeit zu ziehen. Ohne Gefühle und Gedanken ist der Körper todt, ohne Körper kann man nicht fühlen, und ohne Gefühle nicht denken, ja ohne Körper sind Gedanken und Gefühle für uns nicht vorhanden. Haben diese Bestandtheile aber ein Mal ihre Uebereinstimmung und Ineinander=Wirkung gefunden, dann ist die Dauer des Menschen so sicher, als die der Urkräfte des Weltalls.

„Doch wie gelangt man zu dieser Uebereinstimmung? Wie kann der Gedanke sich mit dem Körper vermischen? Schließt der Körper nicht alle Denkkraft aus? Die Beantwortung dieser Fragen beschäftigte mich unaufhörlich. Das Licht mit allen seinen Farben ist durch die ganze Erde verbreitet, und eben so muß der Gedanke auch den Körper erfüllen. Welches sind nun die Farben oder die Elemente des Denkens? Antwort: Sprache, Zahlen und Formen. Durch Ihren ganzen Leib müssen sie zählen, Formen bilden und sprechen

lernen; dann wird Ihnen die Weltgeschichte und Ihr eigenes Daseyn klar."

Sie begaben sich aus dem Schacht. Als sie wieder an's Tageslicht traten, sagte Mohrland: „Nicht wahr, hier im warmen Sonnenschein ist es doch schöner als unten?" Silbert's Gedanken beschäftigten sich mit dem Wesen der griechischen Mythologie, worüber er auf ein Mal den Schlüssel erhalten. „„Es ist überall Licht,"" sprach er unwillkührlich auf Mohrland's Frage, „„aber wir ahnen, suchen und kennen es nicht. Sie haben mir unter der Erde vielen Lichtstoff ertheilt, und zur Dankbarkeit werde ich mich bemühen, ihn zu entzünden.""

Der Tag verging schnell bei Betrachtung der schönen Natur und unter Gesprächen, über das Wesen und die Einwirkung desselben auf alle Lebensverhältnisse.

Am dritten gab Mohrland seinen Gästen ein kleines Fest, an welchem aber außer ihnen Niemand Theil nahm. Es war für Silbert ein hoher Genuß, zum ersten Mal Herzensergießungen zu hören, die aus dem Mark des Lebens entsprossen, unser Innerstes ergreifen und gleichsam neu beleben. Mohrland überließ sich ganz seinen Gefühlen und ergoß sich über Dinge von hoher Wichtigkeit, zur Ermunterung und Stärkung des neuen Freundes. Am Schlusse faßte er Jeden, den Einen mit der rechten, den Andern mit der linken

Hand und sprach: „Wir haben uns gefunden, wir wollen uns nicht mehr verlieren. Im Ewigen ist ein Punct, um den Alles sich dreht. Außen ist Sturm, am Punct, an der Achse ist Ruhe. Wir stehen im Mittelpunct, und mag denn auch die Welt in Rasereien sich drehen, wir suchen Unsterblichkeit, und in diesem Gefühl bleiben wir glücklich und stark.

Den folgenden Tag trennten sie sich von Mohrland mit dem Versprechen, ihn vor Ablauf eines Jahres noch ein Mal zu besuchen. Fielding begab sich an seine Geschäfte und suchte das Versäumte wieder nachzuholen. Silbert aber ging voll hoher Begeisterung auf seinen Pachthof zurück, um nach Mohrland's Angabe zu denken, zu handeln und sich zu üben.

Die Aufgabe schwebte ihm ununterbrochen im Kopfe. „Der ganze Körper soll zählen, Formen bilden, und sprechen lernen. Bis in's Unterste der Erde dringt das Licht des Himmels, und bildet Farben und Formen. Wohl! Auf die Füße stellte er jene von Geistern geplagte Kranke. Die Füße sind ein Theil des Körpers, sind seine Säulen; bei diesen will ich den Anfang machen."

Auch seine andern Uebungen setzte er mit großem Eifer fort. Er sah zwar halb und halb ein, daß die neue Aufgabe die frühere überflüssig mache, weil dem Wesen nach Alle in der Letztern enthalten waren, aber er hatte den Muth nicht, ihr zu

entsagen und so trieb er es unter abwechselnden Besuchen bei Fielding fünf Monate lang. Nun aber schien der Augenblick gekommen, wo eine neue Crisis eintrat und es sich entscheiden mußte, ob die Natur ihm ihre Geheimnisse enthüllen werde oder nicht.

Eines Tages kam er zu seinem Freunde ganz verstört. „Ich kann nicht weiter," sprach er, „meine Kraft verläßt mich. Ungethüme treten gegen mich auf, die in der sichtbaren Schöpfung nicht sind. Ich besitze Muth, aber hier erliege ich, wenn sich solche Gewalten gegen mich verschwören. Helfen Sie mir, denn ohne Ihren Beistand bin ich verloren!"

Fielding faßte seine Hand und fühlte eine heftige Gluth in des Freundes Adern. Die Blicke schwirrten hin und her, als ob er sich fürchtete, sie auf einem Fleck ruhen zu lassen; die Lippen zitterten und schienen sprechen zu wollen, aber scheu blieben die Worte im Munde zurück. „Fassen Sie sich," sprach Fielding, „es wird Alles gut gehen. Wenn die Feinde sich nicht zeigen, kann man sie nicht angreifen. Also Muth!"

Silbert erwiderte: „Es ist eine Ewigkeit! Ich habe ihr Reich gesehen; ob ich aber dahin gelangen werde, verzweifle ich. Mein Leben hat sich getheilt. Auf meiner Haut ist ein wildes Feuer, daß ich oft wähne, im Fieber zu wandeln. In den Eingeweiden wogt es wie ein Meer. Das

Herz hat mich verlassen, denn in ihm allein fühl' ich kein Leben mehr, desto heftiger aber tobt es im Gehirn. Geistergetöse, Hundegebell, satanische Disputationen, wo die offenbarsten Wahrheiten zur Lüge gemacht werden, Feuer- und Nachtgebilde zeigen sich mir und verfolgen mich, wenn ich nur einen Augenblick mich mir selber überlasse. Ja, indem ich mit Ihnen spreche, bin ich nicht frei von solchem Spuk, und ich fühl' es, dieser Zustand geht über meine physischen Kräfte, weil ich nicht mehr schlafen und mich an nichts erquicken kann.

Fielding hieß ihn bleiben und so lange bei ihm zu wohnen, bis die Crisis vorüber sey. „Ich muß Ihren Zustand selbst beobachten," sprach er, „damit ich die sichern Mittel dagegen angeben kann."

Gegen Abend saßen sie Beide im Garten allein. Auf ein Mal gewann Silbert's Stimme eine Stärke, als wenn er in die weiteste Entfernung sprechen müßte. Fielding fragte: „Warum so heftig mein Freund?"

Silb. Eine innere Gewalt zwingt mich.

Field. Bleiben Sie Herr derselben.

Silb. Kaum bin ich ihrer mächtig. Sie treibt mich an, in die Welt hinauszurufen: daß alle Lehre eitel sey und die Blindheit das Regiment besitze.

Field. Wer spricht das in Ihnen?

Silb. Nicht ich, es ist ein Anderes, das aber

in mir ist und mir die Worte gibt, welche ich beinahe wider Willen aussprechen muß.

Field. Der Advocat will seine Krone nicht verlieren und sucht Sie zu übertäuben.

Sill. Ein leiser Gedanke ist im Hintergrund, das fühl' ich wohl, aber ich ertrage seine Worte nicht, denn sie dringen durch alle Nerven; ja, ich glaube, sie berühren das Mark meiner Gebeine. Dann sehe ich, aber nur auf Augenblicke, einen neuen Himmel, aus dem es wie Hauch des Lebens fließt.

Field. Jener Himmel ist Ihr Ziel; ihn ruhig schauen zu lernen, dahin geht unser Streben. Was Sie zwischen sich und jenem Himmel erblicken, sind die Hindernisse, welche Gott und Natur hingestellt haben, um dem Sünder, dem Schwächling, dem Müßiggänger den Eingang zu verwehren. Das Feuer ist das flammende Schwert, welches den Eingang in's Paradies vertheidigt, das Hundegebell ist der Cerberus, welcher die Nahenden zurückschreckt, alle Larven und Ungethüme, die Sie sehen, sind Furien und Eumeniden, die uns zu mißhandeln und zu vernichten drohen, ehe wir das Elisium erreichen. Gegen diese Erscheinungen, gegen diese Bilderwelt müssen Sie, unter welchen Gestalten sich dieselben auch nahen, zu Felde ziehen und solche vertreiben; dann treten Sie ein in's Paradies, wo ewiger Himmel wohnt, wo reines Wissen leuchtet, wo nichts mehr den Frieden stört,

sondern Wahrheit im reinsten Glanze als Lebensgesetz uns erfüllet, leuchtet und führt.

Silbert fühlte sich ermuthigt durch diese Rede und sprach: „Ich danke Ihnen und gebe mein Wort, nicht eher zu ruhen, bis ich gesiegt und meine Zweifel alle, wenn sie auch in noch so schreckliche Gestalten sich hüllen, verscheucht habe.“

Er hielt Wort. Allein fünf volle Monate hatte er zu kämpfen, eh' er wieder Ruhe gewann. Einige Mal bemächtigte sich das schreiende Ungethüm so sehr seines ganzen Wesens, daß er seiner Ausdrücke nicht mehr Herr war, und gegen seinen Freund sogar heftige Worte ausstieß. Bei solchen Gelegenheiten blieb Fielding ganz ruhig und sprach höchstens: „Nur zu! immer zu, damit du bald mit deinen Worten in der Luft verfliegst! Der Dämon sieht seinen nahen Untergang und wüthet in der letzten Kraftanstrengung. Lass' ihn toben und ruf' den ewigen Gedanken zu Hülfe.“

Silbert that es und sieh', sein Gesicht klärte sich auf und der Friede in seinem Innern war wieder hergestellt.

Ein Mal äußerte er sich, als er mit seinem Freunde im Garten auf und nieder ging: „In meinem Herzen wird's lebendig. Es sticht zwar, wenn der rechte Lebensfunke hineindringt, aber ich empfinde, daß dort eine Hauptquelle unserer Kräfte fließt und ich mit dem Besitz' derselben mich selbst gewinne.“

„So ist es;" antwortete Fielding. „Dort ist der Mittelpunct des Sternes, den Sie oft erblicken, der sich aber noch nicht mit Ihnen verbunden hat. Er wird immer näher rücken, bis er Sie erfüllt, erleuchtet und Ihnen in allen Radieen seines Cirkels eine Lebenskraft zeigt, die ununterbrochen in uns einströmt und uns dadurch zu einem abgeschlossenen Ganzen bildet, dem die Natur nach unveränderlichen Gesetzen die Nahrung zuführt, ja, zuführen muß!"

Silbert setzte seine Thätigkeit, seitdem er solche Resultate erblickte, mit verdoppeltem Eifer fort, und achtete der Erscheinungen wenig mehr, die ihn von allen Seiten umgaukelten. Doch warteten seiner noch heftige Kämpfe. Die Zweifelsucht trat noch ein Mal mit aller Macht gegen ihn auf, und bildete vor seinem innern Auge neue, gleißende Truggestalten. Ein Heer von Begierden erwachte in ihm, die er früher kaum dem Namen nach kannte. Fielding rief in dieser Crisis Mohrland zu Hülfe und sprach zu ihm, als er ankam: „Unser Freund steht unter der Thüre in's Leben, gib ihm den Muth einzutreten."

Sie gingen zu Silbert. Als dieser Mohrland erblickte, schien er eher zu erschrecken, als sich zu freuen; doch faßte er sich und hieß ihn willkommen.

Mohrland sah die Befangenheit seines Benehmens und sagte: „Warum so scheu mein Freund?

Ich habe gehofft, Sie ruhig und fröhlich zu finden, und nun seh' ich Sie aufgeregt, mit sich selbst im Streite."

Silbert wischte sich die Stirn und sah ihn, wie aus einem Schlaf erwacht, befremdend an. „Sie finden mich," sprach er jetzt, „in einem sonderbaren Zustand. Ich habe errungen, was ich nie zu hoffen wagte, und doch kann ich mich nicht aller Zweifel entschlagen. Warum läßt man in unserer Jugend das Herz so unbewacht hinaustreten in die Welt der Hypothesen, in deren Schlingen die besseren Gefühle sich verstricken, und endlich alle Kraft verlieren. Nun sehe ich und kann doch noch nicht glauben, weil die Zweifel in mir zu Lebenskräften aufgewachsen sind, deren Waffen kräftiger wirken, als meine nun erwachten Gesinnungen."

Mohrland. Ich kenne ihren Zustand. Ihr Herz ist noch nicht offen. Die Vorstellungen jenes neuen Himmels sind zu weit von Ihrem gewöhnlichen Denkvermögen entfernt, als daß dieselben so schnell sich befestigen könnten. Aber nur Muth! Der Sieg wird nicht lange mehr ausbleiben. Bei solchen gründlichen Zweiflern, wie Sie, muß Erkenntniß und Erfahrung Hand in Hand gehen, damit das Gefühl sich zu seiner eigenthümlichen Kraft erheben kann. Lehrsätze taugen nicht in Ihre Lage, lebendige Bilder oder Gleichnisse aus dem Leben entnommen, sind allein im Stande, Ihnen

die nothwendige Festigkeit zu geben. Darum hören Sie eine kleine Geschichte:

„„Unter meinen Jugendbekannten befand sich einer Namens Lehwald, mit einem ungewöhnlich scharfen Auge, sowohl in die Nähe als in die Ferne. Er konnte nicht begreifen, wie der Mensch so thöricht seyn könne, sich Gläser, Perspective und Telescope anzuschaffen, um besser zu sehen. „Jede Materie," sprach er, „und wenn es auch das reinste Glas ist, verdichtet die Luft und unterbricht die Radieen des Lichts, darum können sie unmöglich dem Auge die Gegenstände klarer zeigen." Man erklärte ihm zwar die Brechung der Strahlen, die Eigenschaften der conferen und concaven Gläser, die Verengung des Lichts in der Linse und so weiter; er aber blieb dabei: er könne es nicht begreifen und glaube es auch nicht, daß hinter jener kleinen Linse die Gegenstände sich vergrößern.""

„So geht es Ihnen. Sie können sich auch nicht vorstellen, wie es möglich sey, die Sinne auf geistige Gegenstände zu lenken; doch ist es derselbe Fall, wie mit den sichtbaren Gläsern. Unser fleischliches Auge ist zu stumpf für himmlische Vorstellungen, wir müssen uns daher gewöhnen, sie durch unsern Leib, durch unsere Lebenstheile zu richten, dort ein Perspectiv zu verfertigen und durch eine Linse zu schauen, hinter welche sich alle überirdische Gegenstände in voller Klarheit erkennen lassen, wie die irdischen

durch ein Fernglas. Ja, noch mehr; in dem Reich des Lebens bilden sich nicht nur das Auge, sondern alle Sinne ihre Linse, und hören, sehen, riechen, schmecken, fühlen, sogar sprechen, empfangen dadurch Vorstellungen, von denen der gewöhnliche Mensch keine Ahnung hat und sie daher, wie mein Jugendbekannter, für Unsinn erklärt. Machen Sie sich dieses Gleichniß klar, dann werden Sie finden, daß es Ihnen gegen die Zweifel und jene wilde Erscheinungen eine Stärke gibt, die sich mit dem Bewußtseyn steigert, und Ihnen jeden Tag neue Waffen zur Vertheidigung, endlich zum Angriff und zuletzt zum Siege liefert."

Silbert hatte dieses Gleichniß mit großem Interesse angehört. „Ich will die Linse suchen," sagte er, „und wenn die Bilder des Zweifels erscheinen, dieselbe ein Mal in ihrer wahren Gestalt betrachten; dann gewinn ich vielleicht den Vortheil über sie und kann sie aus meinem Kreise verbannen."

Mit frischem Eifer ging er wieder an seine Forschungen. Er gewann die Geschicklichkeit in allen Theilen seines Leibes, von der Zehe bis zum Scheitel, eine Linse zu bilden und Alles, was er wollte, in seiner wahren Gestalt zu schauen. Siebenzehn Wochen gingen in dieser Uebung vorüber, da sprach er zu Fielding: „Ich bedarf keiner Aufsicht mehr, und wenn es so fort geht, hoffe ich in kur=

zer Zeit durch alle Hindernisse zu dringen, und in den schon längst ersehnten neuen Himmel einzugehen."

Er begab sich wieder auf den Pachthof, machte sich noch ein Jahr lang von allen öffentlichen Geschäften los, um durch ununterbrochene Uebung immer mehr Festigkeit zu erlangen. Wunderbar gestaltete es sich in ihm, er schaute in die Zukunft und in die Ferne. Die Schlüssel zu allen Erkenntnissen wurden ihm nach und nach eigen, und nach Verfluß eines Jahres fühlte er sich stark genug, wieder in's bürgerliche Leben zu treten. Er eröffnete seinen beiden Freunden diesen Entschluß. Fielding war zweifelhaft, Mohrland aber sagte: „Es mag geschehen, aber nur langsam muß der unterbrochene Wirkungskreis begonnen werden, sonst laufen Sie Gefahr auf halbem Wege stehen zu bleiben und dadurch, statt wohl zu thun, Schaden zu bringen. Silbert versprach die äußerste Vorsicht und gelobte, auf seiner künftigen Laufbahn den Gesetzen des Geistes unbedingt zu gehorchen, und alle Jahre Rechenschaft über sein Thun zu geben.

Mohrland's Stimmung erreichte einen hohen Grad von Feierlichkeit, als Silbert ihnen mit innigem Dank die Hand reichte und Abschied nahm. „Sie haben gefunden," sprach er, „was so Wenigen zu Theil wird. Die Ewigkeit hat sich Ihnen

aufgeschlossen, und die Unsterblichkeit ist Ihnen kein Räthsel mehr. Noch Vieles ist zwar zu erringen, wenn Sie standhaft bleiben, denn eine neue Welt hat sich Ihnen aufgeschlossen, in welcher sie jetzt Erfahrung sammeln können. Die Bilderwelt der Täuschungen liegt zum Theil schon hinter Ihnen, jetzt treten Sie ein in ein neues Reich, wo Ihnen noch keine Gestalten erscheinen, wo Alles noch in Dämmerung vor Ihnen steht; dort muß es Tag werden, dort müssen neue Bilder zum Vorschein kommen, die nicht mehr täuschen, sondern aus dem reinsten Licht geformt, nur Wahrheit deuten und sprechen. Wenn sich Ihnen daher in Zukunft neue Zweifel nahen, so wenden Sie sich dorthin; dort in jenem unabänderlichen Lichte werden sich Ihnen die Geister der Vorangegangenen zeigen und Ihnen volle Aufschlüsse geben. Leben Sie wohl, in einem Jahr sehen wir uns wieder!"

Nach Verfluß der festgesetzten Zeit fanden sie sich sämmtlich wieder ein, und Silbert nahm das Wort: „Das Advociren wollte noch nicht gehen, darum habe ich mich bisher von allen Geschäften entfernt gehalten." Seine Freunde billigten dieses Verfahren und freuten sich seiner Fortschritte in der Kunst, die Ewigkeit zu beschauen.

Der neue Himmel.

Vier Mal kam er noch auf diese Weise, gleichsam als Schüler. Das letzte Mal aber gab er

solche Aufschlüsse, daß Mohrland feierlich ausrief: „Er ist vollendet! Jetzt mag er thun, was sein Herz begehrt, es wird ihn nimmermehr irre führen.“

Silbert erzählte unter Anderm, als er von sich selber Nachricht gab: „Das Geisterreich ist mir aufgeschlossen; Alles was ich aus der früheren Geschichte zu wissen begehre, erfahre ich durch Diejenigen, welche Theil daran genommen haben. Selbst mein Vater kommt so oft ich es wünsche, führt und lehrt mich bei den schwierigsten Angelegenheiten. Ich habe es errungen, was Sie mir vorgeschrieben, als Sie sprachen: „Wenn sie den Lebendigen nicht glauben, so mögen sie die Todten fragen.“ Die Todten leben, sie zeigen sich mir, sie geben mir Antwort und hiermit ist der Weg zur Unsterblichkeit durchwandelt.“

„Er ist durchwandelt,“ sagte Mohrland; „wir sind vereinigt und leben schon dießeits in der Ewigkeit. Du bist unser, Du bist Eines mit uns und hiermit ist der Kreis geschlossen. Wir sind ein Herz und ein Gedanke; wir werden uns nie verlieren, wenn auch die sichtbare Sonne verschwindet und eine neue Schöpfung die jetzige verdrängt. Bruder Fielding, lass' uns der Freude leben! Bewirthe uns heut' als Gäste eines besseren Landes, in welchem Heiligkeit mit dem reinsten Frohsinn sich paart.“

Es war ein hoher Festtag für alle Drei. Silbert fühlte sich so erhoben, daß er entzückt in die Worte ausbrach: „Nun erkenn' ich, was es heißt, im Himmel wohnen! Solche Gefühle, wie ich heut' empfinde, können nur von Jenseits kommen, weil nur dort die Ruhe mit völliger Lebensthätigkeit möglich ist. Ich komme mir vor, als wär' ich aufgelös't in Liebe und Wonne, während eine Kraft in mir waltet, die ich vorher nie empfunden, die mir mein Ich verbürgt und es vor aller Auflösung sichert. Ewigkeit herrscht in mir, der Glanz des Schöpfers, welcher über aller Vergänglichkeit steht, strahlt wieder in meinem Herzen; ich meine, die ganze Schöpfung spiegle sich in meinem Innern und jauchze mit mir ein ewiges Halleluja zum Throne der Allmacht."

Unter solchen Ergüssen und Empfindungen neigte sich der Tag zu Ende. Den andern Morgen trennten sie sich mit dem frohen Bewußtseyn, Einer in des andern Geiste zu leben, wohin auch die äußere Verhältnisse sie führen sollten. Mohrland ging in seinen Schacht, Fielding an seine Rechnungen und Silbert übernahm jetzt erst wieder alle Geschäfte, die sich in seinem Fache ihm darboten und erreichte durch die Enthüllung der verwirrtesten Angelegenheiten einen solchen Ruf, das Leute aus entfernten Ländern kamen, und ihn zu Rathe zogen.

Vergleichungen mit der Bibel.

Gleichwie die Wahrheit ewig ist, so ist es der Mensch, welcher die Wahrheit in seinem Innern erkannt hat.

In sich suchen nur Wenige, und darum bleiben sie fern von der Ueberzeugung einer ewigen Dauer. Sie maßen sich an mit bloßen Worten zu behaupten oder zu widerlegen, erlangen aber das lebendige Gefühl nicht, und darum können sie sich nicht zum Glauben erheben.

Wer Unsterblichkeit nicht glauben kann, muß Umwege machen, um zur Gewißheit zu kommen, und darum wird es keinen wahrhaft Gläubigen zum Aergerniß gereichen, daß in der gegenwärtigen Abhandlung auch entferntere Mittel angewandt wurden, den Suchenden zum Ziele zu führen.

„Strebt nach der Empfängniß des Geistes, nach der Wiedergeburt im Geiste," ist die Lehre aller Weisheit, aller Religionen und besonders unserer erhabenen christlichen Religion, dessen Stifter selber sagt:

Marcus. Cap. 3.

28. Wahrlich, ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.

29. Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichtes.

Dieser Sinn liegt der obigen Abhandlung zu Grunde. Spuren des Geistes zu suchen, ihn zu wecken, ihn unter den Hüllen des Fleisches und der Welt Eitelkeiten hervorzuziehen, benützt Mohrland jedes Mittel, weil er weiß, daß man durch den Geist Alles erforschen und erringen kann, ohne denselben aber das Leben des Menschen ein todtes Samenkorn ist, das niemals keimt, vielweniger Früchte der Ewigkeit trägt.

Fielding, Mohrland's Schüler hat anfänglich Alles versucht, den nach Wahrheit Dürstenden durch Glaubenslehren zum Ziele zu bringen, aber sie prallten ab an der Rinde der Weltklugheit und Zweifelsucht, und so mußte er seinen Zögling alle Gewinde des Lebens durchwandern lassen; er mußte in ihm den unsterblichen Funken zuerst anfachen und zur Flamme bringen, eh' Jener zu einer Glaubens-Ueberzeugung gelangen konnte.

Der Glaube ist freilich Grundpfeiler des Christenthums, aber er muß zur Erkenntniß des Geistes, zur Wiedergeburt führen, sonst ist er ein Uebel, ein falsches Samenkorn, aus welchem Böses, Aberglauben und Verwirrung entspringen. Der Mensch kann sich angewöhnen, Albernheiten, sogar widersinnige Dinge zu glauben; der Glaube des

Christenthums hingegen verlangt Erweckung des Geistes, der uns die Wahrheit enthüllt.

Es gibt Leute, welche die Fabeln indischer Mährchen glauben, aber sie verkörpern den Geist und möchten ihn zu weltlichen Abenteuern gebrauchen; dadurch erlangen sie nichts und gehen dem sichtbaren Tode entgegen. Der Glaube an eine Unendlichkeit, an eine ewige Vorsehung, an eine Erlösung im Fleische, ist die unerläßliche Bedingung, wenn wir dahin gelangen wollen, wo Christus die Gläubigen hinweis't.

Christus gibt uns außer dem Glauben noch zwei andere Lebenskräfte, die Unsterblichkeit, oder, wie er es nennt, das Himmelreich zu gewinnen, Hoffnung und Liebe.

Wer sich nach Unsterblichkeit sehnt, liebt sie, und wird endlich ihren Geist in sich selber finden.

Wer Unsterblichkeit liebt, wünscht sie; wer etwas lange wünscht, hofft endlich darauf. Liebe und Hoffnung zeugen den innern Menschen, der endlich in voller Glaubenskraft in uns in's Leben tritt.

Die christliche Religion führt uns zuerst durch herrliche Grundsätze, durch Lehren der Liebe der Ewigkeit näher, und vollendet ihr Werk durch die Kräfte des Glaubens.

Der Glaube ist der unfehlbare Samen, aus wel-

chem die Fülle alles Lebens, alles Glückes und Unsterblichkeit hervorgeht.

Die Lehrsätze selbst, die Christus über diese Lebenskraft ausspricht, sind so herzerhebend, so practisch und klar, daß man sich oft wundern muß, warum man so selten die Anwendung sieht, und die Christenheit in beständiger Ungewißheit, in Angst und Zweifel, in Kummer und Elend, in Kampf und Streit, in Armuth und Krankheit schmachtet, da doch in der Stärke des Glaubens Hülfe gegen alle Uebel enthalten ist.

Welchen Leser durchglüht nicht heiliges Entzükken, wenn er solche Verse liest, die ihm volle Sicherheit gegen alles Ungemach durch den Glauben geben.

Matthäus. Cap. 8.

5. Da aber Jesus einging zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn

6. Und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual.

7. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.

8. Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund, ꝛc. ꝛc.

10. Da das Jesus hörete, verwunderte er sich, und sprach zu denen, die ihm folgeten: Wahrlich,

ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel
nicht funden, ꝛc. ꝛc.

13. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann:
Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubet hast.
Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.

24. Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm
im Meer, also, daß auch das Schifflein mit Wel-
len bedeckt ward, und er schlief.

25. Und die Jünger traten zu ihm, und weck-
ten ihn auf, und sprachen: Herr, hilf uns, wir
verderben!

26. Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen,
warum seyd ihr so furchtsam? und stund auf, und
bedräuete den Wind und das Meer: da ward es
ganz stille.

Cap. 9.

2. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gicht-
brüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Je-
sus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Gicht-
brüchigen: Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden
sind dir vergeben.

27. Und da Jesus von dannen fürbaß ging, fol-
geten ihm zween Blinde nach, die schrieen und
sprachen: Ach du Sohn Davids, erbarme dich
unser!

28. Und da er heim kam, traten die Blinden
zu ihm. Und Jesus sprach zu ihnen: Glaubet ihr,

daß ich euch solches thun kann? Da sprachen sie
zu ihm: Herr, ja.

29. Da rührete er ihre Augen an, und sprach:
Euch geschehe nach eurem Glauben.

30. Und ihre Augen wurden geöffnet.

Cap. 21.

20. Und da das die Jünger sahen, verwunderten sie sich, und sprachen: Wie ist der Feigenbaum so bald verdorret?

21. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, so ihr Glauben habt, und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein solches mit dem Feigenbaum thun: sondern so ihr werdet sagen zu diesem Berge: Hebe dich auf, und wirf dich in's Meer! so wird's geschehen.

22. Und alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr's empfangen.

Marcus. Cap. 5.

25. Und da war ein Weib, das hatte den Blutgang zwölf Jahr gehabt.

26. Und viel erlitten von vielen Aerzten, und hatte alle ihr Gut drob verzehret, und half sie nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihr.

27. Da die von Jesu hörete, kam sie im Volk von hinten zu, und rührete sein Kleid an.

28. Denn sie sprach: Wenn ich nur sein Kleid mögte anrühren, so würde ich gesund.

29. Und alsbald vertrocknete der Brunn ihres

Bluts; und sie fühlete es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund worden, rc.

34. Er sprach aber zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht; gehe hin mit Frieden, und sey gesund von deiner Plage.

Cap. 6.

5. Und er konnte allda nicht eine einzige That thun, ohne wenigen Siechen legte er die Hände auf, und heilete sie.

6. Und er verwunderte sich ihres Unglaubens.

Es ist leicht zu merken, daß hier von einer andern Art Glauben die Rede ist, als wir im gemeinen Leben sehen, und wovon die Gelehrten nur den Wortverstand suchen. Der Glaube ist hier als Kraft, welche sich zum Lebensgefühl erhoben und uns mit einem göttlichen Lichte erfüllt.

Wenn der Mensch wahrhaftig glaubt, so ist er sich dieser Thätigkeit eben so bewußt, wie der Wirksamkeit anderer Lebenstriebe, und sucht dafür die Befriedigung.

Nicht blinder Glaube ist hier gemeint, sondern diejenige Ueberzeugung, welche wir empfinden und lebendig in uns geworden ist.

Jede Thätigkeit hat ihr Ziel, in welchem die Probe derselben enthalten ist. Wenn das Ziel erreicht wird, war die Thätigkeit gut, wird es nicht erreicht, so sind wir auf Abwegen.

Des Glaubens Ziel ist Zeugung eines ewigen

Lebens in uns, das den Menschen erneuert und ihn in der Wiedergeburt zum rechten Daseyn ruft.

Wer das Wiedergeborene in sich nicht deutlich erkennt und empfindet, der hat es nicht, so viel er auch darüber lesen, schreiben und sprechen mag.

Nicht das Lesen der Bibel ist die Aufgabe, sondern daß wir eingehen in den Sinn derselben, diesen Sinn in uns als Samenkorn legen, und uns pflanzen zum Wort Gottes und für die Ewigkeit.

Die Bibel ist ein Werk des heiligen Geistes, aber sie ist nicht der Geist selber. Die sind also sehr im Irrthum, wenn ihnen die Bibel Alles ist; sie muß uns bloß führen und wir müssen die Lehren derselben in uns practisch bestätigt finden.

Wer da glaubt, in der Bibel sey das Wort Gottes, der glaubt recht; wer aber meint, dieser Glaube sey hinreichend, der betrügt sich und geht zu Grunde, weil er den lebendigen Geist in sich selber nicht suchte.

Die Bibel zeigt uns den Weg; Christus ist unser Vorbild. Jenen sollen wir zu wandeln und Diesem nachzuahmen streben, in allen Verbindungen unseres Lebens und allen Verhältnissen.

Die Gebote Christi erfüllen, ist gut; aber alle seine Lehren für unser Betragen sind nur die Vorbereitungen zum höheren Ziel, zur Empfängniß des Geistes und zur Wiedergeburt.

In den Geist muß kommen, wer den Namen Christ mit Recht führen will; wer nur im äußern

Wissen schimmert, die Lehrsätze der heiligen Schrift nur durch andere Sätze aus derselben wieder beweist, der dreht sich in einem Cirkel herum, dessen Mittelpunct er niemals findet.

Christus spricht sich unumwunden über die Nothwendigkeit der Wiedergeburt aus.

Johannes. Cap. 3.

1. Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nicodemus, ein Oberster unter den Juden;

2. Der kam zu Jesu bei der Nacht, und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott kommen; denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm.

3. Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sey denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

4. Nicodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen, und geboren werden?

5. Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sey denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.

Wiedererzeugt durch den Geist und in ihm wie-

dergeboren werden, bleibt die unabänderliche Vorschrift unserer erhabenen Religion, und es ist nur zu bedauern, daß diese Grundwahrheit so häufig übersehen, und anstatt sie practisch zu bekräftigen, mit Sprüchen und Beweisführungen ausgeübt wird.

Woran erkennt der Mensch die Wiedergeburt? Antwort: An seiner Lebensweise, wenn er sich ändert und aus dem Zeitlichen in's Ewige übergeht.

Aus der Veränderung seiner Gesinnung, wenn er nur an Ewigem und Unwandelbarem Lust hat, und alles Vergängliche als Durchgang betrachtet, worin er sich prüfen, sammeln und läutern kann.

An den neuen Sinnen, die in ihm sich zeigen, womit er auch Dinge, welche dem leiblichen Auge unsichtbar sind, wahrnimmt, Klänge, Töne und Worte hört, die aus keinem menschlichen Munde kommen, ja, alle seine Organe im Innern erneuert findet, womit er in die Ewigkeit schaut, und dort Erfahrungen und Erkenntnisse schöpft.

Ich weiß, daß hier Manche sind, die nicht glauben, aber das ändert die Sache um kein Haar; ein ewiges Leben ist doch vorhanden, ist in uns und gibt sich zu erkennen, wenn wir ernstlich suchen.

Matthäus. Cap. 7.

7. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.

8. Denn wer da bittet, der empfähet; und wer

da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan.

In diesen drei Geboten liegt die Freiheit und Kraft, Alles zu gewinnen. Wer unaufhörlich sucht, ununterbrochen bittet, und täglich, ja oft stündlich an die Pforte der Ewigkeit klopft, der findet und erlangt, um was er bittet, und gewinnt den Eingang in die Ewigkeit im sichtbaren Leibe.

Christus ruft uns zum Reich Gottes, zum Himmelreich; der Eintritt in den Geist, in das neue Leben, ist auch der Eintritt in das Himmelreich.

Lucas. Cap. 17.

20. Da er aber gefraget ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.

21. Man wird auch nicht sagen: Siehe hie, oder, da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Dießeits müssen wir das Himmelreich gewinnen, nach dem Tode fehlen uns die Mittel dazu. Aus dem Fleische müssen wir den Geist ziehen, der aus Gott kommt, anderswo können wir ihn nirgends erlangen. Oder glaubt man, er komme ungerufen, er gebe sich ohne Mühe und Dahingebung kund? Das ist nicht denkbar, denn auch die bösen Geister kommen nicht in uns, wenn wir ihnen nicht rufen, ihnen nicht öffnen.

Der Mensch hat freilich viele Anlagen zur Sünde, aber sie würden nie so furchtbar wachsen, wenn wir sie nicht pflegten, durch List und Müßiggang, durch Sittenlosigkeit und Hoffahrt, durch Ehrgeiz und Hochmuth, durch Verläumdung und Veruntreuung u. s. w. Wenn wir uns aber nur einem dieser Trabanten der Hölle hingeben, so öffnet dieser den andern Thüre und Thore.

Doch zu unserem Glücke ist es auch so mit den menschlichen Tugenden: Wer sich nur einer derselben, der Liebe, der Treue, der Gottesfurcht, der Demuth, der Mäßigkeit, der Sittlichkeit, der Wahrheit u. s. w. befleißigt, in den kommen nach und nach alle Tugenden, und öffnen alsdann der ewigen Weisheit die Pforte, damit dieselbe uns schon dießeits erleuchte und mit unbesiegbaren Kräften stärke.

Wir kommen der Sache näher, die wir erklären wollten und finden, daß man nicht so leicht zum wahren Glauben gelangen kann, als manche wähnen. Die vorgeschriebenen Ceremonien sind keine Glaubeswahrheiten, sie sind nur Mittel, sie zu erlangen. Mögen diese Ceremonien auch von einander abweichen, wenn wir das Ziel nicht vergessen, in den Geist zu kommen, so sind wir dennoch geborgen.

In unserm oben angeführten Beispiel konnte der Lehrer sogar die christlichen Lehrsätze nicht gebrauchen, weil sein Schüler keinen Sinn dafür hatte,

und er war daher genöthigt, auf andern, theils griechisch-mythologischen Wegen, in sein Inneres zu dringen und den Geist zu erwecken. Nun frage ich: Hat er übel daran gethan?

Antwort. Nein; er konnte nicht anders.

Frage. Wird es aber den Christen kein Aergerniß geben?

Antw. Wenn sie vernünftig sind — nein.

Frage. Wie muß da ihre Vernunft seyn?

Antw. Sie müssen denken: Gott ist vorhanden in allen Wesen. Ihn zu erkennen, seinen Geist in uns zu erwecken, ist die Aufgabe; wenn diese gelöst wird, so ist die erste Pflicht des Christen erfüllt.

Frage. Wenn man aber meint, nur auf christlichem Wege könne dieses geschehen?

Antw. So ist es auch recht, wenn wir dem Suchenden die Fähigkeit erst geben, auf solchen Wegen zu suchen; wenn er aber diese nicht hat, so müssen sie geweckt und hervorgebracht werden. Der Ungläubige ist ein Kind, das man ziehen muß, ehe man es zu einem Geschäft, sey es auch noch so klein, gebrauchen kann. Jedem Kinde aber muß man nach seinen Fähigkeiten begegnen, dann lernt es und läßt sich ziehen; wenn man anders verfährt, so wird es verstockt nnd bleibt oft für das ganze Leben verdorben. Dürfen wir Fielding tadeln, daß er mit Silbert auf gleiche Weise verfahren? —

Christus ist Gottes Sohn. Nicht als solcher aber wollte er zu den Menschen kommen, sondern um ihnen ein Vorbild zu geben, wie hoch sie stehen vor Gott auf der Stufenleiter der Schöpfung. Nicht als Sohn Gottes hat Christus gehandelt, sondern als Mensch, um uns zu lehren, das Himmelreich zu gewinnen, uns zu veredeln zu einem bessern Leben, und uns zu befreien von allen Drangsalen des kurzen irdischen Daseyns.

Oben haben wir die Kräfte des Glaubens gezeigt. Jetzt treten wir ein in den Kreis der Ewigkeit, wo sich der Geist mit Geistern in Thätigkeit setzt, und auf dieselben einwirkt oder auf sich einwirken läßt, je nachdem es die Umstände erheischen.

Christus hat durch den Glauben Alles besiegt und den Menschen gelehrt, wie diese Kraft wirke. Höher steht er aber noch durch seine unmittelbare Berührung mit den ewigen Naturkräften, mit Engeln und Geistern, und wird uns dadurch zum unwiderleglichen Vorbild der Unsterblichkeit, indem er von ihnen und auch von längst Verstorbenen sich Belehrung verschafft.

Wir sehen auch in seiner Geschichte, wie in den obigen, einen Hauptunterschied der Geistererscheinungen, indem die einen nur untergeordnet wirken, andere aber aus dem Himmelreich, in völliger Reinheit sich darstellen.

Die höllischen oder die bösen Geister sind Erzeugnisse unserer verkehrten Lebensbegierden, und

bereiten in uns auch eine Wiedergeburt, die aber aus bösem Samen entsprungen.

Alles, was der Mensch mit Eifer treibt und thut, wird in ihm lebendig, und nimmt die Herrschaft ein in ihm. Sprache, Gestalt, Bewegung und Alles wird dieser Gewalt unterthan, so daß sie uns endlich ganz besitzt, und in unserm Ich denkt und handelt.

Wer dieses neue böse Ich ruhig walten läßt, den leitet es mit Klugheit und Scharfsinn durch's Leben, und gewöhnt endlich den Menschen, nur irdischen Kräften zu vertrauen, dagegen ewige Eigenschaften und Einflüsse für Mährchen zu halten. Ein solcher Mensch kann sich nur mit Mühe zu einem Scheinglauben erheben, die Kraft deßelben aber bleibt ihm stets verschlossen. Ein Umgang mit Geistern ist ihm ein Unding, eine Unmöglichkeit, und auf jede Anspielung derselben hat er eine Einwendung, die ihm sein, in ihm erzeugter böser Geist, ohne sein Wissen eingibt. Die schnelle Widersprechungsgabe mehrt seine Verstocktheit, indem er sich in dem Schimmer seiner Widersprüche gefällt und es für ein Resultat der höchsten Vernunft betrachtet.

In unsern Tagen ist es so weit gekommen, daß unglaubig und vernünftig seyn ein und daßelbe ist. Dafür wissen denn aber auch Aerzte und Philosophen bei der geringsten geistigen Erscheinung sich nicht mehr zu helfen.

Silbert hat sich die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des Menschen zur Aufgabe gemacht. Diese konnte er bei seiner Gemüthsstimmung und bei der beständigen Zweifelsucht nicht anders erlangen, als sich mit unsterblichen Geistern in Berührung zu setzen. Seine Lehrer sahen dieses ein und verfolgten nach diesem ihren Plan. Erst, nachdem sie alles Fremdartige aus ihm entfernt, oder nach der Bibel zu sprechen, alle bösen Geister aus ihm vertrieben und die ursprüngliche Menschennatur in ihm wieder hergestellt hatten, konnte es ihnen gelingen, ihn in den neuen Himmel oder in das Himmelreich einzuführen, wo er neue Gestalten und unter diesen den Geist seines Vaters erblickte.

Anfangs sah er Larven und Gespenster, die ihn quälten und hinderten; allein mit Mühe und Anstrengung gelang es ihm, sich dieser bösen Gesellschaft zu entledigen. Dieselben Erscheinungen erblicken wir bei Caroline Ruppert, die ohne Hülfe ihren bösen Einflüssen unterlegen wäre.

Auch Christus heißt diese Kräfte Geister und Teufel, als wenn sie etwas außer uns, etwas Abgesondertes wären. Dieses muß uns jedoch nicht irre führen, denn der Wirkung nach sind sie etwas außer uns, indem sie, namentlich wenn sie uns verlassen müssen, als leibliche Wesen und nur gewaltsam von uns scheiden; der Sache nach aber waren sie Eines mit uns, waren geistige Auswüchse, die von uns abgelöst werden mußten, um

uns wieder in völlige Einheit mit uns selber zu bringen.

Der gereinigte Mensch steht als eine vollendete Einheit da und nichts kann sein Inneres mehr trüben. Der Verstockte ist auch eine völlige Einheit und sträubt sich der Auflösung, die früher oder später in seinem Innern entstehen muß, entgegen. Sichtbar äußert sich diese Auflösung durch Traumbilder, durch eine Art Verrücktheit oder durch Geistererscheinungen. Die erste Gattung ist unwiderleglich, weil sie alle Menschen erfahren. Die zweite hat man unter die Classe von körperlichen Krankheiten gesetzt, und sucht sie auch mit körperlichen Mitteln zu heilen. Die dritte gehört unter die verrufenen Dinge, die man bei den deutlichsten Merkmalen als Betrügerei oder Selbsttäuschung verwirft.

Ungewöhnliche Schicksale, Unglück, Gewissensbisse, auch Furcht vor dem Tode, rütteln manchmal an der Verstocktheit des Menschen und wecken Kräfte in ihm, die seinem gewöhnlichen Zustande entgegen sind; es erfolgt ein Kampf, die früheren Leidenschaften und Begierden erheben sich zu Bildern und streiten um den Besitz ihrer Herrschaft, und so kann es sich ereignen, daß die Zahl solcher Erscheinungen Legion wird. Spürt man in solcher Lage ein Vermögen in sich, die bessere, reine Natur wieder zu stärken und zu ihrer Würde zu erheben, so fliehen nach und nach jene Gestalten

und der vorher geplagte Mensch tritt aus diesem Streite als ein Wiedergeborner, dem der Himmel sich öffnet und Engel selbst Loblieder singen.

Diesen Gang gehen die oben angeführten Geschichten, und eben so behandelt Christus die Besessenen und von bösen Geistern Geplagten.

Um dieses zu bekräftigen, wollen wir einige seiner Werke in dieser Beziehung betrachten und zugleich seine Worte darüber hören.

Matthäus. Cap. 8.

16. Am Abend aber brachten sie viele Besessene zu ihm; und er trieb die Geister aus mit Worten, und machte allerlei Kranke gesund.

28. Und er kam jenseit des Meeres in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus den Todtengräbern, und waren sehr grimmig, also, daß niemand dieselbe Straße wandeln konnte.

29. Und siehe, sie schrieen und sprachen: Ach Jesu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu thun? Bist du herkommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist?

30. Es war aber ferne von ihnen eine große Heerde Säue an der Weide.

31. Da baten ihn die Teufel und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns in die Heerde Säue zu fahren.

32. Und er sprach: Fahret hin. Da fuhren sie

aus, und fuhren in die Heerde Säue. Und siehe, die ganze Heerde Säue stürzete sich mit einem Sturm in's Meer, und ersoffen im Wasser.

Cap. 10.

7. Gehet aber, und prediget und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbei kommen.

8. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus.

Cap. 15.

22. Und siehe, ein cananäisch Weib ging aus derselbigen Grenze, und schrie ihm nach und sprach: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein; meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt! ꝛc.

28. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde.

Cap. 17.

17. Und da sie zu dem Volk kamen, trat zu ihm ein Mensch, und fiel ihm zu Füßen.

15. Und sprach: Herr, erbarme dich über meinen Sohn, denn er ist mondsüchtig, und hat ein schweres Leiden, er fällt oft in's Feuer, und oft in's Wasser.

16. Und ich habe ihn zu deinen Jüngern gebracht, und sie konnten ihm nicht helfen.

17. Jesus aber antwortete, und sprach: O du ungläubige und verkehrte Art, wie lang soll ich

bei euch seyn? Wie lang soll ich euch dulden? bringet ihn hie her.

18. Und Jesus bedräuete ihn, und der Teufel fuhr aus von ihm, und der Knabe ward gesund zu derselbigen Stunde.

19. Da traten zu ihm seine Jünger besonders, und sprachen: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?

20. Jesus aber antwortete, und sprach zu ihnen: Um eures Unglaubens willen. Denn ich sage euch wahrlich: So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich von himmen dort hin! so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich seyn.

Marcus. Cap. 1.

23. Und es war in ihrer Schule ein Mensch, besessen mit einem unsaubern Geist, der schrie,

24. Und sprach: Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu von Nazareth? Du bist kommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes.

25. Und Jesus bedräuete ihn, und sprach: Verstumme, und fahre aus von ihm!

26. Und der unsaubere Geist riß ihn, und schrie laut, und fuhr aus von ihm!

32. Am Abend aber, da die Sonne untergegangen war, brachten sie zu ihm allerlei Kranke und Besessene.

33. Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Thür.

34. Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren, und trieb viele Teufel aus, und ließ die Teufel nicht reden, denn sie kenneten ihn.

Wir sehen aus dem Angeführten, wie genau die Geister der heiligen Schrift mit Mohrland's Behandlungsweise übereinstimmen, weil wir dieselben überall mit den Eigenschaften der Person auf das Engste verbunden antreffen, und sie gleichsam als geistige Auswüchse, die durch ihre Größe zu mächtig geworden sind, betrachten müssen. Sie haben innere Erkenntnisse und wissen genau, daß Christus Gewalt über sie hat und wer er ist.

Aber bei allen diesen Kräften, bei allen diesen Erscheinungen wird die Unsterblichkeit noch nicht klar erwiesen, und darum führte Mohrland seinen Schüler durch das ganze Heer von Erscheinungen, um ihn endlich fähig zu machen, den neuen Himmel zu sehen und dort Erkenntnisse zu sammeln.

In der Bibel, besonders im alten Testamente, sind eine Menge Beispiele, die solche Unmittelbarkeit mit dem Ewigen errungen hatten; wir wollen uns aber begnügen, einige aus dem neuen Testamente hieher zu setzen, um dem Leser die Mittel an die Hand zu geben, weiter zu forschen.

Matthäus. Cap. 17.

1. Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrus und Jacobus und Johannes, seinen Bruder, und führete sie beiseits auf einen hohen Berg.

2. Und ward verkläret vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß, als ein Licht.

3. Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm.

4. Petrus aber antwortete, und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut seyn; willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, Moses eine, und Elias eine.

5. Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieß ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören! —

Lucas. Cap. 8.

11. Es erschien ihm aber der Engel des Herrn, und stund zur rechten Hand am Räuchaltar.

12. Und als Zacharias ihn sahe, erschrack er, und es kam ihn eine Furcht an.

13. Aber der Engel sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhöret, und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Johannes heißen, ꝛc.

18. Und Zacharias sprach zu dem Engel: Wo=

bei soll ich das erkennen? Denn ich bin alt, und mein Weib ist betaget.

19. Der Engel antwortete, und sprach zu ihm: Ich bin Gabriel, der vor Gott stehet, und bin gesandt mit dir zu reden, daß ich dir solches verkündigte;

20. Und siehe, du wirst verstummen, und nicht reden können bis auf den Tag, da dieß geschehen wird, darum, daß du meinen Worten nicht geglaubet hast, welche sollen erfüllt werden zu ihrer Zeit.

Dieses Wenige mag hier genug seyn. Wer Mehreres lesen will, schlage in den Büchern Mosis, in den Propheten und in der späteren Geschichte Israels nach, und er wird überall auf Beispiele dieser Classe stoßen.

Den Tod zu besiegen, ist die höchste Aufgabe, welche Christus dem Menschengeschlecht gegeben. Hier kommen aber Viele in Zweifel und meinen, dem Sohne Gottes sey so etwas möglich, der natürliche Mensch dürfe an eine solche Vollendung nicht denken.

Ich wiederhole es noch ein Mal: Christus ist dem Menschen zum Vorbild gegeben; was er gethan, soll der Mensch auch thun; was er vollbrachte, kann der Mensch auch vollbringen.

Hier staunt man, und Viele werden mich der Uebertreibung, wohl gar der Gotteslästerung zeihen. Aber ich baue auf den Spruch: daß Alles

verziehen wird, nur die Sünde gegen den Geist nicht, und suche diesen und spreche in ihm die Wahrheiten aus, die unfehlbar sind, weil sie von ihm kommen.

Christus ist unser Vorbild. Ihm nachzuahmen ist unsere Pflicht. Nun fragt es sich: Auf welche Weise ahmt man ihm nach?

Man thut, wie er gethan hat.

Frage. Das ist kurz gesagt, aber wie ist das möglich?

Antwort. Der Geist hilft. Wer den nicht hat, ist ein verlorenes Glied und kann die Werke nicht ein Mal begreifen, viel weniger thun.

Frage. Was hat Christus gethan?

Antw. Er hat geholfen, wo es Noth war, durch die Kraft des Geistes; in den Schulen gelehrt, Kranke geheilt, Todte erweckt, Teufel ausgetrieben und endlich dem Tod seinen Stachel geraubt.

Frage. Wenn aber Alle das thun wollten, so müßte immer Einer den Andern verdrängen, sonst hätte er Niemanden zu lehren, zu heilen, zu erwecken, kurz, das gesellschaftliche Leben müßte sich ganz anders gestalten?

Antw. Wahr ist es, Jeder wäre gelehrt durch den Geist, Krankheiten wären verschwunden und der Tod von der Erde verbannt. Wäre denn das so übel?!

Ueberblick.

Die Wege zur Unsterblichkeit sind nach sichern Erscheinungen der Natur angegeben; ob sie genü-gen werden, mag der Erfolg lehren. — Wir haben die Sache, wenn auch nicht erschöpft, doch von so unläugbaren Wirkungen aus betrachtet, daß Jeder, dem es um Ueberzeugung zu thun ist, selber Be-obachtungen machen und in sich forschen kann.

Die Mittel, welche in den Briefen gegeben sind, galten den ältesten Nationen als Wegweiser, und waren denselben hinlänglich, weil sie das Gefühl der Unsterblichkeit noch lebendig in sich trugen. In unsern Zeiten, wo die Wortgelehrsamkeit bei-nahe alle inneren Gefühle verdrängt hat, reichen sie nicht mehr hin, und wir stoßen in jeder Ge-sellschaft auf Solche, welche wie Silbert, die Sache statt zu glauben, erkennen möchten. Wir wollen also in dieser Beziehung die Grundzüge der gegebenen Beispiele und Lehren noch ein Mal über-blicken und die Resultate davon in möglichster Ge-drängtheit herausziehen.

Silbert kann nicht glauben; das Gefühl der Religiösität ist in ihm erstorben, selbst die Liebe zum Leben hat sich in seinen Wirkungen verloren, so, daß er die Wurzel und das Ziel deßelben nicht mehr kennt und empfindet; in dieser Lage tritt er

in die Schule seines Freundes, der es unternimmt, sein geistiges Leben zu wecken und demselben die Herrschaft über das Aeußere zu verschaffen.

Die ersten geistigen Wahrnehmungen, auf die er hingewiesen wird, sind die Bilder des Traumes. Hier staunt man mit ihm und kann nicht begreifen, wie solche alltägliche Erscheinungen zu Grundpfeilern der wichtigsten Lehre, der Lehre für die Unsterblichkeit dienen können. Aber gerade darin müssen wir die Liebe der schaffenden Urkraft bewundern, daß sie die ersten Beweise uns so nahe gelegt, und uns dadurch ununterbrochen auffordert, in ihre Schule zu gehen.

Träume, spricht man, sind Trugbilder, und darum keine Beweise für die Wahrheit einer Lehre; Träume sind Trugbilder, dieses kann nicht widersprochen werden, aber es sind zugleich Bilder, deren Vorhandenseyn auch Niemand zu läugnen vermag. Darum läßt es sich sicherer darauf bauen, als auf die gewöhnlichen Schlüsse, die man schulgerecht zusammensetzt, den Kopf damit füllt, aber unsere Gefühle kalt läßt.

Die Träume haben unter den gewöhnlichen Forschern darum keinen Werth, weil in ihnen keine Objectivität enthalten ist, oder nach dem gemeinen Sprachgebrauch, weil der Gegenstand, von dem man träumet, nicht berührt wird. Z. B. Wenn eine Person sich uns im Traume zeigt, so weiß sie nichts davon, und daraus schließt man auf

die Unzulässigkeit einer Beweisführung, durch solche Erscheinungen. Aber, da der Geist Alles in seinem eigenen Lichte, in Bildern, die er selbst erschaffen, sieht, so verliert dieser Einwurf allen Gehalt, weil gerade dadurch die Selbstständigkeit der geistigen Thätigkeit sich bewährt, indem er aus sich selber Alles zu schöpfen vermag.

Ich weiß nicht, ob ich hier deutlich genug spreche, oder ob man noch Winkelzüge machen kann, um den ersten Erkenntnißgrad eines geistigen Lebens anzugreifen; ich meine, die Sache sey so klar als die Sonne, und darum wollen wir Jeden für sich darüber denken lassen, was er für das Zweckmäßigste hält und begnügen uns, Diejenigen, welche die Schöpfungen des Traumes für nichts erklären, aufzufordern, uns eine ähnliche Kraft zu nennen, die mit eben solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit wirkt und schafft, ja, die Alles in sich enthält, was zum Leben gehört, wie bei dem Traume der Fall ist.

Die Erscheinungen des Traumes geben uns zwar für den gewöhnlichen Gebrauch des Lebens keine positive Lehren, weil sie noch keine Ausflüsse unseres freien Willens sind; sie kommen und gehen ohne unser Zuthun, und Keiner kann sagen: heute will ich Das oder Jenes träumen; wir sind in dieser Hinsicht gebunden, und müssen in uns schalten und walten lassen, wie es den in Thätigkeit getretenen Kräften beliebt. Dieses aber benimmt

dem Vermögen nichts von seinem eigenthümlichen Werth; im Gegentheil, es zeigt uns vielmehr, daß es über uns steht und sich um unsern Scheinwillen nicht kümmert.

Die Kräfte des innern Lebens sind unausgesetzt thätig, sie bedürfen keiner Ruhe, keiner Erholung, und wenn der Mensch sich nach Belieben mit ihnen in's Gleichgewicht setzen, und ihre Gebilde zu sehen, hören und fühlen vermag, so werden sie unser Eigenthum, geben uns, was wir verlangen, und erhalten dann erst Wahrheit und Bedeutung.

Träume und freies Hellsehen sind die beiden Endpuncte der geistigen Thätigkeit, und auf diese gründet sich die Lehre der Unsterblichkeit aller Religionen. Von diesem Gesichtspuncte aus ist der Verfasser bei der obigen Abhandlung gegangen, und hat in allen seinen Beispielen Andeutungen gegeben, sich selbst zu erkennen, um zum gewünschten Ziele zu kommen.

Silbert, ein hartnäckiger Zweifler, kann durch keine Gefühle geleitet werden, er will wissen und nicht blindlings glauben, darum müssen bei ihm Mittel angewendet werden, die von Innen heraus seinen äußern Organismus berühren und ihn auf diese Art auf einen Standpunct stellen, wo er durch Erfahrungen zur Erkenntniß, und durch diese erst zum Glauben geführt wird.

Es scheint freilich ein Widerspruch, wenn man sagt: die Erfahrung führe zum Glauben! Aber

wenn wir Silbert's Geschichte betrachten, so sehen wir, daß er bei voller Ueberzeugung doch noch zum Glauben genöthigt war, weil er die Erscheinungen, welche sich ihm zeigten, auch bei aller Klarheit doch in keine andere Erkenntniß=Classe bringen konnte, und sich bei der Armuth der Sprache noch damit begnügen mußte, zu sagen: die Kräfte, welche ich in mir erkenne, sind geistiger Natur und der Art, daß ich von ihrer innigsten Vereinigung mit mir und an ihrer ewigen Dauer nicht mehr zweifeln kann, sondern sie unbedingt glauben muß.

Die Mittel, welche zu Erreichung seines Zieles angegeben wurden, sind so einfach, daß Keiner, der die Probe nicht macht, daran glauben kann, wer aber die Mühe nicht scheut und Beharrlichkeit besitzt, wird einsehen lernen, wie weit der Mensch von seinem geistigen Ich entfernt ist, und was er gewinnt, wenn er sich endlich im Innersten seines Herzens wieder nennen lernt.

Um dieses innere Nennen dreht sich der größte Theil des Unterrichts. Er ist zwar, nachdem die Rinde durchbrochen, in mehrere Abstufungen abgetheilt, weil der Mensch aus vielerlei Kräften besteht, aber sie geben diesem Ich nur jedes Mal einen andern Namen, um es zu seiner höchsten Würde zu erheben. Daßelbe Verfahren sehen wir auch an Caroline Ruppert, nur nicht in so ausgedehntem Grade, weil sie, als Mohrland zu ihr kam, schon viele Erfahrungen in ihrem

Innern gemacht hatte, die ihr nachher von wesentlichem Nutzen waren.

Doch ich höre hier im Geiste manche Einwürfe, die man dieser Lehrart machen wird. Man wird sagen: Närrisch werden, ist doch kein Vorwärtsschreiten auf dem Wege zum Leben. Wenn das wäre, so müßte man wünschen blödsinnig geboren zu seyn, um desto eher zum Ziele zu gelangen.

Dieser Einwurf scheint nicht ohne Grund; aber doch ist es nur Schein. Die Menschheit hat zwei Pole, die einander entgegen stehen. Der Mensch kann im vollkommensten Lichte, ganz nach dem Gesetze des Geistes, in völliger Gewißheit leben; es ist aber auch möglich, daß er die Finsterniß als sein Element betrachtet, und in gänzlicher Verstocktheit sein irdisches Daseyn durchwandert. Auf beiden dieser Pole ist er gewissermaßen vollkommen, und bildet eine völlige Einheit in sich selbst. Wenn nun Einer, sey es aus eigenem Antrieb, oder durch ungewöhnliche Schicksale genöthigt, sich aus der Verstocktheit gewaltsam losreißt und zum Lichte dringt, so kann es nicht anders gehen, als daß seine ganze Natur gleichsam aus den Fugen getrieben wird, und sowohl geistige als körperliche Zustände eintreten, die der gewöhnliche Psycholog nicht mehr erklären kann, und sie unter die Classe irgend einer Krankheit setzt. Wenn wir die Aerzte in ihre Krankenstuben begleiten könnten, so würden uns Erscheinungen zu Gesichte kommen, die

ihren Ursprung lediglich in einem solchen Uebergang aus der Verstocktheit zum Glauben an eine höhere Macht haben und die auch nicht anders zu heilen sind, als wenn man das Seelen-Vermögen mit dem Körper in's Gleichgewicht bringt.

Alles Gewaltsame erzeugt eine heftige Erschütterung, so auch der gewaltsame Uebertritt aus der Nacht zur Wahrheit. Wie sanft erwacht dagegen das innere Leben des Matrosen und des Hauptmanns. Wie viele kindliche und fromme Seelen lernen wir im gewöhnlichen Leben kennen, die nichts als einen ruhigen Glauben besitzen, und wenn man sie genau prüft, ihr besseres Leben im ganzen Umfang empfinden und wahrnehmen. Alles in der Natur hat seine Uebereinstimmung und darum dürfen wir nicht erschrecken, wenn uns ungewöhnliche Erscheinungen begegnen.

Der Mensch ist von dem Wege abgekommen und muß wieder umkehren, um den rechten zu wandeln. Was er auf der unrechten Bahn gesammelt, hat sich mit seinem Leben verbunden, und läßt sich nicht so leicht vertreiben oder unthätig machen. Geistige Kräfte sind ununterbrochen wirksam, sie schaffen und bilden Worte, Gedanken, Formen und Gestalten, die uns, wie wir im Traume sehen, wider unsern Willen necken, lieben und verfolgen. Wenn wir dem äußern Leben einen Theil seines Einflusses entziehen, so kann es leicht geschehen, daß die hintangesetzten Kräfte uns Bilder darstellen und

Worte vernehmen lassen, die uns irre führen und uns auf einige Zeit mit uns selbst entzweien. Wer bei solchen Gelegenheiten den Muth nicht verliert und standhaft sein besseres Ziel verfolgt, der besiegt jene feindlichen Kräfte und hört endlich Worte des Lebens, so wie er Bilder des Himmels sieht.

Durch Labyrinthe geht der Weg zum Leben. Wohl dem, der einen Faden findet, den eine liebende Hand gelegt, um ihn sicherer zu dem Ausgang zu führen; der wandelt ruhigen Schrittes und siegt schon dadurch über alles Ungemach, weil er dem gelegten Faden liebend vertraut.

Aus der Finsterniß führt uns ein Stern des Himmels, wenn unser inneres Auge zum Leben erweckt ist. Wer diesen Stern sieht, der folge ihm getrost und lasse sich nicht verführen durch die Lehren des Tages, welche nur dem Blute, sogar oft dem Wetter solche Erscheinungen beimessen. Der Mensch hat einen sicheren Führer in sich, der ihn durch alle Nebel leitet und nur durch uns selber entfernt werden kann.

Die Hinweisung auf die griechische Mythologie gibt uns eine deutliche Ansicht, wie alle Kräfte der Natur sich durchdringen und in einander wirken. Wir sehen gleichsam mit Augen, wie Gott kein Geschöpf ausschließt aus seinem Himmel, wenn es sich nur einigermaßen die Mühe gibt, ihn zu suchen und zu erkennen. Es wird hier auf die drei

Urkräfte des Weltalls aufmerksam gemacht, wovon jede nur in der Idee des Forschers für sich besteht, in der Natur aber niemals ganz geschieden sind. Die Erde ist Urkraft und ewig, das Leben gleichfalls, so auch Gott, der zeugend über Allem steht, es hält und regiert. Mag nun auch unser Leib vergehen, das Göttliche, welches sich nie, weder vom Leben noch vom Körper trennt, wird sich schon wieder mit andern Stoffen verbinden, um uns zum ewigen Leben zu führen.

Körper, Leben und Göttliches, oder nach unsern Begriffen Gedankenkraft, ist zum vollkommenen Leben nothwendig. Wir sehen aus Mohrland's Erklärung, wie naturgemäß diese Vereinigung ist, und haben daher nichts zu thun, als dem obersten Gesetze zu leben, und Leib und Seele (Leben) ihm in der vollkommensten Uebereinstimmung unterzuordnen; dann sind wir im Himmel, und ziehen von den andern beiden Urkräften immer neue Nahrung zum ewigen Fortbestand.

Der Mensch muß sich ganz besitzen, dieses ist das Ziel aller Lehre, und dahin sucht auch Mohrland seinen Schüler zu führen. Nicht nur im Herzen oder im Kopfe, nein, durch den ganzen Leib muß der Mensch sich empfinden und erkennen lernen, sonst verstümmelt er sich und wird nicht tauglich zum vollkommenen Leben.

Hier liegt die Befangenheit der Menschen, welche einem Theile des Körpers mehr Heiligkeit zueig=

nen als dem andern, während sie doch täglich die Erfahrung machen, daß kein Glied unnütz ist und jedes nothwendig vorhanden seyn muß, um die Absicht des Schöpfers zu erfüllen.

Suche zu erhalten, was du hast und denke, wo sich das Leben am deutlichsten zeigt, da bist du Gott am nächsten; aber sey nicht parteiisch mit deinen Kräften, und fasse die Ueberzeugung, daß die Vollkommenheit alle Kräfte besitzen muß.

In dem tiefsten Tone der Musik sind die höheren Töne enthalten, darum steige in die untersten Gemächer deines Leibes und erinnere dich, daß Christus auch in die Hölle gestiegen, um alle Seelen und Kräfte zum Leben zu rufen.

Ruhe nicht, bis du überall eine Linse in dir gebildet, durch welche du in die Ewigkeit schauen kannst, und laß' dich nicht irre machen, wenn die Welt nur deinen Kopf in Anspruch nimmt, und ihn mit allen möglichen Erkenntnissen so lange zu füllen trachtet, bis er sich von dir abzusondern und deinen Gefühlen zu entziehen droht. Bleibe standhaft und behalte dich ganz, sonst bist du ein Gekreuzigter, welchem an dem Kreuze die Knochen zerbrochen wurden, und daher nicht mehr herunter genommen werden darf.

Vertraue der Zeit und beherrsche den Augenblick! Diese Lehre spricht sich in dem obigen Beispiele deutlich aus; denn Jahre werden erfordert, bis der Mensch zur Reife gelangt, wo er den Kern

seines Lebens entdeckt und ihn gebrauchen kann als Führer.

Viele werden sagen: die Lehre sey nicht anwendbar, weil sie die Entfernung von der Welt, sogar von seinen Berufsgeschäften verlange. Wer in der Welt und neben seinen Berufsgeschäften sein inneres Leben gewinnen kann, hat nicht nöthig, sich davon zu entfernen; wer aber trotz seines Wünschens und Strebens in der Finsterniß bleibt, muß sich von den Hindernissen, die ihm im Wege stehen, entfernen, wenn er nicht Verzicht auf die Zukunft und auf sich selber leisten will.

Doch wohl uns, nur wenig irdische Verhältnisse wirken störend auf die Entwicklung unsers neuen Lebens, und darum wollen wir unserem Berufe mit Pünctlichkeit vorstehen, den Menschen ein Beispiel der Treue und Liebe geben, und Alles, was wir thun, als in Gott gethan, ansehen.

Die Lebensverhältnisse, wo unser Ehrgeiz, unser Scharfsinn, oder besser Schlauheit, in Anspruch genommen werden, sind diejenigen, welche sich am schwersten mit dem Streben nach geistiger Wahrheit vereinigen lassen, weil sie den Menschen gewöhnlich ganz erfüllen und seine Eigenschaften zu Götzen erheben, vor denen er geblendet dasteht und ihnen die Ehre allein gibt.

Geschäfte, die mit ernstem Fleiße, mit Bedachtsamkeit, mit ruhiger Ueberlegung und Denkkraft vollbracht werden können, sind nicht nur nicht hin-

derlich, sondern oft wohlthätig, weil sie einer gewaltsamen Umwälzung unserer Natur entgegenstreben, und Alles in das stille Geleis unserer Duldsamkeit ziehen.

Darum erschrecke Keiner vor irgend einem Beispiel und suche auf seinem Wege das Gute, was diese Lehre ihm bietet. Das innere und äußere Leben sind immer in der genauesten Uebereinstimmung unter einander. Ein zarter Körper wird sich nie nach der Keule des Herkules sehnen, ein Riese aber wird nie mit Veilchen, sondern mit Baumstämmen und Felsen spielen. So im Reiche der Gedanken: die Ideen richten sich nur nach dem Besitzer derselben und ändern ihre Darstellung, wie man sie in ein anderes Individuum überträgt.

Ziel alles Lebens: suche den Geist in dir, dann bist du in Sicherheit. Aber deinen Geist suche, keinen andern. Hier liegt ein Grundübel der Menschen, daß sie sich immer nach Andern richten und nie sich selber gehörig betrachten. Der Geist eines Andern wird niemals mein, er kann mir bloß leuchten, auch in meinen Tempel zu kommen, aber so wenig ich den Arm eines Andern als den meinigen einsetzen und gebrauchen kann, eben so wenig lassich die Kräfte des Geistes in andere Formen einschließen. Mit Wasser kann man die Gläser stimmen, daß sie einen Accord geben; nimm das Wasser heraus, gieße es in andere Gläser, so hast du keinen Accord und sogar keinen von den vorigen

Tönen mehr. Aus dir muß Alles kommen, was du wünschest und begehr'st; wenn du dieses noch nicht kannst, so lerne es; mache dich los von allem Fremden, suche dein Ich, nie das Ich eines Andern, dann nur ist es möglich, zur Unfehlbarkeit des Lebens zu gelangen.

Harmonie der Töne und mathematische Formen beruhen auf unfehlbaren Grundsätzen und können daher nicht täuschen; so klar muß dir die Harmonie des Lebens werden, welche wie jene auf unabänderliche Gesetze gegründet ist und die Unfehlbarkeit in sich selber trägt.

Unfehlbarkeit ist unser Ziel; nach Unfehlbarkeit trachten Alle, vom Feldbauer an bis zum höchsten Gelehrten; Jeder will seine Sache ganz kennen. Vielen gelingt es, Manchen auch nur zum Theil; aber das Streben ist in der Natur. Wohl! so suchet da Unfehlbarkeit, wo es um das Leben sich handelt, wo der Preis unvergänglich ist und immer in erneuter Schönheit euch zu Theil wird.

Vertausche nicht dein Leben mit dem Schimmer deßelben. Was würdest du von einem Mathematiker sagen, der nur Freude an den sonderbaren geometrischen Figuren hätte, sich aber um die Nothwendigkeit und um die Wahrheit derselben nicht bekümmerte? Würdest du einen solchen nicht einen Thoren heißen? Eben so thöricht ist es, in den Erscheinungen des Lebens zu schwelgen, aber die

Gesetze deßelben nicht zu suchen, und nicht in ihnen den wahren, höchsten Genuß zu finden?

Wo wir unfehlbare Wahrheit sehen, da sollen wir Gott danken, der uns die Fähigkeit gegeben, womit wir solche zu erkennen fähig sind. Nicht die Wahrheit ist es, welche uns erfreuen soll, sondern die Gabe, sie in uns aufzunehmen, durch welche wir uns zum unfehlbaren Gesetze und durch daßelbe zur Unsterblichkeit erheben können.

Gott ist die ewige Wahrheit! Er hat uns von seinem Lichte gegeben, damit wir uns von der Finsterniß trennen und in seinem Abglanz leben sollen.

Ueberall ist Gott, überall ist Wahrheit, und der Mensch ist geschaffen zur Erkenntniß Gottes und zur Wahrheit. Diesen Grundsätzen wollen wir glauben, und uns mit der ewigen Allmacht verbinden, damit wir in ihrem Schutze gedeihen und zur Unsterblichkeit eingehen.

Schlüssel zur Geisterwelt

oder

Die Kunst des Lebens.

Von

J. Kerning.

Schwäb. Hall und Leipzig,
Verlag der F. F. Haspel'schen Buchhandlung.
1840

Vorwort.

Die Zeit verlangt über das Wesen der Geisterwelt in Kenntniß gesetzt zu werden, denn seit Jahren wird darüber gesprochen und geschrieben. Wie wenig genügend die Aeußerungen der Somnambülen und die Geistersehereien nervenschwacher Mädchen und Frauen seyen, erfahren wir täglich, denn es geht aus allen ihren Erscheinungen und Erklärungen keine positive Wahrheit hervor. Keine von allen ihren Wahrnehmungen erhebt sich über ihre beschränkten Meinungen und über die Vorurtheile der Gegend und des Ortes. Aus diesem Grunde sah sich der Verfasser veranlaßt, die Sache näher zu beleuchten und von einem Standpunct aus zu betrachten, wo die Gesetze der Vernunft nicht Noth leiden, sondern ein höheres Gebiet für ihre Thätigkeit gewinnen.

Die geschichtliche Form, welche zu dieser Aufgabe gewählt wurde, schien in jeder Beziehung die zweckmäßigste, weil die Geschichte, indem sie als erklärendes Gleichniß dasteht, zugleich ein Zeugniß der vorhandenen Eigenschaften und der Möglichkeit ihrer Anwendung gibt. Die Begebenheiten sind aus sichern Quellen gezogen und lassen in Hinsicht ihrer Wahrhaftigkeit keine Zweifel übrig. Selbst die Lehren, welche zu dem vorgesetzten Ziele führen, finden sich in jenen Geschichten verflochten, und wir geben sie dem Leser so lauter, als eine Lehre, die erst durch Ausübung völlig begriffen werden kann, es gestattet.

Die Wahrheit ist überall zu finden, wenn man das Unreine und bloß Zufällige von dem Wesentlichen und

Nothwendigen sondert, und auf diese Art eine Sache in ihrer innern und positiven Eigenthümlichkeit betrachtet. In diesem Sinne sind die Aufsätze und Ereignisse des Buches aufgefaßt und wiedergegeben, und wir wünschen, daß sie Samen ausstreuen mögen, wodurch bessere Früchte zur Reife gebracht werden, als aus den Abhandlungen der Seher- und Träumerinnen entsprossen sind.

Es ist hier nicht die Absicht zu tadeln oder vorzugreifen, nein, es handelt sich bloß um reine, geistige Wahrheit, und auf welchem Wege dieses geschieht, muß einerlei seyn, wenn nur das Ziel errungen wird. Wahrheit aber ist nur möglich, wenn Derjenige, welcher sie Andern mitzutheilen sucht, solche selbst empfunden hat und auf der Stufe steht, wo die Erscheinungen der Geisterwelt sich offenbaren und ihm Materialien zu neuen Begriffen und Denkformen geben. Die reine Wahrheit erfordert die höchste Unmittelbarkeit; nur das offene Ohr kann die Harmonie der Töne vernehmen, nur wer im Reiche des Geistes selbst Erfahrungen gemacht hat, kann darüber Grundsätze aufstellen, und so erscheint dieses Werkchen nicht sowohl zur Beurtheilung, als vielmehr zur Belehrung für Diejenigen, denen es Ernst ist, über den Zweck des menschlichen Lebens in's Klare zu kommen.

Der Verfasser.

Versehen in der Correctur.

Die Ueberschrift Seite 169 soll heissen: **Blicke in das 13te und 14te Jahrhundert.** Seite 241, 242 und 244 lies **Friedrich** statt **Heinrich**.

Eingang.

„Schlüssel zur Geisterwelt." Die Aufgabe ist gestellt, lasst sehen, ob und wie sie zu lösen sey.

Gibt es eine Geisterwelt? so fragen Viele. Die Erde geht um die Sonne und um ihre Achse; der Ungebildete glaubt es nicht: denn es streitet gegen die Sinne. Es gibt eine Geisterwelt. Der Aufgeklärte, der Weltmensch, der vom Strudel der Geschäfte Befangene glaubt es nicht: denn es streitet gegen die Sinne, oder wie man spricht, gegen die Vernunft.

Ist die Vernunft der oberste Richter für alle Zwecke des Menschen, oder muß man sich, um sichere Aufschlüsse über die Geisterwelt zu erlangen, an einen andern Richterstuhl wenden?

Diese Frage zu beantworten, müssen wir das Menschengeschlecht in seinem Anfang und seinem gegenwärtigen Zustande betrachten.

Ueber den Anfang des Menschen sind zweierlei Ansichten, die sich geradezu widersprechen. Die erste hält den Menschen in seiner Entstehung für eine Art Thier, mit Sprach- und Erfahrungs-Fähigkeiten begabt. Dadurch befestigt er empfangene

Eindrücke, überliefert sie seinen Nachkommen, die sie mit neuen Erfahrungen bereichert, von Glied zu Glied fortpflanzen, bis endlich die Menschheit den höchsten Zustand, Gottähnlichkeit, erringt. Nach der zweiten Ansicht geht der Mensch vollendet, in göttlicher Vollkommenheit aus der Hand des Schöpfers hervor; was er wünscht und bedarf, ist in sein Herz gelegt, und er kennt nur das einzige Ziel, seine Bestimmung durch Gotterkenntniß zu erfüllen und glücklich zu seyn. Wenn wir jetzt den Menschen anders erblicken, so hat er sich verloren und von seinem erhabenen, natürlichen Zustand entfernt.

Die erste Ansicht hat viele Wahrscheinlichkeit für sich, und die Lehren des Tages bekräftigen sie. Wenn wir aber die Geschichte betrachten, so stoßen uns Erscheinungen auf, die wir mit dem Gang dieses Fortschreitens nicht vereinigen können. Nach allen Ueberbleibseln stand Aegypten auf dem höchsten Gipfel der Cultur, nun ist es zur Barbarei heruntergesunken. Die Kunst-Denkmäler Griechenlands sind von der Art, daß, wenn ein solcher Fortschritt unter dem Menschengeschlechte stattfände, die Kunst eine Höhe erreicht haben müßte, die allem Genüge leistete, was die kühnste Phantasie wünschen und der geläutertste Geschmack erwarten dürfte! Wir erblicken aber in der Geschichte ein ewiges Steigen und Fallen in allen Erkenntnißzweigen der Völker, und können daraus mit ziem-

licher Wahrheit den Schluß ziehen: daß die Bildung des Menschen ihre gegebene Stufe hat, die, wenn auch selten erreicht, in ihren Wirkungen nicht überschritten werden kann.

Welches ist nun der höchste Punct, die höchste Stufe des Menschen? Wenn wir um uns schauen, so wird man versucht, zu glauben, wir hätten den Gipfel erreicht; aber hinter uns, das heißt, in der Vergangenheit, entdecken wir Ereignisse, die wir mit gewöhnlichen Verstandeskräften nicht fassen und genöthigt sind, sie entweder zu läugnen, oder mit einem Maßstabe zu beurtheilen, vor dessen Größe uns schwindelt.

Wir sehen aus Allem, daß die Lehre eines ewigen Vorwärtsschreitens keine festen Gründe hat, und gehen daher zur zweiten Ansicht über, um zu prüfen, welche Materialien sie uns zu unserer Aufgabe liefert.

Der Mensch ging in höchster Vollkommenheit aus der Hand des Schöpfers hervor, und hat durch falsche Zwecke und selbstgemachte Lehre sich von seinem Urzustand getrennt, der ihm die Gemeinschaft mit Gott und allen Geistern zum Lebensziel setzte.

Mit diesem Rückwärtsschreiten stimmen alle Bücher der Weisheit, sogar das heiligste Buch, die Bibel, überein. Diese läßt den Menschen im Paradiese die erste Sünde begehen und seinen himmlischen Aufenthalt verlieren. Die ersten Nachkommen jenes Ersterschaffenen haben noch Spuren der

göttlichen Reinheit, die ihnen solche Lebenskräfte verleiht, daß die spätern Nachkommen sie als Wunder betrachten. Ja, alle Nationen finden wir in ihren Anfängen am reinsten und vollkommensten. Es zeigt sich dort übereinstimmend eine Art Riesenwelt, die sich nach und nach verlor, und endlich in einen Zustand von Hülflosigkeit versank, in welcher keine Spur der ersten Kraft und des wahren Berufes mehr zu finden ist.

Zu welcher Partei müssen wir uns schlagen, um den Schlüssel zur Geisterwelt zu suchen? Zur wahrhaftigen ist die Antwort.

Frage. Welches ist die wahrhaftige?

Antwort. Die zweite.

Frage. Warum die zweite?

Antwort. Weil sie allein alle Widersprüche auflöst, die wir in der menschlichen Gattung erblicken.

Frage. Auf welche Art löst sie dieselben auf?

Antwort. Sie zeigt uns, daß der Mensch das vollkommenste aller erschaffenen Wesen ist, weist uns aber zugleich auf Kräfte hin, die über ihm stehen und von denen er seine herrlichen Eigenschaften empfangen hat.

Frage. Was sind das für Kräfte?

Antwort. Uranfängliche, ewige, die schaffend in der Natur sind, und im Menschen sich vereinigt haben, zu einer Erkenntnißquelle für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Frage. Diese Antworten führen noch tiefer in's Labyrinth und vermehren die Hindernisse, den gewünschten Schlüssel zu finden. Wie soll man suchen?

Antwort. Mit freien Sinnen, offenem Herzen, im Gedanken, der aus dem Leben quillt und nicht aus leeren Hypothesen. Es ist eine Geisterwelt, die Jedem sich aufschließt, der unbefangen sucht, der nicht geblendet ist vom Dünkel der Schulweisheit und selbstgemachter Tugend.

Frage. Wie kann man dieser Verblendung entgehen?

Antwort. Wenn der Mensch sich als selbstständiges Geschöpf betrachtet, das eine eigene, freie Erkenntniß hat, und nicht erst bei Andern das Ziel seines Daseyns suchen muß.

Frage. Wie ist dieser freie Zustand zu erringen?

Antwort. Durch Selbstgebrauch seiner Kräfte, durch Insichschauen in seines Lebens geheimste Werkstätte, und durch das Erkennen der Wirkungen, die daraus entspringen.

Bestimmung des Menschen.

Thiere und Pflanzen erreichen das höchste Ziel, welches ihnen gesetzt ist; den Menschen aber sehen wir in Verwirrung. Sollte dieses Schöpfungsplan seyn, um ihn durch Zweifelsucht und Kämpfe zu läutern und desto reiner zum Ziele zu bringen? Oder gibt es einen Urzustand, welcher ihn, wie es bei Thieren und Pflanzen geschieht, zum höchsten Ziel seines Daseyns führt? Wenn wir diese Frage untersucht, so kommen wir unserm Ziele näher, und die Hoffnung, die Geisterwelt aufzuschließen, gewinnt an Stärke.

Es muß einen Urzustand des Menschen geben, der ihm, wenn er den rechten Pfad nicht verläßt, seine Bestimmung anweist.

Welches ist die Bestimmung des Menschen?

Ist es das Anschließen an die Begierdenwelt, an die Geschäftigkeit des Tages, an Sorgen und Kummer, an Kampf und Aengsten, an die Vielseitigkeit unserer Wünsche, an all' das Ungemach, welches uns begegnet und nirgends einen Ruhepunct gestattet? Das kann nicht seyn, sonst wäre der Mensch das ärmste aller Geschöpfe und

müßte, wenn die ganze Natur frohlockte, in beständiger Trauer schmachten.

Die Bestimmung des Menschen ist geistiger Natur und kann daher nicht im Sichtbaren erreicht werden. Der Gedanke ist die reinste Eigenschaft des Lebens und wir sind genöthigt, ihn als Bestimmungsgrund zu betrachten. Im Menschen ist er vollkommen vorhanden, denn er umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; er mißt zugleich den Raum in allen Verhältnissen, und reiht sich durch diese Eigenschaften der Unendlichkeit an.

Welche dieser Eigenschaften ist dem Menschen die wichtigste? In welcher findet er Befriedigung und Ruhe? Die Vergangenheit leuchtet ihm, aber füllt ihn zugleich mit immer neuen Wünschen. Die Gegenwart umlagert ihn, und sperrt ihm den Weg zur Freiheit und zum Glück, indem sie ihn mit allen Elementen in den Kampf setzt. Der Raum ist eine große Vorrathskammer, in welcher wir die Erscheinungen der Schöpfung beobachten, aber nie ein Ziel gewinnen. In der Zukunft liegen unsere Wünsche, in ihr nur kann sich unseres Daseyns Zweck entfalten und erfüllen. Die Vergangenheit hat keinen Reiz, wenn die Zukunft mit Gewitterwolken umhängt ist. Die Gegenwart ist leer und drückend, ohne Aussicht in die Zukunft. Der Raum kann uns gar nichts bieten, wenn er nicht auf jene hinweist. Die Zukunft ist des Menschen Ziel! Ein freies, unbesiegbares Daseyn sich zu gründen, ist

sein einziges Bestreben, seine Moral und seine Bestimmung.

Wohl! an die Zukunft wollen wir uns wenden, sie soll sich uns aufschließen, dann haben wir das Ziel errungen, nach welchem Alle, groß und klein, reich und arm sich sehnen.

Aber wie können wir sie erkennen, die dem natürlichen Blick verschlossen ist, wohin der Ton der Stimme nicht reicht, die keine Gelehrsamkeit entziffern und keine Gewalt sich öffnen kann. Hier treten wir ein in das Reich neuer Kräfte, die aus einer andern Quelle fließen, als wir in dem gewöhnlichen Tages-Taumel erblicken. Hier stellen wir uns auf die Schwelle der Geisterwelt, die wir aufzuschließen gesonnen sind.

Für diese Geisterwelt ist der Mensch geboren; sie ist sein Ziel, und nur in ihr kann er erreichen, was seine Seele begehrt: ein bleibendes Daseyn, in ununterbrochenem Frieden.

Ewige Dauer im seligsten Genusse des Lebens ist daher die Bestimmung des Menschen, welche er nur in der Geisterwelt suchen und finden kann.

Geisterwelt.

Geisterwelt, du kommst uns näher und wirst uns theurer, denn in dir sollen sich unseres Lebens Hoffnungen erfüllen.

Der Mensch kann außer sich nicht in dich dringen, er muß in sich gehen und dort deinen Geist belauschen. Wo finden wir aber Beispiele, die uns lehren, wie dieses Insichschauen möglich sey und welche Resultate es bringe?

Es ist schon vieles darüber geschrieben, aber wenn die Demonstrationen auch noch so klug und bündig sind, sie gehen wirkungslos an dem Ohre des Menschen vorüber, weil er nichts vollständig in sich aufnehmen kann, was sich nicht auf Wahrnehmungen gründet.

Wohl! Beispiele solcher Wahrnehmungen werden uns schneller zum Ziele führen, als alle Erklärungen von Seyn und Nichtseyn.

Das Erste, was uns in dieser Beziehung in die Augen fällt, ist der Magnetismus, welcher die Behandelten in einen Zustand versetzt, der dem äußern Sinnenleben gerade entgegen ist. Sie hören, sehen und fühlen im Innern, ohne daß die äußern Or-

gane im Geringsten berührt werden. Die Erscheinungen sind rein geistiger Natur, und dienen uns zum Beweise, daß der Mensch noch eines andern Lebens fähig ist, als wir gewöhnlich erblicken.

Zwei Ich zeigen sich bei dem Magnetisirten, ein äußeres und ein inneres. Wenn das äußere aufhört thätig zu seyn, tritt das innere in Wirksamkeit, und so umgekehrt; wenn das innere nicht wirkt, öffnen sich die äußern Sinne.

Es ist hier nicht der Ort, über den Werth des Magnetismus, wie er in unsern Tagen behandelt wird, zu urtheilen; nur so viel muß bemerkt werden, daß er noch höchst unvollkommen da steht, weil wir seine Erscheinungen nur an Kranken und Schwachen beobachten.

Wenn die Zeit kommt, wo der Mann in den magnetischen Zustand versetzt wird, dann können wir Entdeckungen erwarten, die alle jetzigen weit hinter sich lassen.

Der Mann ist geboren zu leuchten, in ihm muß sich die Würde der Menschheit herstellen, und dieses ist nur möglich, wenn Er jenen geistigen Zustand erringt, in welchem er die Bedingungen des Lebens erfahren und mittheilen kann.

Noch mehr! Der Mann als selbstständige Kraft, auf den kein Anderer mehr einwirken kann, muß sich selbst in den Zustand des Magnetisirten versetzen und davon befreien können, wie es die Umstände erfordern; nur dann ist er im Stande, eines

mit dem andern zu vergleichen und ein sicheres Urtheil zu fällen.

Nun fragt es sich: ob es nicht möglich wäre, sich den magnetisirten Zustand als bleibend vorzustellen, so, daß der Mensch mit seinem innern Ich dächte und beschlöße, und das äußere nur zu groben Vorrichtungen gebrauchte? Eine solche Lebensansicht würde uns auf einen Standpunct stellen, wo manche Erscheinung sich aufklärte, die wir mit der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit nicht zergliedern können. Ja, der Mensch stünde auf diese Art gänzlich als eigene Gattung da, dessen Bedürfnisse aus dem Geiste entspringen und dem die Thiernatur als Unterlage diente, um seine geistigen Kräfte darauf zu bearbeiten.

Hier sind wir auf dem Puncte, wo so Viele in Verwirrung gerathen, weil sie von jenem Zustande allzuweit entfernt sind, und dennoch beruht auf der Annahme desselben die Enthüllung aller Geheimnisse, auf die die Geschichte uns hinweist, und welche die Bibel zu einem göttlichen Buche erheben.

Was lehrt uns Christus anders, als in den Geist zu kommen und das verlorene Paradies wieder zu gewinnen? Jener Zustand ist Geist und — ist das verlorene Paradies. Im Geiste seyn, in ihn kommen, in ihm leben, sind die Bezeichnungen aller jener erleuchteten Männer, die mit den Kräften ihres inneren Lebens die Schöpfung durchschauten und in die Zukunft blickten.

Abraham erkennt sogleich die Engel und spricht mit ihnen. Sein gewöhnliches Leben war das innere, nach Außen ging er nur, wenn es die Bedürfnisse des Tages erheischten.

Moses und Elias sprachen mit Gott und lebten nur in ihm; darum konnte sie kein Ereigniß der Außenwelt überaschen und ihr Inneres trüben.

Die Geschichte Adam's ist nur auf diese Art deutlich und naturgemäß zu erklären. Sein Leben war ein beständiges Hellsehen, bis er vom Hochmuth geblendet, selbst erkennen und beschließen wollte.

Im Geist' allein wohnt das sichere Leben, weil er in immerwährender Uebereinstimmung mit der Urkraft ist, von dieser unmittelbar seine Erkenntnisse schöpft, und Stärke erlangt zu Handlungen, die dem gewöhnlichen Auge unerklärbar sind.

Herkules wirkte in der Kraft des Geistes. Simson schlug die Philister von dem Geiste gestärkt. Gideon führte Dreihundert gegen Hunderttausende in die Schlacht und vernichtete sie, weil er im Geiste war, dem die Außenwelt nur Staub und Spreu des Windes ist.

Wenn wir alle diese Erscheinungen betrachten, so müssen wir gestehen, daß wir weit vom Geisterreich entfernt sind, und noch manche Stufe zu übersteigen haben, bis wir den Schlüssel gebrauchen können, auf welchen dieser Abschnitt hinweist.

Zwei Ich hat der Mensch, ein äußeres und ein-

inneres. Mit dem letzteren ging er aus der Hand des Schöpfers, das erstere hat die Welt ihm gegeben; und wie mächtig dieses auf ihn wirkt, läßt sich daraus schließen: daß die meisten Menschen keine Spur, sogar keine Ahnung eines inneren, geistigen und freien Lebens mehr haben.

Der Mensch hat sich verloren auf dem Weg, sich entfernt vom Licht, und so sehr alle Religionen ihm zurufen: „umzukehren," vergebens, er hört nicht und rennt immer weiter von seinem Ziele.

Geistesleben ist der Zweck aller Religionen. Religion aber ist nöthig, damit der Mensch einen Wegweiser habe, wieder in seinen Urzustand zu gelangen.

Die Lehre ist gegeben; indem wir auf diese hinweisen, wollen wir die Geschichte der Gegenwart und Vergangenheit durchschauen, mit lebendigen Beispielen die Verirrten ermuthigen, an ein höheres Leben zu glauben und wieder zu sich selbst, zu ihrem innersten Ich zurückzukehren.

Gegenwart.

Wenn wir den Magnetismus nicht hätten, so wäre die Gegenwart arm an geistigen Erscheinungen. Diesem aber, so unvollkommen er auch ist, danken wir die nächsten Beweise, daß es ein inneres Leben gibt, in welchem die Geisterwelt sich offenbart.

Dem stillen Forscher zeigen sich zwar außer den magnetischen Behandlungen noch viele lehrreiche Merkmale des geistigen Lebens, aber diese sind so verborgen und halten ihr Glück so geheim, daß die plumpe Neugierde nichts davon wahrnimmt, und nur mit Schüchternheit wag' ich es, einige geschichtliche Thatsachen zu geben, die auf unsern Gegenstand Bezug haben.

K r z.

Im D—w—d ereignete es sich vor mehreren Jahren, daß Krz., ein wohlhabender Kleinhändler, seinen Sohn, mit Einstimmung der Familie, den Studien übergeben wollte.

Bernhard, so hieß der Sohn, wurde über den Antrag verlegen, bat die Aeltern davon abzustehen und ihm zu erlauben, das Schreinerhandwerk zu erlernen.

Höchst erstaunt über diesen Wunsch, erklärten sich die Aeltern geradezu dagegen, indem sie ihn für kindisch hielten. „Wenn du kein Gelehrter werden willst," fuhr der Vater fort: „so widme dich der Handlung und ich will dafür sorgen, dir für die Zukunft ein Etablissement zu gründen. Aber zu einem Handwerk geben wir nie die Erlaubniß, weil es dich zu sehr von uns entfernen würde."

Der Sohn blieb bei seinem Vorhaben und sprach: „Verzeiht mir, liebe Aeltern, daß ich Euch ungehorsam seyn muß! Was ich begehre, kommt nicht aus mir, sondern von einer Macht, die mir gebietet und der ich nicht widerstreben darf."

Immer mehr in Verwunderung gesetzt, drangen

sie darauf, ihnen die Ursache seiner Weigerung zu entdecken. „Ich darf nicht," antwortete er: „Wenn aber die Zeit kommt zu reden, dann werdet Ihr mein Betragen billigen und den Wunsch, ein Handwerksmann zu werden, gern erfüllen."

Nach zwölf Tagen bat er Vater und Mutter mit ihm allein in eine Kammer zu kommen. Hier eröffnete er ihnen, daß er mit Geistern Umgang habe. Die Aeltern erschracken, er aber sprach: „Seyd ruhig und fürchtet nichts! Was ich bin, bin ich durch euch geworden; Ihr habt mich gelehrt, den Geist zu suchen und den Herrn zu fürchten. Er hat mich erhört und mir vergönnt, hinüber zu schauen in sein ewiges Reich, wo sichere Ruhe und Seligkeit ist. Von dort her ist mir befohlen, alle Gelehrsamkeit zu meiden und ein schlichter Handwerksmann zu werden."

Die Aeltern hörten ihn beinahe mit Entsetzen, und glaubten zum Theil, zum Theil auch nicht. Sie riethen ihm, von solchen Dingen abzustehen, weil ein junger Pursche, wie er, des Satans Schlingen nicht von der Wahrheit unterscheiden könne. Sie trugen ihm auf, zum Pfarrer zu gehen und mit ihm über die Sache zu sprechen. Er aber rief laut: „Um Gotteswillen! entdecket Niemanden, was ich hier gesprochen, sondern erhört meine Bitte und laßt mich dem höheren Gebote leben, damit Ihr und ich nicht unglücklich werden."

Die Aeltern standen, zwar ungern, von ihrem

Vorsatze ab, und erlaubten ihm nach anhaltenden Bitten zu einem Schreiner in die Lehre zu gehen.

Die Lehrzeit ging vorüber. Nach Handwerksbrauch bestand der Sohn darauf, in die Fremde zu gehen. Die Mutter erschrack über diesen Entschluß und bat ihn davon abzustehen, weil schon Mancher, ohne zu reisen, die Meisterschaft erlangt habe. „Verbannt jede Furcht," sprach der Sohn zu ihr: „mir wird nichts geschehen, und zum Zeichen, daß ich Wahrheit rede, sag' ich Euch: ich werde nach B... kommen, dort in der F..r-Straße, Nro..., bei braven Leuten wohnen und arbeiten."

Die Mutter sah ihn erschrocken an und erwiederte: „Wie du doch so sprechen kannst! Im Voraus wissen wollen, was geschieht, heißt das nicht Gott versuchen?!" Der Sohn gab ihr zur Antwort: „Seyd ruhig, Mutter; ich liebe Gott. Er ist mit mir, und er ist es, der mich schützen wird."

Die Zeit zur Abreise kam. Der Vater bot ihm Geld dazu, doch Jener nahm nur einen kleinen Theil davon, indem er sagte: „Soviel brauche ich zur Hinreise und eben soviel bringe ich wieder in's väterliche Haus zurück."

Von Segenswünschen begleitet, verließ er das älterliche Haus, kam gesund an Ort und Stelle, und Alles traf sich, wie er vorhergesagt.

Er lebte Anfangs ruhig im Hause seines Meisters, von Allen geliebt und wegen seines Fleißes

geachtet. Allein schon nach einem halben Jahre traten ihm Versuchungen in den Weg, die ihm seinen Aufenthalt verbitterten.

Eines Abends, als er vor das Thor ging, um noch ein dringendes Geschäft zu verrichten, wollte er nach Beendigung desselben in die Stadt zurückkehren, als mehrere Gesellen seiner Gilde auf ihn zu kamen und ihn aufforderten, mit ihnen in die Schenke zu gehen. Krz. suchte diese Zumuthung abzulehnen und schützte Geschäfte vor. Jene ließen sich nicht belehren und riefen einstimmig: „Komm' mit, komm' mit! Wir müssen Brüderschaft trinken." — „Brüder," sprach Krz., „sind wir alle, doch in die Schenke gehe ich nicht." — „Was, du Duckmäuser?" schrie Einer: „Du mußt, wenn du kein Hallunke bist!" — „Ich geh' nicht!" sprach Jener etwas heftig. — „Du mußt!" kreischten Alle und packten ihn an, um ihn mit sich fortzuziehen. „Das ist zu arg," rief er: „Laßt mich los oder es soll Euch übel bekommen." — Sie lachten über diese Drohung und schleppten ihn weiter. Auf einmal stand er still und schleuderte Alle, die ihn hielten, mit einer solchen Gewalt von sich, daß sie meinten, der Blitz sey unter sie gefahren. Er setzte ruhig seinen Weg nach Hause fort, die Andern aber machten ihre Glossen und meinten, man könne auch ohne ihn die Schenke besuchen und fröhlich seyn.

So geschah es auch, sie ersäuften ihren Verdruß

in Doppelbier und lärmten bis tief in die Nacht; Jener aber dankte Gott, daß er ihn von dieser Gesellschaft befreit.

Der Vorfall wurde bekannt und von verschiedenen Seiten lenkte sich die Aufmerksamkeit auf ihn. Der wollte ihn verdächtig machen bei seinem Meister; ein Anderer ersann Geschichten, um seinem guten Ruf zu schaden; ein Dritter übernahm es, ihn auf öffentlicher Straße zu beschimpfen. Er bemerkte es zwar, achtete aber nicht darauf. Als ihn jedoch der Meister zur Rede stellte und über verschiedene Gerüchte, die ihm zu Ohren gekommen, Aufschluß verlangte, sprach er: „Ich habe mich Euch verdungen und redlich erfüllt, was ich versprochen. Wenn Ihr um mich besorgt seyd, so bin ich Euch Dank schuldig; wenn Ihr mich aber für unredlich haltet, so laßt mich ziehen aus Eurem Hause, in dem es mir wohlgefiel; der, welcher mich zu Euch gebracht, wird auch ferner für mich sorgen.“

Alle im Hause nahmen Theil an ihm und baten den Meister, ihn nicht fortzulassen. Dieser sprach: „Vom Fortgehen ist nicht die Rede, sondern vom neidischen Geschwätze, welches ich erforschen möchte, um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen.“ Krz. erwiederte: „Ihr meint es gut und darum bleibe ich; doch ich seh' es voraus, hier habe ich keine Ruhe mehr und ehe vier Wochen vorüber sind, werde ich gezwungen werden, Euch zu verlassen.“

Der Meister hielt dieses für Spaß und meinte: dabei werde er auch ein Wort zu sprechen haben. Mit erneuter Heftigkeit verfolgten ihn die Gesellen, und trieben einen solchen Unfug, daß sich endlich die Policei in's Mittel legen mußte. Sie erkannte Krz. als die Ursache aller Störungen, und obschon keine Schuld an ihm entdeckt wurde, so gab sie ihm dennoch die Weisung, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt zu verlassen und vor einem Jahre nicht wieder dahin zurückzukehren.

Als er vom Verhör nach Hause kam, sprach er zum Meister: „Nun ist eingetroffen, was ich vorher sagte; zwischen heut und morgen muß ich fort, und morgen ist der letzte Tag der dritten Woche."

Der Meister that alle mögliche Einsprache gegen diesen Beschluß, allein es half nichts, und als sein Geselle von dannen zog, reichte er ihm herzlich die Hand, und sagte: „So ziehe denn mit Gott! Du bist mir lieb geworden; vergiß uns nicht, wo du auch hinkommst in der Welt."

Unser Schreiner machte sich jetzt zu Fuß auf den Weg, und erst vor dem Thore überlegte er: wohin? Er hatte manches Gute von der Stadt M... in Beziehung auf seine Profession gehört, und faßte den Entschluß, sich dahin zu begeben.

Die ersten Tage war er ganz allein; in der Hälfte des Weges aber schloß sich ein wandernder Schmiedsgeselle an ihn an, den er nicht mehr loswerden konnte. So angenehm Andern ein Gesell-

schafter seyn mag, er hätte es vorgezogen, allein zu bleiben, um ungestört seinem innern Treiben und Denken nachzuhängen. Jetzt machte er zum bösen Spiel gute Miene, und als er merkte, daß sein Reisegefährte im Beutel nicht zum Besten beschlagen sey, unterstützte er denselben und ließ ihn gewöhnlich in seinem Zimmer schlafen.

Als sie die Thürme von M... erblickten, rief sein Camerad seufzend aus: „Wenn nur der Himmel mir dort Arbeit verschafft! Ich bin nicht gewohnt, so armselig zu reisen, und doch mag ich meinen Aeltern nicht beschwerlich fallen. Wenn ich dort keinen Einstand finde, so weiß ich nicht, wie es mir weiter ergehen wird.“ Unser Schreiner beruhigte ihn mit den Worten: „Sey getrost, du wirst Arbeit finden. Gib Acht, was ich dir verkünde. In der D—er-Strasse ist eine große Schmiede-Werkstätte; dort gehe hin, begehre den Meister zu sprechen, und sage ihm: du seyst aus Bremen, und er wird dir Einstand geben.“

Jener sah ihn staunend an und erwiederte: „Du sprichst, als wenn es schon ausgemacht wäre. Wie kannst du das wissen? Warst du schon in M...? Kennst du jenen Meister?“

Der Gefragte entgegnete: „Ich war nie in M..., kenne auch Niemanden dort, allein thue nur, was ich dich heiße, und es wird dir nicht fehlen. Ich selbst werde auch in M... verweilen, und zwar nur zwei Straßen weit von dir. Wenn du klug bist, so wirst

du dort gute Tage haben; wenn du aber deine Zunge nicht bändigen kannst, so reisen wir beide in einem Vierteljahre weiter."

Jener, voll Verwunderung, fragte unaufhörlich: Wie? Wann? Warum? Der Schreiner aber hieß ihn ruhig seyn und über solche Dinge nicht unnöthig sprechen.

„Nur Eines erkläre mir", frug der Schmiedsgeselle: „warum soll ich meinem künftigen Meister zuerst meinen Geburtsort nennen?" Krz. erwiederte: „Das will ich dir sagen. Er stand während seiner Wanderzeit zu Bremen in Arbeit, wurde gefährlich krank, und weil das Handwerk so thätig für ihn sorgte, so gibt er aus Dankbarkeit jedem Gesellen, der dort geboren ist, wenn es ihm möglich, Arbeit."

Dem Schmiedsgesellen wurde in der Nähe seines prophetischen Reisegefährten sonderbar zu Muthe; doch beschloß er, den Versuch zu machen.

In M... angekommen, fand er es, wie Krz. es vorhergesagt. Auch letzterer trat in Arbeit, und mehrere Wochen vergingen, ehe sie sich wieder sahen; allein eine unvorhergesehene Begebenheit führte sie unverhofft zusammen.

Der Magnetismus, welcher damals in allen Städten Teutschlands Anhänger und Verehrer fand, hatte sich auch hier verbreitet. Zwei geschickte Aerzte gaben sich alle Mühe, ihn bei Kranken in Anwendung zu bringen, um durch den Zustand des Hellsehens ihre Kenntnisse zu erweitern und neue Heil-

mittel für die leidende Menschheit zu entdecken. Zufällig traf es sich, daß in der Familie des Schmiedmeisters eine Somnambüle die Neugierde der Stadt auf sich zog. Der neue Geselle hörte von diesen Wundern, und erinnerte sich dabei seines sonderbaren Reisegefährten. Als man eines Abends sich in Erzählungen erschöpft hatte, gab auch er seine Reise-Abenteuer preis, und erzählte, wie sein Gefährte ihm Alles vorhergesagt und dieses auf das Wunderbarste eingetroffen sey. Der Schmiedmeister, welcher davon hörte, theilte es dem Arzte mit, und dieser voll Begierde, solch' einen reisenden Schlafwandler kennen zu lernen, säumte nicht, dessen Bekanntschaft zu machen, um von ihm neue Aufschlüsse zu erhalten.

Eines Morgens, als unser Schreiner mit einer schwierigen Arbeit beschäftiget war, trat sein Meister mit dem Arzte in seine Werkstätte. Letzterer nahte sich ihm, fragte ihn: woher des Landes, und von wannen ihm die Gabe komme, Andern ihre Schicksale vorher zu verkünden?

Der Gefragte wurde verlegen und bat, ihn mit solchen Fragen zu verschonen, weil er ungern von Dingen spreche, die er als ein Geschenk des Himmels betrachte. Der Arzt, durch diese Antwort noch neugieriger gemacht, ließ nicht nach, in ihn zu dringen, und bat endlich den Meister, in einem abgesonderten Zimmer mit dem Gesellen sprechen zu dürfen. Der Meister willfahrte dieser Bitte,

und als die Beiden sich allein befanden, begann folgendes Gespräch:

Arzt. Haben Sie dem Schmiedsgesellen vorausgesagt, daß er hier Arbeit finden werde?

Schreiner. Ja.

Arzt. Sie haben ihm auch die Mittel angegeben, womit er seinen Wunsch erreichen könne?

Schreiner. Ja.

Arzt. Woher wußten Sie, daß Alles eintreffen werde?

Schreiner. Ich sah es.

Arzt. Diese Antwort reicht nicht hin. Wie war es Ihnen möglich, solches zu sehen?

Schreiner. Bin ich verpflichtet, Ihnen das zu sagen?

Arzt. Wenn Sie Menschenliebe besitzen: Ja.

Schreiner. Ich liebe die Menschen, und aus Liebe zu ihnen verschweig' ich Manches.

Arzt. Wenn das, was Sie wissen gut ist, so haben Sie Unrecht zu schweigen.

Schreiner. Es mag seyn. Ich folge meinem Gefühl; dieses trügt mich in andern Dingen nicht, also halt' ich es auch hier für wahrhaftig.

Arzt. Das Gute ist ein Eigenthum der Menschheit, und Keiner darf es für sich allein behalten. Darum bitte ich Sie, mir zu entdecken, mit welchen Kräften Sie in die Zukunft sehen.

Schreiner. Innere Sinne eröffnen sich mir, wenn ich in irgend einer Verlegenheit bin. Mit

diesen, sehe, höre und fühle ich, was mir und Andern nützlich ist.

Arzt. Mit welchen Mitteln eröffnen Sie Ihre innern Sinne?

Schreiner. Dieses zu sagen, würde uns zu weit führen, denn es knüpft sich an die ersten Jahre meiner Jugend an.

Arzt. Sie spannen meine Erwartung immer mehr. Lehren Sie mich, wie Sie solche Eigenschaften erringen konnten.

Schreiner. Nun wohl; so hören Sie. Ich bin braver Aeltern Sohn, im Christenthum erzogen. Früh wurde mir eingeprägt, daß eine Vorsehung über uns wache, die unsere Bitten erhöre, wenn wir nicht müde werden, sie ihr darzubringen. Ich glaubte dieser Lehre, denn sie gab mir eine frohe Aussicht für mein ganzes Leben. Mein Glaube trieb mich an, zu bitten und nicht nachzulassen, bis ich Erhörung fand. Durch anhaltende Uebung erweiterte sich mein Gemüth, und ich fand in mir ein neues Leben, das ich vorher nicht gekannt. Diesem übergab ich mich nach und nach gänzlich, und bin dahin gekommen, daß ich alle meine Rathschlüsse in der Ewigkeit suche, wodurch ich Sicherheit und Ruhe gewinne.

Arzt. Und diese Lebensweise öffnet Ihnen auch die Zukunft?

Schreiner. Mein Geist, ich fühl' es, hat keine Vergangenheit und keine Zukunft, ihm ist

Alles Gegenwart. Die kommenden Tage und Jahre spiegeln sich in seinem Glanz, und wenn ich würdig bin, dorthin zu schauen, so ist mir Vergangenheit und Zukunft offenbar.

Arzt. Ich danke Ihnen. Ich habe mich der Wissenschaft gewidmet, um durch geistige Kräfte die Leiden der Menschheit zu lindern, und wenn Sie mir mit Ihren hohen Eigenschaften behülflich seyn wollen, so werden Sie sich nicht nur mich, sondern die ganze Menschheit verpflichten.

Schreiner. Sie versprechen sich zu Vieles von mir. Hiezu, ich weiß es, bin ich nicht berufen, sonst hätte mir der Geist nicht abgerathen, den Stand eines Gelehrten zu wählen. Ein schlichter Handwerksmann soll ich durch's Leben gehen, dem Geiste dienen in Niedrigkeit, und durch Glanz und Ruhm mich nie verblenden lassen. Darum verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, abzubrechen, und mich ungestört meinem Geschäfte zu überlassen.

Der Arzt war durch diese Rede mehr verblüfft als erbaut. Er hatte neue und wichtige Entdeckungen erwartet, und fand einen schlichten Bürgersinn. Er hatte gehofft, einen Gehülfen zu finden, der ihn über Dinge, die er selber nicht verstand, belehren sollte, und sah sich nun getäuscht. Er ging verdrießlich mit dem Gefühle fort: daß, so lang er nicht selbst einige practische Kenntnisse des Geistes errungen habe, er seine Heilmethode nie zu einem Universalmittel erheben werde. Darum gab er auch

den Plan noch nicht auf, den Schreinersgesellen für sich zu gewinnen, um mit ihm Hand in Hand die Somnambulistik auf den höchsten Punct zu steigern.

Nach drei Tagen ging er in Gesellschaft des Schmiedsgesellen wieder zu dem Schreiner, um ihn mit Hülfe des letztern zu bewegen, seine innere Kraft der Menschheit zu widmen. Allein auch dieses Mal scheiterte alle Ueberredungskunst an der festen Erklärung des Schreiners: daß er mit einem himmlischen Geschenke nie Wucher treiben werde. Er machte seinem früheren Reisegefährten Vorwürfe, daß er, ungeachtet seines Verbots, die Sache ausgeplaudert und ihn durch diesen Leichtsinn aus der Stadt treibe.

Der Schmiedsgeselle grämte sich darüber, bat und beschwor ihn, ihm zu verzeihen und ruhig zu seyn. Er habe nicht gewußt, daß die Sache so wichtig sey, sonst hätte er gewiß geschwiegen. Jetzt aber schäme er sich, und wolle ihm alle Genugthuung geben, die er verlange.

Der Schreiner reichte ihm die Hand und sprach: „Ich verzeihe dir, du hast es nicht böse gemeint; allein nun muß ich fort. Ich darf an einem Ort nicht länger weilen, wo ich der Neugierde ausgesetzt bin. Das, was ich besitze, was in mir lebt und mich regiert, will nicht von Menschenzungen beurtheilt und herabgezogen werden. Ich muß fort, und schon morgen siehst du mich nicht mehr."

Er ging zum Meister, eröffnete diesem seinen Entschluß, und bat denselben, ihm nicht hinderlich zu seyn, weil das Schicksal ihn von dannen triebe. Jener willigte, doch ungern, ein und verwünschte Arzt und Schmiedsgesellen, die ihm einen tüchtigen Arbeiter aus seiner Werkstatt vertrieben.

Der Schmiedsgeselle machte sich bittere Vorwürfe, hatte keine Ruhe mehr in M..., und faßte den Entschluß, in seine Heimath zurückzukehren, um sich allda zu etabliren. Krz. aber ging nach W..., wo er einige Zeit in Arbeit stand, und dann, nach dem Wunsche seiner Aeltern, sich nach Hause begab.

Mit inniger Liebe begrüßte er die Seinigen, und freute sich, wieder bei ihnen zu seyn. Dann zog er seine Börse aus der Tasche, und es war bei Heller und Pfennig dieselbe Summe darin, die er auf die Reise genommen. „Liebe Aeltern", sprach er jetzt: „der Himmel hat mich geführt, und es ist Alles eingetroffen, wie er es vorher mir kund gethan!"

In Liebe und Zufriedenheit setzte er jetzt sein Gewerbe als Meister fort, und blieb dem höheren Berufe, den er vom Geist' empfangen, stets getreu.

Rückblick.

Wir sehen hier das Beispiel eines freiern geistigen Lebens, als der Magnetismus uns zeigt. Hier ist eine eigene Kraft errungen, dem Willen des Besitzers, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil schon unterthan; während bei'm Magnetismus äußere Wirkungen obwalten müssen, um den Menschen in's innere Leben zu bringen. Krz. wußte Zeit und Minute, wann er sich im Geiste befand; es war kein Abgesondertes von seinem vorherigen Zustande, sein Gedächtniß trug die Erfahrungen aus dem äußern Leben in's innere, und umgekehrt, aus dem innern in's äußere. Es war kein Stillstand, kein scheinbarer Tod, wie wir es bei Magnetisirten sehen, sondern das hellste Wachseyn und die reinste Beobachtung aller Eindrücke des äußern und innern Lebens, und darum ist er für unsere Aufgabe ein weit lehrreicheres Beispiel, als alle Somnambülen, wenn sie auch noch so tief in die Geisterwelt schauen. Freiheit ist des Menschen höchstes Ideal! Freies Denken und Beschließen ist in ihn gelegt von jener ewigen Schöpfungskraft, die selbst in unwandelbarer Freiheit und untrüg-

licher Wahrheit beschließt und handelt. Zwar fehlt auch dem aufgestellten Beispiel noch Vieles zu jener erhabenen Würde, der das innere Leben als bleibend und das äußere als vorübergehend gegeben ist. Doch sehen wir in ihm schon eine Stufe erreicht, welche die Menschheit auf einen Standpunct stellt, wo sie nicht nur in leeren Wortspielen über Unsterblichkeit spricht, sondern wo das innerste Mark des Lebens sich entwickelt und dem Besitzer die unfehlbare Krone eines ewigen Daseyns reicht.

Geisterwelt und Unsterblichkeit bedingen einander; ohne Geisterwelt ist keine Unsterblichkeit denkbar, diese aber ist nothwendig, wenn der Mensch zur Geisterwelt übergehen soll.

Unsterblichkeit ist eine Lebenskraft, die der Mensch empfinden aber nicht zergliedern kann. Niemand vermag zu erklären, warum und wie man sieht und hört. Die Kräfte des Sehens und Hörens liegen in der Natur, und geben sich kund in den Geschöpfen. Das Geschöpf kann zu Staub vergehen, jene Kräfte aber nicht.

Doch diese Ansichten, hoff' ich, sollen weit klarer werden, wenn wir noch mehrere Beispiele aus der Geschichte herausheben, die in allen Nüancen des Lebens ihre innere Wirksamkeit beurkunden, und die Verbindung mit der Geisterwelt als nothwendige Bedingung, ja, als höchstes Bedürfniß für die Bestimmung des Menschen darstellen.

Blicke in's siebenzehnte Jahrhundert.

In den Zeiten, wo metaphysische Disputationen zur Tagesgeschichte gehörten, wo Parteien sich bildeten und mit bitterem Hass' einander verfolgten, hatte der Sohn eines reichen Kaufmanns seine Studien vollendet, den Doctorhut errungen, und lebte schon mehrere Jahre auf der Universität als Privatdocent, wo er durch glänzende Vorträge alle Andern übertraf, und Zuhörer aus allen Kasten und Ständen um sich versammelte.

L...h, so wollen wir ihn heißen, hatte sich einer Partei angeschlossen, die in der feinsten Dialectik und ihrer Consequenz den Inbegriff aller Moral suchte. Er ging so weit, daß er behauptete: in dieser Kunst bestehe das Leben des Menschen, sie sey sein Geist und seine höchste Bestimmung.

Die Gewandtheit seiner Redensarten, sein Scharfsinn, seine Manieren, auch zum Theil seine herrliche Gestalt verschafften ihm einen Ruhm, daß er sich versucht fühlte, zu glauben, er sey berufen, ein zweiter Reformator zu werden. Zwar für das öffentliche Leben, das sah er wohl ein, konnte seine Lehre nicht taugen, allein bei den Hochschulen hoffte

er eine Reformation zu bewirken, welche der Gelehrsamkeit eine neue, kühnere und unfehlbare Laufbahn eröffnen werde.

So geschah es, daß er eines Tages im Schwindel seiner Unfehlbarkeit behauptete: nur wer seiner Lehre huldige, könne die wahrhafte Würde des Menschen erlangen; alles Andere sey untergeordnet, gegeben und aufgedrungen von Schwärmern und Nachäffern, ohne Gehalt und Würze.

Ein Mann von gesetztem Alter, der sich in dem Hörsaal befand, erstaunte bei dem Feuer und der Kühnheit dieser Rede, konnte aber sein Urtheil endlich nicht mehr zurückhalten und sprach laut: „Ich bedauere den Redner, daß er sein Talent einem Hirngespinste verkauft und nicht lieber der Wahrheit huldigt.“

Diese Anmerkung machte einen mächtigen Eindruck auf L....h. Niemand hatte noch gewagt ihm zu widersprechen, aus Furcht vor seinem Anhang und dem Stachel seiner Rede. Er verlor den Faden seines Vortrags und sah sich genöthigt, den Lehrstuhl zu verlassen. Voll Ingrimm ging er nach Hause. „Wer ist es“, dachte er bei sich: „der mich vor Allen beschimpfte? Wer gibt ihm das Recht, meine Lehre zu verdammen? Wer ist es? Ich muß ihn kennen lernen, ihn von Angesicht zu Angesicht hören: dann will ich sehen, ob er meinen Gründen widersteht?“

Er gab sich alle Mühe, den Namen des Fremden zu erfahren und ihm auf die Spur zu kommen. Lange bemühte er sich vergebens; endlich hinterbrachte ihm Einer der Seinigen, daß er den Mann wiedergesehen und vernommen habe: es sey ein Gutsbesitzer, sechs Stunden von hier, heiße Herdtmann, und der Ort seines Aufenthaltes R—. L...h war sogleich entschlossen, dahin zu reisen; er wollte seinen Feind kennen lernen, und gegen ihn sein System um jeden Preis behaupten.

Er kam an Ort und Stelle. Mit Ungeduld harrte er des Augenblicks, den Mann zu treffen, der ihn um die Früchte seiner Erkenntnisse und seines Strebens zu bringen drohte. Kaum im Wirthshause angelangt, sandte er einen Boten zu dem Gutsbesitzer, und ließ ihn bitten, einem Fremden eine ungestörte Unterredung zu schenken.

Herdtmann frug: ob der Fremde ihn im Gasthof erwarten, oder sich in sein Haus bemühen wölle.

Da der Bote keinen Aufschluß geben konnte, so machte sich Herdtmann auf den Weg, um den Fremden im Wirthshause zu begrüßen.

L...h sah ihn kommen und ließ sich von dem Wirth ein Zimmer geben, wo er mit seinem Gegner ungestört sprechen konnte.

Neue Bekanntschaft.

Herdtmann trat in's Zimmer und stutzte ein wenig, als er den kühnen Redner erblickte; bald aber faßte er sich und dachte: wer weiß, ob es nicht zum Guten führt.

L...h begrüßte ihn mit höflichem Anstand und entschuldigte sich seiner Zudringlichkeit wegen. „Allein, setzte er hinzu: „ich kann einen Vorwurf, den Sie mir vor einigen Tagen in einer zahlreichen Versammlung machten, nicht auf mir ruhen lassen, ohne den Schein des Kleinmuths und der Unzuverlässigkeit auf mich zu ziehen."

Herdtmann faßte ihn scharf in's Auge und sprach: „Mein Herr! Sie haben Recht. Ich hatte mir eine Aeußerung erlaubt, die, wenn auch nicht ungerecht, doch beleidigend war. Deßhalb wende ich mich an Ihre Großmuth und bitte um Verzeihung. Ein naher Verwandter von mir, einer Ihrer eifrigsten Anhänger, pries mir schon lange Ihre Lehren und Vorträge, beredete mich, mit ihm den Hörsaal zu besuchen, um mich selbst von seinem Urtheil zu überzeugen. Das Feuer Ihrer Rede ergriff mich, die Leichtigkeit, womit Sie die

schwierigsten Aufgaben lösten, die entferntesten Begriffe verbanden, machte mir bange für meinen Verwandten, und ihm galt meine Aeußerung, die ich freilich in einer Art von Eifer zu laut aussprach.

L...h. Mein Herr, Sie erwähnen der Beleidigung. — Es ist wahr, Sie haben sich erlaubt, meine Ansichten vor einer großen Versammlung verdächtig zu machen. Ich müßte mein Gefühl verläugnen, wenn ich sagen wollte, daß es mich nicht gekränkt hätte. Aber mehr als die Beleidigung reizte mich Ihr Widerspruch, der einer Sache gilt, über die ich Jahrelang nachgedacht, die ich unter den Schwärmereien und Grundsätzen des Tages, allein als wahrhaftig und haltbar gefunden. Ehe wir also über die Beleidigung sprechen, fordere ich Sie auf, Ihren Widerspruch zu beweisen, oder öffentlich zu erklären: daß Sie mir Unrecht gethan und Ihr Urtheil eben so voreilig als unbedacht war.

H—n. Sie legen mehr Gewicht auf die Sache, als auf die beleidigende Art, womit ich Ihnen widersprochen. Es ist mir leid, denn im zweiten Fall wär' ich erbötig, Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie verlangten. Ja, ich erkläre, daß ich entschlossen war, Sie aufzusuchen, um Alles auszugleichen, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären. Was aber die Sache selbst betrifft, da kann ich mein Urtheil nicht zurücknehmen; es gilt der Wahrheit, und um diese wage ich, wenn es seyn muß, mein Leben.

L...h. Wie, Sie hoffen mit Erfolg gegen eine Lehre zu kämpfen, die in der Natur des Menschen enthalten und von ihr vorgeschrieben ist? Was gibt es Höheres als die Vernunft, die, wenn sie geordnet ist und alle Denkformen erschöpft hat, als ein Spiegel der reinsten Wahrheit glänzt, in welchem Alles sich aufklärt und uns mit der Ewigkeit in Uebereinstimmung setzt.

H—n. Ich sehe, daß Sie Ihrer Sache ein großes Feld einräumen, und daß ein Kampf mit Ihnen kein leichtes Spiel seyn wird; dessen ungeachtet nehme ich die Ausforderung an. Doch, ein solcher Streit ist nicht sobald entschieden und der Gasthof auch nicht der Ort dazu; darum schlag' ich Ihnen vor, in mein Haus zu kommen und dort so lange zu verweilen, bis Alles auf den letzten Punct erörtert und entschieden ist.

L...h nahm den Vorschlag an und quartierte sich bei seinem Gegner ein, der ihm ein Zimmer anwies, dessen Aussicht die ganze Gegend beherrschte und den Gast unwillkührlich überraschte.

„Hier betrachten Sie sich wie in Ihrem Eigenthum", sprach Herdtmann: „zu unserer Streitsache wird sich immer noch Zeit finden. Erst, wenn wir uns näher kennen gelernt, lassen sich unsere Ansichten mit völliger Klarheit vergleichen. Jetzt seyn Sie mir willkommen unter meinem Dache und machen Sie mir die Freude, es sich einige Tage bei mir gefallen zu lassen."

L...h konnte dem zuvorkommenden Betragen Herdtmann's nicht widerstehen, und versprach, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen.

„Erlauben Sie mir", fuhr Herdtmann fort: „daß ich Sie auf eine kleine Weile allein lasse. Geschäfte rufen mich. Hier sind Bücher, sich zu unterhalten, auch können Sie meinen Garten besuchen und die Gegend besehen. Nach Tisch fahren wir zusammen auf den Pachthof; dort wollen wir dann ungestört unsere Fehde beginnen, die, wie ich hoffe, zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit endigen wird."

L...h's Gefühl hatte zwar den größten Theil seiner Bitterkeit verloren, aber er konnte sich noch nicht in den Ton des Gutsbesitzers finden. Er besah die kleine Bibliothek, welche sich im Zimmer befand. Es waren Reisebeschreibungen, philosophische und theosophische Ansichten; ein Grundriß des Weltgebäudes nach dem ptolomäischen System, daneben eine Vergleichung desselben mit den Grundsätzen des Copernicus. Er blätterte einige Minuten lang in den verschiedenen Büchern, schickte sich dann an, in den Garten zu gehen, aber in demselben Augenblick trat Herdtmann in's Zimmer.

„Hier bin ich wieder", sprach er: „die Geschäfte des heutigen Tages sind geordnet, jetzt bin ich ganz zu Ihrer Verfügung. Der Morgen ist so schön! wir wollen in den Garten gehen, dort ein Glas Wein zur Erfrischung und auf gute Bekanntschaft trinken."

Der Garten war mit Geschmack, doch eben so=wohl zum Nutzen angelegt. Anfangs wanderten sie stillschweigend eine Allee von Obstbäumen auf und nieder. Ein Diener brachte Wein und Backwerk. Man setzte sich, trank ein wenig, allein die Unter=haltung wollte noch nicht gehen. Sie standen wie=der auf, schlugen einen andern Weg ein, an dessen Ende ein großer Birnen= und ein eben so großer Apfelbaum so majestätisch dastanden, als wären sie die Wächter des Gartens.

L...h. Das sind zwei schöne Bäume.

H—n. Gewiß; zwar schon alt, aber immer noch fruchtbar.

L...h. Ein Birnen= und ein Apfelbaum?

H—n. Ja, und von ziemlich guter Art.

L...h. Ihre Zweige verschlingen sich, als ob sie sich freuten, bei einander zu stehen.

H—n. Ich denke, sie freuen sich dessen, und finde in dem Gedanken, daß Alles in der Natur sich zu vereinigen strebt, Erhebung und Belehrung.

L...h. Alles strebt nach Vereinigung, nur der Mensch nicht.

H—n. Das können sie nicht im Ernste spre=chen. Auch die Menschen suchen sich zu vereinigen; freilich sind uns oft die Fäden verborgen, die sie aneinander ziehen.

L...h. Das muß seyn, denn ich sehe die magne=tische Kraft noch nicht, die unsere, wie es scheint, entgegengesetzten Ansichten vereinigen könnte.

H—n. Alle Gegensätze sind schon dadurch, daß einer den andern aufhebt, Vereinigungskräfte.

L...h. Das leuchtet mir nicht ein.

H—n. Gänzlich Entgegengesetztes gibt es nichts in der Natur, sonst müßte es ein „Nichts" geben und dieses ist nicht denkbar. Nichts und Etwas wären einander gänzlich entgegengesetzt; alle anderen Dinge sind sich schon näher, und wenn die Verschiedenheit bei'm ersten Anblick noch so groß ist, so findet sich doch bei genauer Untersuchung ein ewiges Streben nach Vereinigung, bis sich endlich alle Widersprüche auflösen.

L...h. Von diesen beiden Bäumen kann der eine keine Birnen, der andere keine Aepfel tragen.

H—n. Aber beider Früchte dienen uns zur Nahrung.

L...h. Die Birne kann niemals Apfel und der Apfel niemals Birne werden.

H—n. Ist denn dieses nothwendig, da sie in ihrem Endzwecke sich vereinigen.

L...h. Wenn aber die Frucht des einen Baumes so unschmackhaft wäre, daß man sie gar nicht genießen könnte?

H—n. Dann würde sie auf andere Weise des Menschen Wohlfahrt fördern, und sich dadurch mit der bessern zu einem Zwecke verbinden.

L...h. Und diesen Zug, in einem höchsten Ziel sich zu vereinigen, glauben sie in allen Wesen vorhanden?

H—n. Ganz gewiß.

L...h. Auch bei'm Menschen?

H—n. Auch bei ihm.

L...h. Wie kann Tugend und Laster zu einem Endzweck führen?

H—n. Es scheint freilich sonderbar, und doch muß auch dieses seyn, wenn die Gesetze der Natur nicht lügen. Tugend und Laster. — Licht und Finsterniß. — Es gibt keine Finsterniß, in welcher nicht Licht, wenn auch noch so getheilt, enthalten wäre. Ein ganz reines Licht läßt sich eben so wenig denken, weil ein solches den Begriff „Etwas" gleichsam aufhöbe. Ich bleibe bei meiner Behauptung: alle Menschen haben einen und denselben Endzweck. Freilich mag da Vieles auf den Weg ankommen, den man einschlägt; Einer geht gerade aus, der Andere hin und her. Der wandelt durch Sümpfe, Jener auf sanftem Wiesengrund. Unser Endzweck ist Gotterkenntniß. Wer hier die rechten Quellen sucht, kann leicht dahin gelangen, wer aber auf Abwege geräth und sich mit schimmernden Hypothesen begnügt, entfernt sich von dem Ziele, und muß es dadurch büßen, daß er sich selbst die Hindernisse in den Weg stellt, dahin zu gelangen, wohin er endlich doch gelangen muß, und wenn es erst nach Billiarden Jahrhunderten geschehen sollte.

„Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausdrücke," fuhr Herdtmann fort: „aber die

Sache ist so subtil, daß sie in den Worten verfliegt, ehe sie sich zu einem Begriffe gestaltet. Sie ist auch über allen Begriff erhaben, denn sie gehört keiner Gattung und keinem Geschlechte an; sie ist einzig, allein, für sich bestehend, ewig und untheilbar."

L...h. hatte diese Worte mit großer Aufmerksamkeit angehört und erwiederte: „Sie sprechen folgerecht, und ich kann Ihren Schlüssen nichts entgegen setzen. Doch die Hauptsache scheinen Sie nicht berührt zu haben. Sie schweigen von der Tugend, und überlassen es Jedem selbst zu erforschen, ob und was sie sey. — Wenn wir über den Begriff derselben im Klaren wären, so würden keine Widersprüche stattfinden. Da sie aber Jeder auf seinen speciellen Wegen sucht und dort zu finden wähnt, so entstehen immer neue Irrthümer. Ich frage daher: Was ist Tugend?"

H—n. Der letzte Zweck, den der Mensch erreichen soll, gibt uns die Lehre. Wenn wir erringen, wozu wir berufen sind, so leben wir tugendhaft; wenn wir vom Ziele uns entfernen, sündigen wir. Tugend ist daher den Gesetzen der menschlichen Natur getreu zu handeln, um den letzten Zweck unseres Daseyns zu erreichen.

L...h. Gut! Welches sind nach Ihren Ansichten die sichersten Mittel zum Zweck?

H—n. Das Streben nach Erkenntniß des Geistes.

L...h. Das heißt Ausbildung des Verstandes und der Vernunft.

H—n. Führen diese zum Ziele?

L...h. Sie führen dazu und sind selbst Ziel; denn in der klarsten Erkenntniß erreicht der Mensch die Bestimmung seines Daseyns.

H—n. Welchen Erkenntnißzweigen geben Sie in dieser Beziehung den Vorzug?

L...h. Der Arithmetik, Mathematik und der reinen, logischen Dialectik.

H—n. Demnach bedarf der Logiker, der Mathematiker und der Dialectiker keiner Religion mehr?

L...h. In gewisser Hinsicht, nein. Da die Religion selbst ein Resultat der reinsten Erkenntniß ist, so verbindet sie sich mit unsern Begriffen und erscheint dadurch noch in einem vollkommneren Lichte, als wenn wir uns mit blindem Glauben ihr hingeben.

H—n. Ich weiß genug. Es wird Essenszeit. Nach Tisch mehr davon. Ich kenne nun Ihre Ansichten und hoffe, daß sie mit den meinigen nicht allzulange im Widerspruche bleiben werden.

Sie gingen in's Haus zurück. Eine freundliche Familie versammelte sich bei Tische und gab dem Gemüthe L...h's unvermerkt eine andere Stimmung, als er bei seiner Ankunft hatte.

Nach Tisch wurde eingespannt. Sie fuhren auf den Pachthof, um daselbst die schöne Natur zu genießen und ihren Streit auszufechten.

Dort angekommen setzten sie sich in eine abgesonderte Laube und gaben Befehl, daß Niemand zu ihnen gelassen werde. Herdtmann nahm das Wort und sprach: „Wir sind allein, jetzt wollen wir unsere Ideen gegen einander austauschen und sehen, welche Früchte daraus hervorgehen. Doch vorher erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Geschichte aus meinem Leben mitzutheilen."

„Ich war auf der Universität zu H...r und galt für einen offenen Kopf, aber auch für einen Wildfang. Die Lehrer bewunderten meine Talente, aber waren nicht zufrieden mit meinem Fleiße. Bei lustigen Gelagen erhielt ich jedoch meistens den Ehrenplatz, weil meine Börse stets gefüllt war, weil ich meinen Hieber gut führte, und keine Furcht kannte, wenn auch die größte Ueberlegenheit mir gegenüber stand. Bei dieser Lebensweise ging es natürlich nicht ohne Streit und Raufereien ab, wobei ich aber so glücklich war, immer unverletzt davon zu kommen. Dadurch stieg meine Verwegenheit noch höher und es getraute sich beinahe Niemand mehr, eine schiefe Miene gegen mich zu machen. Eines Tages ging ich mit zwei Cameraden vor das Thor. Fremde Officiere begegneten uns, die sich, wie es schien, Bemerkungen über uns erlaubten. — Schon wollt' ich sie zur Rede stellen, aber meine Begleiter hinderten es. Nach drei Tagen

gewahrt' ich jene Officiere in einem Hause, in welchem, nach Purschen-Sprache, der Abgott meines Lebens wohnte, das heißt: ich war sterblich in die Tochter eines Beamten verliebt, bei welchem die Officiere auf Besuch waren. Vorher schon gereizt, hörte ich keinen Einwurf meiner Vernunft mehr; die Eifersucht mit ihrem Furienfeuer packte mich und ich war entschlossen Rache zu nehmen.

Ich entdeckte meinen Cameraden diesen Vorsatz. Sie hatten die Officiere schon auf ähnlichen Wegen ertappt und gaben meinem Entschluss' ihren völligen Beifall. Es handelte sich nur darum, auf welche Art die Sache auszuführen sey.

Wenn etwas Böses geschehen soll, bleibt die Gelegenheit nicht aus. Abends trafen wir die Officiere in einem öffentlichen Garten vor der Stadt. Wir suchten sie zu reizen, sie uns, und so war die Ursache zum Streite da. Zwar traten Leute in's Mittel, welche für dieses Mal die Rauferei verhinderten. Damit war aber die Sache nicht abgethan; denn Beschimpfungen wechselten ohne Zahl und die Officiere glaubten es der Ehre ihres Standes schuldig zu seyn, Genugthuung zu verlangen. Um jedoch nicht knabenhaft zu Werke zu gehen, forderten sie uns auf Pistolen heraus, um, nach ihrem Ausdruck, den unmündigen Helden bei'm Anblick eines gewissen Todes den Muthwillen zu vertreiben.

Unser Entschluß war kurz. Die Ausforderung

wurde angenommen, und Ort, Tag und Stunde bezeichnet. Wir bereiteten uns in Behandlung der Pistolen und in Anordnung unserer Angelegenheiten auf alle möglichen Fälle vor.

Der letzte Tag vor dem Kampfe neigte sich zu Ende. Ich war eben beschäftigt an meine Aeltern zu schreiben, um sie von der Nothwendigkeit meiner Handlungsweise in Kenntniß zu setzen, und ihnen meine letzten Wünsche, im Falle ich getödtet oder zur Flucht genöthigt würde, zu eröffnen; da trat meine Mutter, die vierzig Stunden entfernt wohnte, zu mir in's Zimmer. Ich erschrack, als ob ein Geist aus dem Grabe sich nahte. „Mutter! Mutter!" rief ich aus: „Was willst du hier? Jetzt — wo ich dich — am allerwenigsten erwartete!"

Sie war in großer Bewegung und sprach: „Du hast meine Ankunft nicht vermuthet, ich glaube es; allein ich bin hier, dich von einer Gefahr zu retten, welche ich nicht kenne, die dir aber den Untergang droht. Geschwind, packe deine Sachen zusammen und folge mir, eh' es zu spät wird."

Erstarrt sah ich sie an und erwiederte: „Ich kann dir nicht folgen, meine Ehre steht auf dem Spiele; diese darf ich nicht brandmarken lassen, und wenn es mein Leben kostete."

Sie wurde immer dringender, faßte krampfhaft meine Hand und sprach: „Du mußt mir folgen, so wahr ich deine Mutter bin, so wahr ein Gott

im Himmel ist, der dich durch mich retten will!! Komm', verliere keinen Augenblick, oder ich mache Lärm und rufe die Obrigkeit um Hülfe!"

„Mutter!" bat ich: „ich kann nicht; ich kann wahrlich nicht!"

Sie. Nur auf einen Tag.

Ich. Unmöglich! Mutter, du stürzest mich in's Verderben!

Sie. Nein. Du rennst in dein Verderben, wenn du bleibst. Du mußt mir ohne Zaudern folgen oder an mir selbst zum Frevler werden.

Ohne zu wissen, wie mir geschah, raffte ich einige Geräthschaften zusammen, ging mit ihr die Treppe hinunter, zur Hausthüre hinaus, und erblickte da ihren Wagen mit Postpferden bespannt. Sie zog mich fast mit Gewalt hinein, gab dem Postknecht ein Zeichen, der wie ein Pfeil zum Thore hinausfuhr.

„Wo willst du mich hinbringen?" frug ich jetzt.

Sie. Dahin, wo ich dich sicher weiß; in deiner Aeltern Haus.

Ich. Aber meine Lehrer . . . der Rector . . . meine Cameraden . . . die Ehre . . . die Schande . . .

Sie. Ich habe für Alles gesorgt. Du hast auf acht Tage Urlaub, um in dringenden Familien-Angelegenheiten zu den Deinigen zu reisen.

Ich war wie betäubt, wollte einige Mal mit Gewalt zum Kutschenschlage hinausspringen, aber sie ließ ihre Arme, die sie fest um mich geschlun-

gen, nicht einen Augenblick los, so, daß es mir unmöglich war, ohne sie in Gefahr zu bringen, den Wagen zu verlassen.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Sie hatte ihre Einrichtungen so gut getroffen, daß Alles im Voraus bestellt war und wir stets mit frischen Pferden so schnell bedient wurden, als gälte es dem Tode zu entrinnen.

Nachdem wir vier Stationen unausgesetzt gefahren waren und die Morgensonne schon am Himmel stand, sprach sie: „Jetzt wird mir leicht. Sohn, ich habe die Ahnung, du seyst gerettet; ich hatte zu Hause keine Ruhe mehr, Todesangst trieb mich umher, bis ich den Entschluß gefaßt hatte, dich zu holen. Ich sah dich im Traum mit Blut befleckt; ein Mal lagst du todt vor mir mit einer gräßlichen Wunde, und als ich noch nicht darauf achtete, verfolgte mich sogar wachend dieses schreckliche Bild. Gottlob! nun bist du gerettet; jetzt sage mir, welch' ein Verhängniß dir drohte."

Kaum war ich im Stande diese Erzählung zu ertragen. Mein Herz bebte, als wenn es zerspringen wollte. Nun erst erkannte ich die gräßliche Lage, in welcher ich mich befand. „Tod oder Mörder!" Diese zwei Vorstellungen faßten mich. „Mutter! Mutter!" rief ich nach langem innern Kampfe: „Du hast mich aus einem Abgrund gezogen, in welchem ich, wie es auch gekommen wäre, keinen Ausweg mehr gefunden hätte."

Nun erzählt' ich ihr, was vorgefallen, und fühlte dabei zum ersten Mal den Werth aufrichtiger Theilnahme und Liebe; denn sie, ohne Klage, ohne Vorwurf, freute sich nur des geretteten Sohnes, und drückte mich, indem ein Strom von Thränen aus ihren Augen stürzte, an ihr Herz, als ob sie mich zum zweiten Mal geboren hätte.

Nach den ersten Herzensergießungen, sagte sie: „Nun muß ich mich sammeln, mir einige Stärkung gönnen." Auf der nächsten Post stiegen wir aus, nahmen etwas Speise zu uns, und fuhren dann gemächlicher der Heimath zu.

Das Erste war nun, Nachrichten von der Universität einzuziehen. In wenig Tagen kam die Botschaft: das Duell habe stattgefunden und zwar mit Pistolen auf zehn Schritte weit; ein Student und ein Officier seyen auf dem Platze geblieben, die Andern aber über die Gränze geflohen.

Nun erst fiel mir die Binde gänzlich vom Auge. Hier im Kreise der Aeltern und Geschwister, konnt ich mir lebhaft vorstellen, welch' ein Entsetzen über sie gekommen wäre, wenn ich Theil genommen hätte an jener blutigen Scene. Der Eindruck, den diese Betrachtungen auf mich machten, war so groß, das ich den Entschluß faßte, meiner Wildheit zu entsagen und mich einzig der Führung meiner Aeltern zu überlassen. „Gott hat dich gerettet!" sprach die Mutter. Gott hat mich gerettet! klang es in meinem Herzen wieder. Es gibt

einen Gott und eine Vorsehung! Zum ersten Mal, seit meinen Knabenjahren, glaube ich an sie. Wohl! ich habe Talente, sagen meine Lehrer; ich will sie benützen zu einem höheren Zweck, will die Spur verfolgen, welche die Vorsehung mir gezeigt und das Ziel erreichen, welches sie dem Menschen vorgeschrieben.

Die Lust auf die Universität zurückzukehren war verschwunden. Ich bat meinen Vater, mir eine andere Laufbahn vorzuschlagen. Er rieth mir, mich den Cameral-Wissenschaften zu widmen, um in diesem Fache einst dem Staate zu dienen oder auf eigene Rechnung ein Gut zu verwalten. Er sandte mich zu diesem Behuf in eine ausgezeichnete Privat-Anstalt, wo ich so gründliche Kenntnisse erwarb, daß ich es für das zweckmäßigste hielt, meine Erfahrung auf eigenen Grund und Boden in Ausführung zu bringen, und durch vortheilhafte Einrichtungen dem Staat und meinen Mitbürgern als Beispiel zu nützen. So leb' ich hier seit zwanzig Jahren, und glaube, in jeder Hinsicht erfüllt zu haben, wozu ich mir selbst das Wort gegeben.

Als ich mehr Selbstständigkeit gewann und mein Character sich befestigte, kam ich immer wieder auf die Duellgeschichte zurück. „Gott hat mich gerettet!“ klang es noch immer in meinem Herzen. „Wie ist es möglich,“ frug ich oft mich selbst: „daß diese ewige Kraft sich des Menschen so wun-

derbar annimmt? Wie kann man dieselbe erkennen lernen? Auf welchen Wegen soll man forschen, um ihr näher zu kommen und die Triebfedern zu bemerken, womit sie den Menschen so innig berührt?" Anfangs waren dieses nur Ausrufungen, in schwärmerischen Stunden entstanden; nach und nach aber wurde der Gedanke immer mächtiger, wurde zum Lebensgefühl, und ich sah deutlich, daß das Glück meines Daseyns von der Erkenntniß dieser unsichtbaren Einwirkung abhänge.

Nun bekam mein Leben eine andere Richtung; ich las Bücher, die ich vorher nicht geachtet, suchte Bekanntschaften, die ich früher für überflüßig gehalten, belehrt zu werden über meine mir selbst gestellte Aufgabe, war jetzt der einzige Wunsch meines Herzens. Die Bibel, dieses göttliche Buch, das mir Anfangs wie eine Sammlung von Mährchen erschien, wurde mir wichtiger, und ich konnte mich am Ende nicht erwehren, die Behauptug festzustellen: wenn Gott ehemals mit den Menschen gesprochen, so müsse er es noch, sonst wäre er nicht allmächtig, nicht unendlich, nicht die ewige Weisheit und Liebe.

Auf dieses baute ich den Plan meiner Forschungen, aber wo den Schlüssel dazu entdecken? So oft ich diese Frage stellte, konnte ich die Antwort weder bei Andern, noch in Büchern finden. „Wo ist der Schlüssel?" seufzte ich: „Ich muß ihn erlangen, denn ohne ihn besitze ich mit allen Kenntnisse

nichts. Zu wissen, das Gott wirkt, ist leicht, ist Sache des blinden Glaubens; ein Kind kann ihn haben, und ist dadurch reicher als der gelehrteste Zweifler. Ich weiß etwas, aber die Hauptsache nicht; ich glaube, daß ein Gott ist, aber kann mich ihm nicht nähern, und darum komme ich mir vor, wie Einer, der da weiß, daß es einen Reichthum gibt, selbst aber keinen im Besitze hat."

Meine Sehnsucht nach Enthüllung wurde immer größer und ich hielt es am Ende für unmöglich, daß uns die Bibel solche Resultate zeigen könne, ohne zugleich auch die Mittel zu enthalten, welche uns dazu führen. Ich widmete mich gänzlich dieser Betrachtung und hoffte im neuen Testamente Befriedigung zu erlangen. Verse, wie diese: „Wer gegen den Vater sündigt, dem wird verziehen; wer gegen den Sohn sündigt, dem wird verziehen; wer gegen den Geist sündigt, dem kann nimmermehr verziehen werden." Ferner: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen, dieses thun die Heiden; wenn ihr betet, sollt ihr so sprechen: Vater unser u. s. w.," fielen mir jetzt erst auf. Ich hielt es für ausgemacht, daß hier ein Sinn verborgen liege, dessen Enthüllung mich auf ein Mal zum Verständnisse zu bringen vermöchte.

„Was heißt das?" fragte ich. „Ist der Geist mehr als Vater und Sohn? oder ist er vielleicht dem Menschen zum Führer, oder gleichsam zum Eigenthum gegeben, mit dem er sich in Ueberein-

stimmung setzen soll? Warum endlich nicht viele Worte machen? Deuten viele Worte nicht auf Verstand und höhere Geistesbildung?"

Auf's Neue wurde ich zweifelhaft, kehrte aber immer wieder zu solchen Stellen zurück: „Du sollst nicht viele Worte machen, sondern sollst sprechen: Vater unser u. s. w." — „Freilich ist in diesem Gebete Alles enthalten, was dem Menschen nöthig und nützlich ist, aber er kann sich doch nicht zur bloßen Maschine erniedrigen und daßelbe immerdar wiederholen;" so dachte ich und verlor mich in Vermuthungen.

Gleich dem Wanderer in stockfinsterer Nacht stand ich da, und konnte weder vor- noch rückwärts. Ich fühlte, daß ich dem Puncte nahe sey, auf dessen Entzifferung Alles ankomme, aber ich vermochte nicht den Schlüssel zu fassen, so nahe er mir auch lag.

Endlich, nach Jahre langem Kampfe hatte ich gefunden, was ich suchte; es wurde licht in mir, und seitdem erkannte ich, daß alles Wissen, welches nicht aus dem Ewigen kommt und wieder dahin zurückführt, weiter nichts als Eitelkeit ist, die unsern Dünkel nährt, aber keinen Funken innerer Lebenskraft enthält."

Nach dieser Geschichte trat tiefe Stille ein. L...h. stand von seinem Sitze auf, und ging einige Mal auf und nieder, dann sprach er: „Ihre Erzählung hat vor vielen andern deßelben Inhalts den Vorzug, daß der Mann, dem sie begegnet ist, mir gegenüber steht, da sie sonst gewöhnlich mit der Formel anfangen: „N... hat mir erzählt, P... habe ihm gesagt, des Nachbars T... habe mit eigenen Augen gesehen, u. s. w." — Sie legen einen großen Werth auf Selbsterfahrung! In Ihrer Lage kann es nicht anders seyn, weil sie Ihrem Schicksal eine ganz andere Richtung gab, und darum auf Ihre Denk- und Gefühlsweise mächtig einwirkte. Ahnungen und Träume sind; wer kann das läugnen? Aber der freie Denker darf solche zufällige Erscheinungen nicht in sein System aufnehmen, weil er sonst aller Freiheit der Erkenntniß entsagen müßte."

H—n. Nach diesem wäre zwischen uns fast alle Hoffnung auf Vereinigung abgeschnitten. Doch ich gebe meine Sache noch nicht verloren; ich baue auf den Satz: Was geschieht hat mehr Werth, als was ich bloß weiß. Meine Geschichte ist Thatsache, Ihre Wahrheiten haben ihren Grund in der Ideenwelt; legen wir Beides auf die Wagschale, und Sie werden sehen, wie wenig Gewicht die Letztern gegen die Erstern haben. Sie behaupten zwar: die Vernunft umfasse alle Sphären des menschlichen Wissens! Nun frage ich Sie: was

weiß sie von der Zukunft? Nichts; sie darf und kann nichts davon wissen; weil sie nur diejenigen Grundsätze für gültig erkennt, die sie durch Vergleichung der Begriffe und Vorstellungen aus den übereinstimmenden Merkmalen gezogen. Vergangenheit und Gegenwart liefern der Vernunft die Materialien zur Thätigkeit; vor der Zukunft erschrickt sie, wie vor einem versiegelten Gefäße, von welchem man nicht weiß, ob es Gift oder Honig enthält. Und doch muß der Mensch, wenn er Anspruch auf Vollkommenheit machen, und sich mit den Unsterblichen in eine Classe setzen will, alle Reiche, „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" umfassen, sonst hat er kein Ganzes, sein Daseyn ist noch nicht gegründet, und er kann über nichts Rechenschaft geben, was er nicht selbst mit den Sinnen wahrgenommen, oder durch Andere geschichtlich empfangen; von Selbstthätigkeit und eigener Kraft ist, die schulgerechte Bearbeitung des vorhandenen Stoffes abgerechnet, keine Spur zu finden.

L...h. Wenn ich durch Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft schließe, ist das keine freie Thätigkeit?

H—n. Ich kann es nicht dafür erkennen, weil keine Zeit der andern völlig gleicht. Es hat Theosophen und Propheten gegeben, die aus der Geschichte die Begebenheiten der Zukunft deuten wollten, aber die Erfahrung hat sie jedes Mal Lügen gestraft. Unendlichkeit ist überall, wohin wir un=

sere Blicke wenden. So wenig zwei Menschen sich ganz ähnlich sind, eben so wenig kann ein Tag dem andern in seinen Ereignissen gleichen; und darum wird die Zukunft den Schlußformen der Dialectik eben so wenig klar als dem Maler die Züge eines Gesichtes, das er noch nie gesehen.

L...h. Diese Ansicht hat Vieles für sich, und ich bin im Augenblick nicht im Stande, sie bündig zu widerlegen. Nur so viel muß ich gestehen: wenn Sie Recht haben, so war mein bisheriges Treiben ein Spiel mit Seifenblasen, um Kinder zu ergötzen. Aber so leichten Kaufs geb' ich mich nicht überwunden. Allerdings können Sie mir entgegen halten: die Ewigkeit habe sich Ihnen sichtbar kund gethan, indem übernatürliche Kräfte Sie von einem Verhängnisse retteten, das Sie unwiderruflich in's Verderben gestürzt hätte. Mir ist ein solches Glück nicht zu Theil geworden, und darum muß ich mich an das halten, was ich besitze, nämlich an meine Geisteskraft, welche sich mir durch die Fähigkeit, Erkenntnisse zu erringen, kund thut. Jedem das Seinige. Sie üben die Philosophie practisch, ich muß sie theoretisch behandeln, weil mir ihr Erkenntnißgrund aus keiner sichtbaren Quelle entgegen fließt.

H—n. Sie geben der Schule, der gründlichen Gelehrsamkeit den höchsten Werth. Ich müßte die schönste Eigenschaft des geselligen Lebens verdammen, wenn ich nicht hohe Achtung davor hätte;

allein ich kann sie nicht als letztes Ziel des Lebens betrachten.

Gelehrsamkeit, wohin führt diese? Sie gibt uns Mittel, unsere Erfahrungen zu ordnen und systematisch zu betrachten. Nun frage ich: woher schöpft sie ihr Material? Antwort: Aus Zeitlichem, das heute so und morgen anders ist. Philosophie? Unter wie vielerlei Formen ist sie schon erschienen, und wie oft wird sie ihr Kleid noch wechseln? Wenn sie ihr letztes Ziel erfaßt hätte, so müßte sie selbst in ihren Formen haltbarer und selbstständiger seyn. Doch nicht nur in den Formen, nein auch in ihren Ansichten ändert sie sich, und darum werden Sie verzeihen, wenn ich mich bemühe, Sie für eine Ansicht zu gewinnen, die Ihrem Drang nach Erkenntnissen eine bleibende Unterlage gibt und sie vor Täuschung sichert.

Die Wissenschaft, behaupten Sie zwar, sey Ihnen die Offenbarung, welche aus der Ewigkeit fließt und die höchsten Kräfte des Menschen in Bewegung setzt. Ich widerspreche hier nicht, aber die Wissenschaft geht zu weit, sie verläßt ihren natürlichen Grund und Boden, sondert sich ab von der Menschennatur, und geht ohne ihn in die Ewigkeit. Der Mensch ist ein Gefühlswesen, das sich mit Liebe anschließen und mit Haß entfernen kann. Was wir nicht lieben, bearbeiten wir nicht, und wenn es das Köstlichste wäre. Wenn wir das Laster nicht hassen, haben wir keine Gewalt gegen

seine Versuchung, und sehen uns, eh' wir es vermuthen, von seinen Netzen umschlungen. Im Gefühl ist der Mensch zu Hause und gesichert vor allen Stürmen. Aus dem Gefühl muß alles keimen und aufgehen, was zu einer reinen Pflanze sich erheben soll. Alles Wissen, das sich dem Gefühl entfremdet, ist überflüßig und sogar vom Uebel, weil es dem Baume die natürliche Triebkraft raubt und ihn verkrüppelt.

L...h. Ich verstehe Sie. In der Veredlung des Gefühls finden Sie die wahre Thätigkeit des Menschen. Aus dem Gefühl, so scheinen Sie zu behaupten, müsse jede Erkenntniß hervorgehen, wenn sie unserm hohen Lebensberufe förderlich seyn soll. Ich muß gestehen, diese Ansicht ist mir zu neu, als daß ich mich so leicht mit ihr befreunden könnte; auch seh' ich keine Möglichkeit, wie der freie Wille des Menschen dabei bestehen könne; denn Liebe und Haß, so sagen Sie selbst, treiben und beherrschen uns. Auf welcher niedern Stufe stände da der Mensch, wenn es sich so verhielt! Noch mehr: Liebe und Haß sind selber keine freien Kräfte, sondern von äußern Eindrücken bedingt, und darum besäße der Mensch, wenn wir ihn als Gefühlswesen betrachten, nicht die geringste Freiheit. In der Wissenschaft erhebt er sich zum eigenen Willen, dort stellt er sich auf den Standpunct, wo er ohne Drang und Leidenschaft beschließen und wählen muß. Die Wissenschaft selbst kennt keine Liebe

und keinen Haß, sie ist nur Klarheit und leuchtet dem allein, der sie in völliger Freiheit erwählt. Sie stellt uns auf den Punct einer Unparteilichkeit, welche uns die Herrschaft ertheilt über unsere Thätigkeit und selbst unsern Gefühlen gebietet.

H—n. Diese Ideen, so schimmernd sie sich darstellen lassen, haben weder Bestand noch Resultat. Wer kann auftreten und sagen: mein Wissen genügt mir, ich bedarf des Herzens nicht. Ich weiß wohl, die abstracte Philosophie denkt sich das Wesen Gottes in solcher Unabhängigkeit; aber gerade dieses ist die entsetzlichste Lehre. Gott ohne Liebe! Ich mag und kann es nicht denken. Gott mit Liebe, die sich dem liebenden Geschöpfe hingibt! Aus diesem Gedanken entspringt das erhebende Gefühl, welches sich selbst zum Bewußtseyn steigert, und Herz und Erkenntniß zu einem Endzwecke verbindet. Ich will nicht weiter reden, Sie selbst stimmen mir bei, Ihr Herz muß es bekräftigen, daß eine gänzliche Lieblosigkeit im Reiche Gottes und der Natur schrecklicher wäre als Tod und Vernichtung, und daß der verstockteste Sünder diesen Gedanken zu fassen nicht im Stande ist.

L...h fühlte die Blöße, die er sich gegeben, und wurde verlegen. Herdtmann merkte es und machte den Vorschlag, noch ein wenig die Schönheiten der Gegend zu besehen. Sie verließen die Laube, besuchten einige merkwürdige Puncte, und fuhren wieder nach Hause.

Den andern Morgen beurlaubte sich L...h von Herdtmann, indem er sprach: „Ihre Reden haben mich mit mir selbst in Zwiespalt gesetzt, ich muß mich sammeln und das Gehörte mit dem Meinigen vergleichen. Herzlich dank' ich Ihnen für Ihre gütige Bewirthung und bitte mir die Erlaubniß aus, Sie bald wieder zu besuchen.“

Herdtmann reichte ihm die Hand und erwiederte: „Schon längst habe ich mich gesehnt nach einem Manne, der voll Eifer für die Wahrheit den Flitterfreuden sich entzieht, und seinem höheren Berufe lebt. Glauben Sie mir, ich habe Manches entdeckt, was der tiefsten Gelehrsamkeit fremd ist, und wenn Sie einsehen lernen, daß die feinsten Speculationen sich wieder in ein Chaos verlieren, so getrau' ich mir, Ihnen einen Schlüssel zu reichen, der Ihnen den Eingang zu Erkenntnissen öffnet, welche nur der vollendete Mann zu erringen und zu fassen im Stande ist. Leben Sie wohl! Besuchen Sie mich, so oft Sie Ihr Inneres treibt, und denken Sie, daß Freundes Arme Sie empfangen.“

L...h fuhr in die Stadt zurück und Herdtmann bat in sich: diesen neuen Bekannten zum rechten Ziele zu führen.

L...h's Zweifel.

L...h langte in einer sonderbaren Stimmung zu Hause an; er war nach R— gereist, um einen vorlauten Tadler zur Rede zu stellen, und kam als dessen Freund zurück. — Sein Entschluß, dem System, daß er sich selbst entworfen, nichts zu vergeben, stand zwar noch fest, allein er konnte nicht hinlängliche Gründe mehr finden, welche er den orakelmäßigen Aussprüchen Herdtmann's in Zukunft entgegen setzen sollte. „Er sucht die Wahrheit", dachte er, „und findet sie im Glauben, der ihm durch eine sichtbare Begebenheit aufgedrungen wurde; er spricht von Geheimnissen, die er dem muthigen Forscher seiner Zeit enthüllen will. Allein woher werden jene fließen? Aus dem Gefühle seines Glaubens. Ich bin im Klaren, und werde meine Vorbereitungen treffen, eh' ich ihn wieder besuche."

Den andern Tag versammelte er seine Freunde, um ihnen, wie gewöhnlich, neue Aufschlüsse über den Werth des Menschen und seiner Erkenntnißfähigkeit zu geben. Doch, ohne es zu wollen, mischte sich manch' Mal eine Glaubens-Meinung in seine Rede, die seinem Vortrag einen Anstrich von

Schwärmerei gab, die man früher nie an ihm bemerkte. Allen fiel diese Veränderung auf, dessen ungeachtet aber wurden sie von dem Strome seiner Beredtsamkeit und seinen neuen Bildern, die unvermerkt aus seinem Gemüthe quollen, so hingerissen, daß er einen doppelten Triumph, als Gefühlsmensch und als speculativer Philosoph, zugleich feierte.

Die Versammlung trennte sich; still kam er in seiner Wohnung an. „Ich bin befangen"; sprach er zu sich: „meine Rede war erwärmt von fremdem Feuer, so sehr ich mich bemühte, selbst zu leuchten. Die Schwärmerei hat eine eigene Kraft; sie erobert das Herz, schleicht von diesem in das Gehirn, und wird dadurch Herr unserer Gedanken. Wie schwach ist doch der Mensch, wenn er in seinen wichtigsten Erkenntnissen keinen Stützpunct hat, wenn er sich muß beherrschen lassen von Gefühlen, die nicht sein eigen und ihm von Andern gleichsam eingehaucht sind. Ich muß mich fassen, sonst, ich seh' es deutlich, verlier' ich mich in einem Labyrinth, aus dem ich den Ausgang nicht finde. Ich oder Er! Einer muß Recht haben. Im letzten Ziel kann die Wahrheit nicht zwiefach, sie kann nur Eines seyn — also ich oder Er; Einer von uns muß siegen!"

Drei Tage hielt er aus in seinem Kampfe; den vierten fuhr er zu Herdtmann, um, wie er sagte, zu siegen oder besiegt zu werden.

Zweiter Besuch.

Herdtmann nahm ihn freundlich auf, und wies ihm wieder das nämliche Zimmer zur Wohnung an. „Es freut mich", sprach er: „daß Sie sobald Ihr Wort halten, mich zu besuchen. Ich habe dieser Tage oft an Sie gedacht, und wenn ich meiner Ahnung trauen darf, so führt sie der aufrichtige Wunsch zu mir, über Dinge in's Klare zu kommen, die Ihnen räthselhaft scheinen."

L...h. So ist es. Dieß Mal bin ich hier, um mich aller Zweifel zu entladen, die unsere letzte Unterredung in mir hervorgebracht. Sie oder ich; Einer nur kann Recht haben, dessen bin ich vollkommen gewiß; darum erlauben Sie mir eine Frage. Können Sie mir Aufschluß geben über den letzten Zweck des Menschen?

H—n. Ja.

L...h. Und welches ist dieser Zweck?

H—n. Im Ganzen sich finden als ein Einzelnes, das seiner Bestimmung gemäß lebt.

L...h. Was ist das Ganze?

H—n. Alles.

L...h. Wodurch unterscheidet sich Alles vom Ganzen?

H—n. Durch seinen Inbegriff.

L...h. Ich verstehe das nicht.

H—n. Ich glaube es. Sie müssen harren, bis der Zeitpunct kommt.

L...h. Sie sprechen neue Räthsel.

H—n. Nicht ganz, denn es wird sich aufhellen.

L...h. Wann?

H—n. Wenn der Geist siegt.

L...h. Welcher Unterschied ist zwischen Gedanken und Geist?

H—n. Der Gedanke entspringt aus dem Geiste. Er ist sein Kind und gibt ihm, was er von Außen empfangen, wieder zurück.

L...h. Das klingt gut, aber ich kann den Sinn nicht fassen.

H—n. Der Gedanke kommt aus dem Geiste, der Geist des Menschen fließt aus dem Ganzen, das Ganze ist Geist, in dem Alles enthalten ist. Verstehen Sie mich?

L...h. Nicht ganz.

H—n. Wenn sich das Eine enthüllt, wird das Andere auch klar. Wenn das Einzelne erkannt ist, dann erst erkennen wir das Ganze.

L...h. Wie läßt sich das Einzelne erkennen?

H—n. Durch den Gedanken, wenn er geübt ist.

L...h. Wie übt man ihn?

H—n. Man läßt ihn zu sich selber kommen, daß er sich in sich selbst bewegen kann. Man bindet ihn nicht mit eiteln Stricken, damit seine Fittige sich von selber regen. Wir müssen ihm dienen, nicht er uns; denn er ist der Herr, welcher uns verderben oder zum Leben führen kann.

L...h. Ich erstaune. Diese Sätze sind so einfach, wie die leichteste Rechnungs-Aufgabe; doch fließen sie an meinem Ohre vorbei und wollen nicht in mir Wurzel fassen. Warum nicht?

H—n. Sie fühlen sie nicht und wollen bloß wissen, darum entflieht der Inhalt so schnell, daß Sie kaum die Spuren davon merken. Doch es wird sich ändern, wenn wir näher bekannt sind. Jetzt lassen Sie uns guter Dinge seyn und den heutigen Tag, fröhlich begehen.

Nachmittags gingen Sie in der Nachbarschaft umher, um einige Merkwürdigkeiten zu sehen. Ihre Gespräche waren unbedeutend und bezogen sich auf die Geschichte des Tages, in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht.

Den andern Morgen als Herdtmann zu seinem Gast auf's Zimmer kam und ihn frug: wie er geschlafen? antwortete dieser: „Gut, mit Ausnahme einiger schwärmerischen Träume, die mein Blut in Wallung setzten. Ich sah mich selbst als Kämpfer einer Sache, die mir noch unbekannt war, und als ich Aufschluß verlangte, erhielt ich zur Antwort: der Kampf ist dir gegeben; nur aus

diesem entkeimt das wahre Wissen. Sie sehen, ich komme Ihnen wenigstens im Traume entgegen, wachend aber bleib' ich noch bei meinem Spruch: Sie oder ich! Nur Einer kann Recht haben.

Gestern stellten Sie unsere beiden Ansichten einander gegenüber, um solche sicherer zu untersuchen. Ich will es auch thun, und denke, es wird zu einem andern Resultate führen.

Ihre Lehre entspringt aus der Ewigkeit; sie ist übersinnlicher Natur. Aus dieser folgern Sie auf die sichtbare Schöpfung und auf den Menschen. Ein Ereigniß Ihrer früheren Jahre dient Ihnen als Grundlage, auf welche Sie das System Ihrer Erkenntnisse bauen. Nun möchte ich wohl fragen: ob es denn nicht möglich gewesen wäre, daß jenes Ereigniß auf dem gewöhnlichen Wege hätte vor sich gehen können? Ist es denn ganz undenkbar, daß Ihre Mutter damals Nachrichten empfangen, die sie in Furcht versetzten? Nun wissen Sie wohl, wenn das Herz ein Mal aufgeregt ist, so spielt es fort und schafft Träume, Ahnungen, ja sogar Erscheinungen. Genug, ich kann auf solche Gründe nicht bauen. Ich betrachte eine Sache, wie sie ist, vergleiche solche mit andern, beurtheile ihre Merkmale, ziehe Schlüsse daraus, und habe dadurch eine Handlung des Geistes vollbracht. Sie stehen auf unsichtbarem Gebiete, ich auf festem Grund und Boden. Sie schließen vom Unsichtbaren auf das Sichtbare, und ich umgekehrt. Das Unsichtbare

läßt sich aber nicht prüfen, darum sind die Folgerungen, welche man daraus zieht, unsicher und können nicht Stich halten vor dem Richterstuhle der Vernunft.

H—n. Wem gilt die Wissenschaft?

L...h. Den Menschen.

H—n. Allen?

L...h. Hauptsächlich den Gelehrten oder denen, die ihre Sprache verstehen.

H—n. Wem gehört der Glaube?

L...h. Allen Menschen.

H—n. Nun wohl; so hat er schon einen Vorzug vor der Wissenschaft.

L...h. Glaube und Wissenschaft sind zwei Regionen; wo die Wissenschaft aufhört, fängt jener an.

H—n. Gibt es Glauben ohne Wissenschaft?

L...h. Das scheint nicht wohl möglich.

H—n. Was muß der Gläubige wissen?

L...h. Er muß in sich erkennen, daß ein Gott ist.

H—n. Dieses ist noch keine Wissenschaft.

L...h. O ja. Wer sein Gefühl erkennt, der weiß und tritt dadurch in das Gebiet der Wissenschaft.

H—n. Ist die Selbsterkenntniß des Gefühls zum Glauben nothwendig?

L...h. Ja.

H—n. Ist es nicht genug, wenn er sich auf Andere stützt, wenn er Autoritäten sich anschließt,

diesen seine Gefühle und Erkenntnißfähigkeiten unterordnet und bloß glaubt?

L...h. Es ist auch genug, wenn es ihn zufrieden stellt.

H—n. Einen sichtbaren Zweck, die Zufriedenheit, räumen Sie endlich dem Glauben ein?

L...h. Der Glaube ist hauptsächlich Sache des Gefühls, und muß daher auf unsern äußern Lebenszustand wirken.

H—n. Wo hat der wahre Glaube seine Wurzel?

L...h. Im Menschen selbst.

H—n. Wer hat sie in ihn gelegt?

L...h. Die Natur.

H—n. Wer hat sie in die Natur gelegt?

L...h. Einen Augenblick. — Ich muß mich besinnen. Ist Natur und Gott nicht Eines?

H—n. Nicht ganz. Wie kommen Sie auf diese Frage?

L...h. Weil ich ungewiß bin und mich dort in Sphären verliere, wo ich keinen Rückweg mehr sehe.

H—n. Sie sind mir ausgewichen. Sie wollen durchaus dem Menschen seine Herrschaft retten; haben Sie aber, indem wir sprechen, schon einige Mal aufgegeben.

L...h. Das ich nicht wüßte.

H—n. Sie können nicht glauben ohne Wissen. Nun wohl, ich frage noch ein Mal: Was muß der Gläubige wissen? Denn, daß er noch an etwas

Anderes, als an sich selbst zu glauben genöthigt sey, geht aus der Sache selbst hervor.

L...h. Er muß wissen, daß er fähig ist, zu glauben.

H—n. Ist diese Fähigkeit ihm nothwendig?

L...h. Ja.

H—n. Wozu?

L...h. Um für seines Lebens letzten Zweck Beruhigung zu finden.

H—n. Ist diese Fähigkeit allen Menschen gegeben?

L...h. Gewiß.

H—n. Wenn Sie Jemand nicht hätte?

L...h. Der wäre... Sie überraschen mich mit dieser Frage.

H—n. Nun, was wäre er?

L...h. Arm. Ein verlassenes Geschöpf.

H—n. Demnach wäre der Glaube dem Menschen ein Bedürfniß?

L...h. So scheint es.

H—n. Glauben Sie es nicht?

L...h. Ich muß es glauben, wenn ich nicht der Menschheit einen Stützpunct nehmen will, der Reiche und Arme, Große und Kleine, Gelehrte und Ungelehrte zusammenhält und zu Einem Ziele führt.

H—n. Sie haben ausgesprochen, was ich mir nicht zu sagen getraut hätte. Der Glaube ist ein Bedürfniß in dem Wesen des Menschen, das wie Hunger und Durst Befriedigung sucht. Wer das=

selbe noch rein und unverfälscht in sich trägt, dem darf nicht gesagt werden, was er glauben soll; er wird dazu genöthigt, wie der Hungrige und Durstige, der von selber weiß was er bedarf. Haben Sie noch etwas dagegen einzuwenden?

L...h. Nein. Ich hab' es selbst ausgesprochen. Die Folgerungen sind gerecht. Ich räum' Ihnen in diesem Puncte das Feld und glaube, wie Sie, an das Bedürfniß des Glaubens.

H—n. Es ist genug. Wahrlich, ich möchte Ihnen für Ihre Selbstverläugnung danken, die Ihnen gestattet, auch gegen Ihre Absicht der Wahrheit zu huldigen. In diesem Augenblick sind wir uns um einen großen Schritt näher gekommen, und wenn Sie mit solcher Unparteilichkeit fortfahren, so werden Sie für Ihre Wissenschaft einen Grund und Boden erlangen, der, jemehr man ihn baut, desto herrlichere Früchte er trägt. Für heute genug. Lassen Sie uns in's Freie gehen, um dort unsern Gefühlen einen freiern Spielraum zu geben.

Sie besuchten den Garten. Herdtmann sprach zu seinen Leuten über ihre Geschäfte. L...h nahm nach und nach Theil an Allem, und fühlte zum ersten Mal, welch' einen wohlthätigen Eindruck die freie Natur auf den Menschen mache.

Herdtmann bemerkte diese Stimmung und sprach: „Sie suchten bisher Menschenkenntniß in Büchern und am Schreibepult, dachten aber nicht

daran, daß nur in der Natur der Mensch sich finden kann. Selbsterkenntniß war bei Ihnen der Grad des Wissens, Sie vergaßen aber, daß nur die freie Kraft, welche naturgemäß keimt, wächst und Früchte treibt, zu ihrer Vollkommenheit gelangt. Stillstand und Ruhe sind dem Menschen nothwendig, wenn sich seine Eigenschaften entfalten sollen, so wie im Pflanzenreich kein Baum und kein Gesträuch sich gehörig entwickeln kann, wenn ihnen Stillstand und Ruhe fehlen. Die Triebkraft liegt in der Natur; je ungestörter diese wirkt, desto kräftiger sind ihre Schöpfungen."

Unter solchen Gesprächen ging der Tag vorüber. Am andern Morgen kehrte L...h nach der Stadt zurück. Seine Schüler, denen er seither sich so manchen Tag entzogen hatte, drangen in ihn, seine Vorlesungen und Vorträge pünctlicher fortzusetzen. Er wurde verlegen, denn er wußte nicht, wie er sie weiter führen sollte, ohne seinem System merkliche Blößen zu geben. Doch ließ er sich bereden, seinen Lehrstuhl morgen wieder zu besteigen. Sein Entschluß verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, und als die Stunde schlug, war der Hörsaal gedrängt voll.

L...h hatte eine unruhige Nacht. Sein Sieg war ihm schon zweifelhaft. Jetzt sollte er als Lehrer zu einer großen Versammlung sprechen, die, mit seinem System vertraut, auf mehr Befestigung

deßelben harrte. Er trat ungewissen Schrittes in den Saal, blickte schüchtern auf die Menge und statt, wie ehemals sich zu freuen, bestieg er mit einem Gefühl von Furcht den Lehrstuhl. Er fing seinen Vortrag an, ohne sich des Thema's bewußt zu seyn, und gerieth, gleichsam wie von einer innern Ahnung getrieben, auf die Veränderlichkeit des Menschen, mit welcher derselbe heute das, morgen jenes umfaßt; in dieser Stunde als unfehlbar erkennt, was er schon in der nächsten mit einer andern Ansicht vertauscht. Nun ließ er sich in die Untersuchung ein: in wiefern diese Eigenschaft zum Guten oder zum Bösen führe. „Veränderlichkeit," sprach er: „ist Schwäche, Halsstarrigkeit aber darum keine Tugend. Es gibt auch hier einen Mittelweg, der zur Wahrheit leitet." In diesem Sinne fuhr er fort, so belehrend und überzeugend zu sprechen, daß Alle ihm den ungeheucheltsten Dank zujauchzten und ihn baten, sie bald wieder mit einem solchen Vortrag zu beglücken.

L...h zog sich still zurück. Seine Schüler wollten ihn zwar begleiten, er aber verbat es sich. Zu Hause angelangt, ging er lange sinnend das Zimmer auf und nieder. „So kann es nicht bestehen;" sprach er endlich zu sich selbst. „Dieses oder Jenes, Eines muß ich treiben. Ich kann nicht Herdtmann's Schüler und meines Systems

Lehrer zugleich seyn. — Wie soll ich aus diesem Kampfe mich befreien?"

Er hatte keine Ruhe mehr und gleichsam von innerem Verlangen getrieben, eilte er vor das Thor in's Freie. „Wie theuer ist mir die Natur geworden!" rief er aus, als er die schöne Landschaft im matten Sonnenscheine vor sich liegen sah. „Hier weht Herdtmann's Geist, der uns zum Glauben führt. Hier ist ununterbrochene Thätigkeit, ohne Zwang und ohne gegebene Regel. Das ewige Gesetz der Natur schafft und wirkt, ohne sich um das Ideengeklingel der Menschen zu kümmern. Was soll aus mir werden?!" seufzte er. „Soll ich mich ganz meinem neuen Freunde in die Arme werfen und meine Schüler verlassen, oder mich zurückziehen von einer Lehre, welche ich noch nicht kenne, und die am Ende vielleicht auch keine sichere Resultate liefert?"

Beinahe eine Stunde Wegs hatte sich L...h von der Stadt entfernt und die immer tiefer sinkende Sonne nöthigte ihn umzukehren. Mit einer gewissen Bangigkeit betrat er die Stadt. Er betrachtete die schönen Häuser, die herrlichen Thürme und dachte: „Das ist Menschenwerk, aber dennoch groß! D'raußen ist Natur, nicht minder schön und in ewiger Thätigkeit. Aus diesen Gebäuden spricht eine vergangene Kraft mich an, die Werke aber sind todt. D'raußen sind die Kräfte ewig

jung, und darum glüht dort immer neues Leben. Auf welche Seite soll ich mich wenden? Wo find' ich jetzt Rath, der unfehlbar und richtig ist? Ich kann nicht länger weilen, morgen muß ich meinen Freund besuchen."

Dritter Besuch.

„Da bin ich schon wieder!“ rief er Herdtmann entgegen, als er in dessen Zimmer trat. „Die Stadt will mich nicht mehr dulden, und wo soll ich anders eine Zuflucht suchen als bei Ihnen? Jetzt bin ich hier, mich ganz Ihrer Leitung zu vertrauen oder mich auf immer von Ihnen zu trennen. Sie haben einen Zwiespalt in meiner Seele bewirkt, der mir die Freiheit raubt zu denken und zu handeln. Lassen Sie mich noch ein Mal Ihre Lehren prüfen, damit ich mich überzeugen kann, ob sie mir genügen werden oder ob ich der Dialectik mein ganzes Leben weihen soll?“

H—n. Sie haben sich selbst das Urtheil gesprochen. Der Dialectik, und wäre sie noch so rein, sein Leben zu weihen, bleibt eine Aufgabe, die nicht zu lösen ist. Die Jugend kann sich in ihr gefallen, weil sie dieselbe mit Blumen ausschmückt; dem Alter wird sie eine Mumie, die ihm nichts als ein leeres Skelett hinterläßt. Sehen Sie sich um in der Geschichte der Gegenwart und Vergangenheit, ob sie einen Einzigen finden, dem sie bis zum Grab genügte. Also fort mit ihr, so

lange sie nur sich selbst gehört! Wenn Sie ihr aber Stoffe geben aus einem andern Reiche, wenn Sie dieselbe mit ewigen Gesetzen bereichern, dann bauen Sie Altäre, vor denen künftige Geschlechter die Wahrheit noch erkennen und ihr huldigen werden.

L...h. Sie mögen Recht haben. Ja, ich fühl' es, daß dieses allein der Standpunct ist, auf welcher die Gelehrsamkeit ihr wahres Ziel erreicht. Lehren Sie mich, wie ich beginnen soll, um jeden Umweg zu vermeiden; führen Sie mich, damit ich nicht strauchle, wenn vermeintliche Irrthümer mir begegnen, und zeigen Sie mir die Bahn, auf welcher sich Wahrheit und Betrug gehörig unterscheiden lassen.

H—n. Es sey! Ich will versuchen, ob es mir gelingt, Ihr Herz zu öffnen, damit eine höhere Erkenntniß Sie erleuchte. Doch langsam und vorsichtig muß ich zu Werke gehen; denn es ist schwer, von der Vielheit, in welcher Sie bisher geschwärmt, zu der Einfachheit herunter zu steigen, die meine Lehre fordert.

L...h. Alles soll geschehen, wie Sie wünschen; nur geben Sie mir Ueberzeugung.

H—n. Gerade diese ist's, die langsam keimt und wächst, weil sie sich zum Gefühl erheben muß, dem das Leben in seinem ganzen Umfange angehört.

L...h. Nur einen Schlüssel geben Sie mir, damit ich versuchen kann, wenigstens eine Pforte zu öffnen.

H—n. Sie besitzen ihn schon; Sie selbst haben ihn angedeutet, indem Sie den Glauben als ein Bedürfniß erkannten.

L...h. Ich erkenne ihn immer mehr dafür, aber besitze ich auch das Bedürfniß? Kann nicht ein neues System mich wieder abbringen von meiner jetzigen Ueberzeugung und mir eine neue Nothwendigkeit bieten?

H—n. Nicht so leicht als Sie wähnen. Die Wurzel des Glaubens liegt tiefer als die der äusseren Erkenntnisse. Wir fühlen ihren wohlthätigen Einfluß, und nicht leicht gibt der Mensch auf, was ihn glücklich macht. Darum Muth! Bald werden Sie nähere Aufschlüsse erlangen.

Herdtmann wurde abgerufen. Ein Freund aus fernen Gegenden, den er schon lange nicht gesehen, war zum Besuch gekommen, um die alte Freundschaft zu erneuen.

Es war ein Chemiker, wie es jenen Zeiten Viele gab, die aus den Essenzen der sichtbaren Stoffe die Stufenleiter erklärten, welche die Natur geht, um endlich auf der höchsten Sprosse Gefühle und Gedanken hervorzubringen. Er hatte von Herdtmann's Zurückgezogenheit von der Welt, von dessen Glaubenskraft gehört, und wollte ihm durch seine Destillationen und Digerationen den Beweis augenscheinlich liefern, auf welche Weise sich der Glaube bildet.

Herdtmann empfing ihn herzlich. Als er

merkte, welche Richtung seine Geistesbildung genommen, so sah er wohl, daß er ihm manche schöne Stunde rauben werde. Doch er dachte: „Geduld ist eine Tugend. Wohl mir, wenn sie auf keine härtere Probe gestellt wird."

Er wies ihm ein Zimmer, nahe bei einer abgesonderten Küche an, damit er Gelegenheit zum Laboriren und Coagitiren habe.

Herdtmann benachrichtigte L...h von der Ankunft des neuen Gastes. „Ich hoffe," sprach er: „seine Gegenwart soll uns nicht stören. Es ist ein Chemiker, dem die Geisterwelt nur dann noch etwas gilt, wenn er sie kunstgerecht bearbeiten und zeigen kann."

L...h. Ich kenne das. Ich hätte mich beinahe selbst ein Mal verleiten lassen, die Schürze des Laboranten umzunehmen, allein die Sichtbarkeit der Geister konnte mir nicht genügen und dadurch kam ich auf die Dialectik.

H—n. Sie thaten wohl daran; denn diese ist der Wahrheit eine Stufe näher, weil sie in der Kraft der Vergleichung ihr Wesen sucht, und sich dadurch von der Materie entfernt.

L...h. Wie viele Stufen gibt es noch zur Wahrheit?

H—n. Diese Frage beantwortet Jeder nach seiner individuellen Lage; weil er gewöhnlich den Punct für den höchsten hält, auf dem er steht.

L...h. Demnach erreicht Jeder sein Ziel?

H—n. Seiner Meinung nach allerdings.

L...h. Aber er schwebt im Irrthum. Wer befreit ihn davon?

H—n. Die Natur in ihrem unveränderlichen Gesetze, welches nur ein Ziel, die Ewigkeit hat.

L...h. Und hiermit bin ich wieder abgefertigt. Doch Sie haben Recht, ich fühl' es. Was kann der Mensch noch verlangen, wenn er die Ewigkeit besitzt? Ich will mich gewöhnen, nur dieses Eine zu denken, damit ich einen festen Standpunct erlange.

Herdtmann suchte ihn in diesem Entschlusse zu bestärken und entfernte sich wieder, um einige Vorkehrungen zu treffen. L...h war verdrießlich, daß dieser verwünschte Chemiker gerade jetzt kommen mußte.

„Herdtmann," so dachte er, „war so schön im Zuge! nun steht er zwischen uns Beiden, und Beide werden von ihm belehrt seyn wollen."

Er ging unter solchen Gedanken noch kurze Zeit das Zimmer auf und nieder, begab sich dann in's Freie und kam erst zur Mittagszeit zurück.

Herdtmann hatte die Einrichtung getroffen, daß er und seine beiden Gäste allein speisten, um sie gehörig mit einander bekannt zu machen.

Das Thema der Unterhaltung war, wie es sich bei solcher Gesellschaft von selbst versteht: Gott, Natur, die Menschheit in allen Beziehungen, Gelehrsamkeit, practische Philosophie und endlich auch

Chemie. Nach dem Ausspruche des Fremden, war diese die einzige Kunst und Wissenschaft, das einzige Mittel sich Kenntnisse zu verschaffen, der unverfälschte Weg zur Wahrheit, auf dem der Mensch allein die Bestimmung seines Daseyns erkennt.

Herdtmann nahm wenig Theil an der Unterhaltung.

L...h hatte schon lange geduldig zugehört; jedoch von Zeit zu Zeit auch andern Erkenntnißzweigen Gerechtigkeit zu verschaffen gesucht. Der Chemiker aber ließ keinen Widerspruch gelten. „Alle andere Wissenschaften,“ sprach er: „sind wieder durch eine andere bedingt, also nicht frei und selbstständig. Die Chemie aber bearbeitet gleichsam sich selbst, weil sie das oberste Gesetz des Denkens in ihren Essenzen anschaulich macht.“

L...h konnte nicht mehr länger an sich halten. Er pries nun seinerseits die Dialectik unter allen Wissenschaften als die höchste, weil sie belehrend über allen stehe, und ihnen Namen, Gränzen, ja sogar den Inhalt gebe. Die Chemie schilderte er als eine Art von Handwerk, welche durch mechanischen Fleiß bestehe und nur durch diesen zu zufälligen Entdeckungen gekommen sey. „Sie hat keinen einzigen absoluten Grundsatz,“ bemerkte er: „und Alles nur durch mühsame, handwerksmäßige Erfahrung errungen.“

Nun war der Zunder geworfen. Der Chemiker, voll Gift und Galle, behauptete mit Feuer seine

Ansichten. L...h dagegen überließ sich ganz der Gewalt der Beredtsamkeit und trieb den Chemiker so in die Enge, daß er sich endlich an Herdtmann wendete und diesem geradezu erklärte: er könne mit einem solchen Menschen nicht unter einem Dache seyn. Die Dialectik nannte er den Gräuel der Verwüstung, das zweite Sodom und Gomora, das ewige Babylon, wo Keiner den Andern versteht und doch Jeder meint, er besitze den Stein der Weisen. — Er verließ ganz entrüstet die Gesellschaft, packte seine Sachen in aller Eile zusammen und reiste den andern Tag wieder von dannen.

L...h befand sich in einer peinlichen Lage. Er war die Ursache eines Bruches zwischen zwei alten Freunden; er hatte das Gastrecht verletzt, weil er durch Rechthaberei einen andern Gast vertrieben. Dieses sah er ein und gab sich Mühe, seinen Fehler wieder gut zu machen, aber vergebens; der Chemiker hörte ihn nicht an, und als er ihm noch bei'm Einsteigen in die Kutsche die Hand reichen wollte, stieß sie Jener mit der Versicherung zurück: daß er mit einem Feinde der Menschheit, welcher sie durch schlau gestellte Worte verführe, keine Gemeinschaft haben möge.

Herdtmann betrachtete ruhig alle diese Auftritte und nahm außer den gewöhnlichen Formen der Höflichkeit keinen Theil daran. L...h aber getraute sich nach der Abreise des Chemikers, kaum seinem Freunde zu nahen. Endlich bezwang er

sich und ging zu ihm, um sich gleichfalls zu beurlauben.

H—n. Wie! Sie wollen sich auch von mir entfernen?

L...h. Ich muß, um mich für mein Betragen zu bestrafen.

Herdtmann hielt ihn zurück, indem er ihm vorstellte, daß es nicht gut sey, den zu jungen Keim einer Pflanze sich selbst zu überlassen und den Stürmen Preis zu geben.

L...h. Ich verstehe sie. Warum mich schützen, indessen sie den Andern den Ungewittern Preis geben?

H—n. Dort war nichts mehr zu ändern. Er hat sein festes Ziel, das er sich nicht mehr entrücken läßt.

L...h. Ist es aber aber auch das rechte?

H—n. Für ihn ganz gewiß.

L...h. Und mein Ziel?

H—n. Steht noch nicht fest. Bleiben Sie einige Tage hier und ziehen Sie sich aus dem Vorfall die Lehre, daß Einseitigkeit wohl einen Theil der Wahrheit in sich begreifen, aber sie nie ganz umfassen kann.

L...h wurde auf diese Aeußerung nachdenkend und sprach: „Ich bleibe und will versuchen die Schranken zu durchbrechen, die Phantasie und Egoismus um mich aufgeführt.“

Neue Bekanntschaft.

Eines Tages sagte Herdtmann: „Im Walde dort oben, ungefähr eine Stunde von hier, hab' ich einen Freund, den wollen wir besuchen; es wird Sie nicht gereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Wandorf ist sein Name; er war Professor der Mathematik und stand seinem Posten mit Ehren vor; allein seine Wissenschaft hat ihn verlassen und ohne andere Hülfe wäre er zu Grunde gegangen.

L...h wurde aufmerksam und erwiederte: „Sie scheinen mich von allen Seiten angreifen zu wollen, um Ihres Sieges desto gewisser zu seyn. Führen Sie mich, aber haben Sie Nachsicht mit einem Neuling.“

Sie machten sich auf den Weg. Ein rauher Pfad führte den Wald aufwärts, bis sie auf eine Ebene gelangten, wo ein ziemlich großes Landhaus stand, in welches sich der Professor eingemiethet. Er saß in einem Gärtchen, das vor dem Hause lag und sah ruhig vor sich hin. Kaum gewahrte er jedoch die Ankommenden, so stand er auf, ging ihnen entgegen und reichte Herdtmann mit der Frage die Hand: „Was führt dich her zu mir?“

H—n. Ich trug Verlangen dich wieder zu sehen, um zu erfahren, welchen Grillen du nachhängst.

Prof. Keinen Grillen, sondern Realitäten. Wen bringst du? einen Verwandten oder Einen der mich aus Neugierde bewundern will?

H—n. Du sollst ihn kennen lernen. Schaff' uns Sitze her, damit wir ein wenig ausruhen können.

Prof. Das soll bald geschehen seyn.

Er holte Stühle. Nachdem sie sich in einem Kreise herumgesetzt hatten, fuhr Herdtmann fort: „Ich wollte sehen, ob dir diese Einsamkeit noch nicht lästig sey."

Prof. Sie wird mir von Tag zu Tag zuträglicher. Ich bin zufrieden, lebe ungestört meinem bessern Selbst und kümmere mich nichts um die Sorgen und Plane der sogenannten gebildeten Welt.

H—n. Das ist auch nicht nöthig. Aber du solltest der Welt ein Beispiel geben, wie wenig man bedarf, um zufrieden zu seyn.

Prof. Das wag' ich nicht. Ich habe glücklich das Ufer erreicht und sollte mich wieder auf die stürmische See begeben. Nein, wahrlich, nein! Das mögen die Helden, die starken Geister thun, ich lass' es bleiben. Ich habe mich zwar mit deiner Hülfe gefunden, aber deine Kraft erlange ich nicht, daß ich unter den Gaukelspielen der Menschen ruhig und festen Schrittes wandeln könnte.

L...h nahm nun auch Theil an dem Gespräche, machte den Professor auf die Einseitigkeit seiner Lebensweise aufmerksam, und meinte: Es könne unmöglich die Absicht des Schöpfers seyn, daß der Mensch sich dem Menschen entziehe.

Prof. Ich kenne diese Sprüche; sie haben mich lange verführt. Aber nun glaube ich nur an mich selbst und an die Natur.

L...h. An sich selbst?

Prof. An wen denn sonst? Ich muß mir Bürge seyn für Alles, wenn ein Mal Rechnung abgelegt wird; kein Anderer steht da für mich ein, und darum erachte ich es für meine erste Pflicht, mich selbst zu haben.

L...h. Diese Lehre ist mir fremd.

Prof. Das kann wohl seyn, aber doch ist sie wahr. Ich lebte auch lange in der Welt; habe mir sogar als Mathematiker einigen Ruhm erworben, denn ich schrieb ein Buch über meine Wissenschaft. Ich hielt dieselbe höher als Alles und lehrte sie auch in diesem Sinne. Auf ein Mal wurde ich krank, meinem Gehirn drohte eine tödtliche Entzündung; lange konnte ich nicht mehr denken und vergleichen. Als ich genesen war, wollte ich wieder zu meiner gewöhnlichen Beschäftigung zurückkehren; aber da fand sich's, daß meine Gehirn-Nerven es nicht aushielten und ich der Mathematik auf lange Zeit, wo nicht auf immer entsagen mußte.

Einen aus dem Himmel in den Abgrund schleudern, mag arg seyn, aber nur mit diesem Bilde läßt sich mein damaliger Zustand vergleichen. Die Wissenschaft, der ich lebte, die ich lehrte, die mir Lebensziel war und die ich Andern als solches mittheilte, sollte ich aufgeben, weil einige Nerven sich gegen sie sträubten und die Aerzte es so für gut hielten.

Ich verfiel in eine Art Dumpfheit, wo ich Niemand um mich leiden konnte. Meine Lage machte Aufsehen, und Personen, die sich vorher nicht um mich bekümmert hatten, nahmen jetzt Theil an mir. So auch mein Freund Herdtmann; er begnügte sich aber nicht mit bloßen Nachrichten, sondern kam zu mir auf mein Zimmer als ein rettender Engel. Es entspann sich im ersten Augenblick folgendes Gespräch zwischen uns:

Er. Sie sind krank?

Ich. Noch vor Kurzem war ich es.

Er. Also geht es besser.

Ich. Nein.

Er. Warum nicht?

Ich. Ich habe mich während der Krankheit selbst verloren.

Er. Wie ging das zu?

Ich. Ich darf wegen Nervenschwäche mein Lieblingsstudium, die Mathematik, nicht mehr treiben.

Er. Dann müssen Sie etwas Anderes ergreifen.

Ich. Wie ist das möglich. In meiner Wissenschaft war mein Leben, meine Zuversicht, mit einem Wort: mein ganzes Ich. Mit dem Verlust derselben bin ich verloren, lebendig todt.

Er. Sie müssen etwas wählen, das Ihnen kein Ungemach und keine Krankheit rauben kann.

Ich. Wenn die Mathematik mich nicht schützen konnte, wo ist noch etwas Gewisses?

Er. Im Glauben.

Bei dieser Antwort wandte ich mich verächtlich von ihm und hielt ihn keiner Antwort würdig. Er aber blieb gelassen vor mir stehen und sagte endlich: „Sie stoßen die Rettung von sich, die ich Ihnen biete?"

Ich. Solche veraltete Mittel sind nicht für meinen Zustand.

Er. Und doch ist es das Einzige, welches Ihnen helfen kann.

Ich. In welcher Dosis wird es eingenommen?

Er. Nach dem Verhältnisse der Vorstellungen, die Sie von Glaubens-Sachen haben.

Ich. Der Glaube ist ein offenes Feld, aus dem Jeder nehmen kann, was ihm beliebt.

Er. Wohl! so wählen Sie.

Ich. Ich kann von einer positiven Wissenschaft nicht zu Träumereien übergehen.

Er. Träumereien heissen Sie, an ein Ganzes glauben, von dem der Mensch ein Theil ist?

Ich. Nein, das heisse ich nicht so.

Er. Träumereien heissen Sie, an eine Kraft in Gott und der Natur glauben, die dem Menschen seine Fähigkeiten gibt?

Ich. Nein, das heisse ich auch nicht so.

Er. Nun, so haben Sie ja schon den Glauben, welchen ich Ihnen vorgeschlagen. Suchen Sie die Verhältnisse auf, in denen Sie zum Ganzen stehen, dann sind Sie geborgen und ihr Ich ist wieder gefunden.

Hier wandte ich mich wieder zu ihm und sah ihn an, wie man Einen betrachtet, der unser Urtheil über Leben und Tod in den Händen hat, und uns Hoffnung auf Begnadigung zeigt. Er sprach noch Mehreres, ich aber hatte nur mein Verhältniß zum Ganzen und mein zu erlangendes Ich im Sinne. Ich bat ihn endlich mich allein zu lassen und mir Zeit zu gönnen, mich mit seinen Ideen zu befreunden und sie mit den meinigen in Uebereinstimmung zu setzen.

Er entfernte sich, kam aber den andern Tag wieder und frug: „Nun, wie ist es? hat meine Arznei schon ihren Einfluß ausgeübt?"

Ich. Ich weiß es nicht. Ich fange an zu zweifeln, und dadurch gewinne ich wieder Thätigkeit. Aber eines stößt mir auf, das mich beunruhigt. Wenn Ihre Glaubenslehre Wahrheit ist, so ist ja Alles, was wir glauben, auch vorhanden.

Er. Gewiß.

Ich. So sind die Wundermährchen Indiens und all' der Unsinn, den uns die Zaubergeschichten geben, auch wahrhaftig.

Er. Wer sagt das?

Ich. Ihre Lehre.

Er. Ich sage: Alles, was Sie von dem Ganzen glauben können, das mit Ihrem Ich übereinstimmt, ist wahrhaftig.

Ich. Und diese Uebereinstimmung wäre die Schranke, welche uns vor Unsinn und Aberglauben schützte?

Er. Allerdings.

Ich. Und diese Lehre?

Er. Ist Lehre der Natur. — Ihr Ich ist untergegangen, weil es nicht mit dem Ganzen in Uebereinstimmung stand. Der Glaube, welcher ein Mal Wurzel gefaßt, kann nicht mehr untergehen; im Gegentheil er wächst, er stärkt sich, und erwacht mit jedem Morgen in erneuter und verjüngter Herrlichkeit. Er kann nie uns täuschen, nie uns gefährlich werden; ja, wenn Alles uns verläßt, selbst wenn die Schöpfung bricht, ist er sich selbst genug und trägt uns durch alle Regionen der ewigen Kraft, die von Anbeginn war und nie aufhören kann.

Mit diesen Worten war ich überwunden. Ich sank meinem Arzt in die Arme, wie ich es jetzt thue, und dankte ihm die Rettung meines Lebens, meiner Zuversicht und meines neuen Daseyns.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich warf alle mathematischen Bücher in's Feuer, zog auf's Land, um ungestört glauben zu lernen, und habe durch tägliche Uebung diese Kunst als diejenige erkannt, die unser Gehirn nicht betäubt, unsere Gesundheit nicht schwächt, sondern uns in allen Angelegenheiten Stärke und Klarheit gibt.

Es wurde noch Vieles über diesen Gegenstand gesprochen; endlich erinnerte Herdtmann, daß es Zeit zum nach Hause gehen sey. L...h trennte sich ungern von dem neuen Bekannten; sein Ernst, mit Laune vermischt, hatte ihm gefallen, und er frug: ob es ihm unangenehm wäre, einen Gast auf einige Tage zu beherbergen? „Das kommt auf den Gast an", gab Jener zur Antwort. „Wohl! ich bin's", sprach L...h: „und wenn Herr Herdtmann es mir nicht übel nimmt, so begleite ich ihn bis zum Ausgang des Waldes und kehre hieher zurück." Der Professor war's zufrieden, Herdtmann gleichfalls, und so begleiteten sie Letztern halbwegs nach Hause und kamen auf einem andern Pfade wieder zum Landhause zurück.

Der Professor bekümmerte sich nicht viel um seinen Gast, ließ ihn gewähren, wie er wollte, und setzte seine Arbeiten und Uebungen fort. Als die Sonne bald unterging und der Schatten der Bäume ihren Aufenthalt schon in Dunkel hüllte, setzten sie sich wieder in den Garten und besprachen sich über Dieses und Jenes. Endlich frug der Professor:

auf welche Art er mit seinem Freunde in so nahe Verbindung gekommen? L...h erzählte ihm den ganzen Hergang bis auf den jetzigen entscheidenden Augenblick.

Prof. Sie sind auf gutem Wege. Fahren Sie fort und Sie werden volle Befriedigung erlangen.

L...h. Welche Resultate können mir zu Theil werden?

Prof. Hellsehen, Glaubensgefühl, Leben im Reinsten, Göttlichen, Unwandelbaren, das uns die Zukunft aufhellt, die Gegenwart erleuchtet, und uns jeden Augenblick mit Gott und seiner ewigen Natur verbindet.

L...h. Welches sind die Mittel dazu?

Prof. Es gibt viele; Sie haben selbst mehrere ausgesprochen. Die ganz einfachen darf ich Ihnen nicht enthüllen, diese müssen Sie von unserem Freunde Herdtmann erwarten.

Während dieses Gesprächs war die Nacht hereingebrochen. Sie gingen in das Haus zurück und legten sich bald darauf zur Ruhe.

L...h glaubte in eine andere Welt versetzt zu seyn. Von Jugend auf gewohnt, in Städten und prächtigen Gasthöfen zu wohnen, wirkte dieser Gegensatz gewaltig auf ihn und er konnte nicht begreifen, daß es nicht auch Lehrer gäbe, die in der Einfachheit den Zweck des Daseyns suchen. Er schlummerte nur wenig, und kaum dämmerte der Morgen, so war er schon wieder in dem Garten.

Die Waldung bildete gegen Osten hin eine Oeffnung. L...h hatte zwar schon oft den Aufgang der Sonne gesehen; aber damals gab er ihm Gelegenheit, prunkvoll darüber zu sprechen, jetzt glaubte er ein Abbild Gottes zu schauen. „Die Natur ist unendlich groß!“ rief er begeistert aus. „Wer kann sie sehen, ohne zu staunen, ohne anzubeten.“

Der Professor trat nun aus dem Hause. „Nicht wahr“, sprach er: „bei mir ist es schön? Ich habe diesen Platz besonders ausgesucht, um das Schauspiel des Sonnenaufgangs recht oft zu genießen. Es wird Tag in der Natur, denk' ich mir dabei; im Menschen darf's nicht finster bleiben.“

Sie sprachen noch über mancherlei Gegenstände. Der Professor bewunderte den Scharfsinn seines neuen Freundes, der oft aus einem Wort eine ganze Stufenreihe von Folgerungen machte. Dieser aber fand in seinem neuen Bekannten eine ungewöhnliche Tiefe des Gefühls, welches ihm klar machte, warum er sich von den Menschen geschieden und die Einsamkeit vorzog. „Denn“, dachte er: „eine allzugroße Reizbarkeit des Herzens taugt nicht in die Welt, weil es zu oft verletzt wird.“

L...h blieb noch den ganzen Tag und die folgende Nacht bei dem Professor. Er gab sich alle Mühe jeden seiner Schritte zu belauschen, seine Bewegungen, wenn Wandorf sich allein wähnte, zu beobachten, um auf eine Spur jener geheimnißvollen

Thätigkeit zu kommen, worüber er noch den Aufschluß von Herdtmann zu erwarten hatte.

Der Tag ging ihm schnell vorüber. Bei'm Sonnenaufgang war er wieder in dem Garten und füllte noch ein Mal sein Herz mit dem erhabenen Anblick. Als der Professor auch erschien und Beide ein kleines Frühstück verzehrt, beurlaubte sich L...h. Jener begleitete ihn bis in's Freie und hieß ihn standhaft seyn auf dem neuen Lebenspfade, auf den Freund Herdtmann ihn geführt.

Er kam in Herdtmann's Haus ganz verändert an. Es war als hätten diese zwei Tage ihm ein neues Leben eingegossen. „Was nun zu thun?" frug er, als er seinen Freund erblickte. „Ich kann nicht mehr Lehrer seyn, dieß fühl' ich, aber wie kann ich mich, ohne den Anstand zu verletzen, von dem Lehrstuhl befreien?"

H—n. Das macht sich leicht, wenn man die rechten Mittel wählt.

L...h. Ich finde keines.

H—n. Sonderbar. Es müßte mich Alles trügen, oder es befinden sich unter Ihren Zuhörern Leute, die Ihre Entfernung schon längst gewünscht, um Ihre Stelle zu vertreten.

L...h. Das glaub' ich nicht.

H—n. Es kommt auf den Versuch an. Machen Sie es heute bekannt und morgen ist Ihr Lehrstuhl besetzt.

L...h erröthete merklich bei dieser Behauptung. Er hatte es bisher für unmöglich gehalten, daß Einer ihn ersetzen könne, und Herdtmann sprach so zuversichtlich davon, daß er ihn zum ersten Mal für einen halben Menschenfeind hielt. „Wohl!“ sprach er: „ich will die Probe machen. Wenn Einer sich findet, wenn dieses noch eintrifft, dann hat die Welt mich verlassen, und ich bin ganz der Ihrige.“

Er schrieb sogleich an einen seiner Freunde, theilte ihm seinen Entschluß, nicht ferner zu lehren, mit, und bat ihn, dieses bekannt zu machen, damit ein Anderer an seine Stelle treten könne. Mit schwerem Herzen hielt er den Brief in seinen Händen. Die Erinnerung seines Ruhmes und seiner Thätigkeit wirkten auf ihn ein, und er betrachtete das, was er jetzt that, als einen gewaltsamen Einschnitt in sein Leben, aus dem ein neues keimen müsse, wenn es nicht spurlos vergehen soll. Er gab endlich den Brief einem Diener und sprach dann laut: „Es ist geschehen! Eine neue Sonne muß mir leuchten.“

Er brachte zwei Tage, bis er Nachricht aus der Stadt erhielt, still und einsam zu. Endlich kam ein Schreiben. Einer seiner Schüler, Namens G...th, hatte sich auf seinen Platz geschwungen und zur Bewunderung aller Zuhörer seinen ersten Vortrag gehalten. „Herdtmann“, sprach er jetzt zu sich selbst: „kennt die Menschen besser als ich. So manchen Schluß hab' ich gemacht auf meiner früheren

Laufbahn und ich glaube nun nicht falsch zu schließen, wenn ich sage: Seine Kenntnisse sind von besserer Art, als die meinigen. Darum will ich in seine Schule gehen.“ Er suchte ihn auf in seinem Zimmer, gab ihm den Brief und bat ihn: sich seiner nun gänzlich anzunehmen und ihn zum wahren Ziele zu führen.

Herdtmann reichte ihm die Hand und sprach: „Willkommen mir, in einer neuen Würde. Bisher huldigten Sie dem Stande, jetzt muß der Mensch sich geltend machen, und wohl Ihnen, wenn es Ihnen gelingt, denselben aus allen Hüllen hervor zu ziehen.“

L...h als Schüler.

Nach vier Tagen, die L...h mit wechselnden Empfindungen zugebracht, ging er zu Herdtmann und sprach: „Der Schüler kommt und bittet seinen Lehrer, ihm Unterricht zu geben in der Kunst des Lebens.“

H—n. Sie haben Recht; es ist Zeit. Jeder verlorene Tag gleicht einer Schuld, die nicht mehr abzutragen ist. So hören Sie: Wenn Alles stirbt, der Schöpfer kann nicht sterben. — Wenn Alles stirbt, das Geschöpf, in dem der Schöpfer sich verklärt, kann auch nicht sterben. Jenen zu suchen, seine Verklärung in uns zu verwirklichen, ist die Aufgabe. Mittel gibt es viele, aber sie führen verschiedenen Schrittes. Einige wirken langsam, andere schneller. Wer Muth besitzt und Kraft, der kann die letztern wählen. Dem Schwachen muß man leichte Mittel geben. Unter welche Classe zählen Sie sich wohl?

L...h. Muth besitz' ich, doch ob auch Kraft, das ist mir ungewiß. Ich kenne ja die Leistungen nicht, die ich vollbringen soll; darum handeln Sie nach Ihrem eigenen Urtheil.

H—n. Wohlan! so hören Sie:

Lass' den Menschen in dir denken, dann wird's erreicht.

L...h. Wie?

H—n. Lass' den Menschen in dir denken, dann wird's erreicht.

L...h. Ich ahne, was Sie sagen wollen. Reine Menschennatur! werde ich Sie jemals in mir finden können?

Herdtmann faßte seine Hand, sah ihm fest in's Auge und sprach: „Wer Muth hat und Beharrlichkeit, dem ist kein Ziel zu fern." Er begab sich in ein Nebenzimmer, um L...h seinem eigenen Urtheil zu überlassen.

„Lass' den Menschen in dir denken", wiederholte L...h mehrere Male hinter einander, als er sich allein erblickte. „Und ich — wer bin denn ich?" fragte er sich selbst. „Bin ich nicht Mensch? Gehören meine früheren Erkenntnisse nicht der Menschen-Natur, oder sind sie Früchte fremdartiger Verhältnisse, falscher Erziehung und anderer Convenienzen der Welt? Und wenn auch, bleiben sie darum weniger mein Eigenthum? — Ich komme auf's Neue in Verwirrung. Wo finde ich reine Menschen-Natur?"

Hier fiel ihm auf ein Mal der Professor ein. „Ich weiß, wo ich sie finde!" rief er laut. „Dort auf jenen waldigen Höhen wohnt ein Reiner, der die Hüllen abgeworfen und da steht in dem Glanze

gefundener Menschenwürde. Zu ihm! zu ihm! In seiner Nähe werde ich frei seyn von fremden Einflüßen."

L...h machte sich auf den Weg, traf Wandorf vor dem Hause und entdeckte ihm sogleich seine Zweifel. Dieser forderte ihn auf, beharrlich zu seyn und der Sache wenigstens einige Monate zum Opfer zu bringen.

L...h gehorchte ihm, miethete sich auf einem Dorfe ein, wo er ungestört seinen Betrachtungen leben konnte. Erst nach zwei Monaten kam er wieder zu Herdtmann und sprach: „Ich habe die Zeit nicht ungenützt vorbei ziehen lassen; die Spuren der Menschheit werden mir klar, und ich erkenne allmählig, daß ich zwei Ich besitze; — eines, das die Welt, und ein anderes, welches die Natur mir gab."

Herdtmann sah ihn freundlich an und erwiederte: „Wenn sich der Mensch in beiden Ich gefunden, so ist der schwerste Schritt gethan. Nur muthig vorwärts, damit ich Ihnen bald nähere Aufschlüsse geben darf."

L...h hatte zwar erwartet, sie jetzt schon zu erhalten, allein er bequemte sich und frug: „Wann darf ich wieder kommen?"

„In zwei Mal zwei Monaten", war die Antwort.

L...h ging zurück in sein Dorf und harrte aus. Nur ein Mal, als er seine Ungeduld beinahe nicht mehr zähmen konnte, besuchte er den Professor, um von ihm Stärke zu erhalten. Dieser gab sie

ihm mit freudigem Herzen und machte ihn aufmerksam auf das hohe Ziel, welches zu erreichen sey.

Nach vier Monaten erschien L...h wieder bei Herdtmann. „Die Zeit ist vorüber", sprach er: „die Sie bestimmt haben. Ich weiß nicht, ob ich indessen vorwärts geschritten bin; allein ich sehe jetzt Manches mit andern Augen; ich bin ruhiger, vernünftiger geworden, wenn Sie wollen, und fange an zu begreifen: daß die Schöpfung nicht des Menschen wegen da ist, daß derselbe sich aber in ihr bauen und sein Daseyn gründen kann."

Herdtmann hörte voll Freude diese Worte und sagte: „Sie haben meiner Erwartung vollkommen Genüge geleistet; dieß verpflichtet mich, auch das Meinige zu thun und Sie auf dem betretenen Pfade weiter zu führen. So hören Sie denn, was ich jetzt sage; doch unterbrechen Sie mich nicht, denn ich rede was ich muß und darf mich in keine Erklärungen einlassen.

Sie erlangen Erkenntniß des Geistes, wenn Sie seine Eigenschaften zu erkennen trachten. Diese Eigenschaften sind die Bestandtheile seines Wesens. Man kann sie theoretisch und practisch besitzen. Die Theorie begnügt sich, sie zu benennen und zu wissen, daß sie vorhanden sind. Das Practische aber dringt in ihr Wesen und in ihre Thätigkeit ein. Das Letzte ist unsere Aufgabe, und dadurch gewinnen wir den Eintritt in die Geisterwelt.

„Du sollst nicht viele Worte machen", spricht die Bibel. „Wenn du beten willst, sollst du also beten: Vater unser u. s. w."

Hiemit ist ausgesprochen: du sollst nichts anderes als dieses beten; es so still und so oft wiederholen, daß nicht nur dein Mund, sondern dein Herz, ja, deine ganze Natur, von der Haut an bis zum innersten Puncte deines Leibes, es auswendig lernt. Wenn du dann die Wirkung davon empfindest, wenn dein Haar sich sträubt, deine Knochen dich brennen, so denke: du habest die Taufe empfangen. Nun geh'n Sie oder bleiben Sie bei mir. In der Uebung liegt die Auflösung. Es scheint wenig, zur Ausführung aber wird die höchste Kraft des Mannes erfordert."

Er entfernte sich und ließ seinen erstaunten Schüler in einem Wirrwarr von Gedanken zurück, der ihn in die peinlichste Ungewißheit versetzte. „Auswendig lernen", dachte er, „ist das die Aufgabe eines Mannes für den Mann? Was soll ich thun? — Gehorchen? — Blindlings? — Das erste Mal in meinem Leben bin ich aufgefordert zu einem solchen Gehorsam, der mir nicht ein Mal zu denken erlaubt. Ich fühle es, ich steh' auf dem Scheidepunct. So oder so, Eines muß ich vollbringen. Doch! bin ich noch frei? Hab' ich mich nicht schon übergeben? Kann ich noch wählen? Nein! ich bin gebunden und muß blindlings das erhaltene Gebot vollziehen."

Er ging langsam den Garten auf und nieder. Endlich stand er still und frug sich selbst: „Soll ich bleiben oder mich entfernen? Bleiben? Dann bin ich unter seinen Augen und fühle den Druck des Lehrers. Gehen? Dann bin ich doch einigermaßen frei und wenn ich auch blindlings gehorche.“

Er suchte Herdtmann auf, beurlaubte sich von ihm, und frug: „Wann er wieder kommen dürfe?“ — „Wenn die Taufe vorüber ist“, war die Antwort.

L...h ging auf sein Dorf und fing, nicht aus Ueberzeugung, sondern um die Probe zu machen, die Uebungen an. Mehrere Monate lang setzte er sie täglich viele Stunden lang fort, und kam bei'm Schlusse des fünften Monats zu Herdtmann zurück und sprach: „Ich habe die Taufe.“

Herdtmann prüfte ihn und fand die Aussage bestättigt. „Bleiben Sie kurze Zeit bei mir“, sagte er: „bis es sich fügt, Ihnen die zweite practische Lehre zu geben.“

Den dritten Tag kam Herdtmann zu ihm auf das Zimmer, ließ sich von ihm erzählen, wie und was er empfunden und erfahren. L...h erklärte sich über Jedes besonders und Herdtmann nahm das Wort: „Sie sind berufen und wie ich hoffe auch erwählt. Wir sind Christen. Christus muß unser Lehrer seyn. Sie kennen seine Taufe.

Lassen Sie sich von ihm die Füße waschen. Grübeln Sie nicht, denken Sie nicht nach, sondern

befolgen Sie, was ich Sie lehre. So wahrhaftig als das Erste eintraf, eben so gewiß wird auch das Zweite kommen. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen."

L...h zog sich wieder auf sein Dorf zurück und gab sich Mühe, das Räthselhafte seiner Aufgabe zu enthüllen. Lange suchte er vergebens, und wenn er auch meinte, etwas gefunden zu haben, so sträubte sich seine Vernunft dagegen. „Im Gehirn", sprach er: „sitzt der Gedanke und ich bin an die Füße gewiesen. Ich kann's nicht fassen und darum verliere ich die Hoffnung zum Ziele zu kommen. Und doch! war mir die erste Lehre nicht eben so unbegreiflich und dennoch hat sie sich bewährt. Die zweite muß sich ebenso bestättigen, wenn ich nicht selbst hindernd mir im Wege stehe. Von Unten auf wächst die Pflanze, am Boden befestigt sich Alles, was nach Sicherheit strebt. Festigkeit ist für uns nur in gediegenen Stoffen, und was ist gediegener als die Erde, welche im eigenen Kreise sich unabänderlich bewegt und jedem werdenden Geschöpfe den Standpunct zu seinem Wachsthum gibt? Auf den Füßen steht der Mensch, auf diese stützt er sich; wenn die Stützen nichts taugen, so ist er verloren. Ich muß es erringen und sollte ich Alles wagen."

Sechs Monate hatte er zu kämpfen, im siebenten kam er zu Herdtmann und sprach: „Meine Füße sind rein."

Dieser unterzog ihn einigen Prüfungen, um sich zu überzeugen, ob Alles Wahrheit sey. Er fand es bestättigt und gab L...h das Versprechen, ihm bald eine neue Aufgabe zu ertheilen.

Mehrere Tage vergingen, ehe er sich mit L...h in ein Gespräch einließ. Er schien sogar einer Unterredung über diese Gegenstände auszuweichen. L...h aber drang in ihn, seine Ungeduld nicht länger auf die Probe zu stellen und ihm die Hülle von den Augen zu nehmen.

H—n. Was soll ich thun?

L...h. Mir Gewißheit geben.

H—n. Errathen Sie dieselbe noch nicht?

L...h. Sie liegt mir noch zu fern.

H—n. Dann wird es schwer seyn, Sie so schnell dahin zu bringen.

L...h. Die Mühe scheu' ich nicht. Ich fürchte auch kein Ungemach. Selbst leibliche Schmerzen können mich nicht schrecken. Darum erwarte ich, daß Sie meinem Wunsche willfahren.

H—n. Es geschehe. Mit reinen Händen nur kann man dem Heiligen nahen. Sind Ihre Hände rein?

L...h. Ich habe Niemanden Gewalt angethan und keines Andern Eigenthum verletzt. Bedarf es einer andern Reinheit?

H—n. Sie haben die Endpuncte Ihres Lebens gefunden; nun suchen Sie auch die andern Theile. Die Hände müssen lebendig werden; wenn sie es sind, so kommen Sie wieder.

Herdtmann entfernte sich. L...h sah ihm staunend nach. „Er reicht mir einen Schlüssel nach dem andern; ich sehe fern von mir eine neue Welt, und kann noch nicht eintreten.“

Er ging geduldig auf sein Dorf zurück und dachte bei sich selbst: „Was mir zwei Mal gelungen, wird auch das dritte Mal nicht fehlen. Zwar langsam geht die Reise, aber nach und nach sehe ich ein, daß sie zum Ziele führt.“

Nach drei Monaten kam er dieses Mal schon zu seinem Freunde und redete ihn folgendermaßen an: „Ich kann die Hände zwar noch nicht, wie unser Vorbild, auf die Kranken legen und sprechen: seyd gesund! aber lebendig sind sie geworden.“ Herdtmann erprobte die Wahrheit dieser Aussage und gab ihm den andern Tag folgende Aufschlüsse:

„Von dem Tage der Fußwaschung bis zum Tod am Kreuze ist Alles nur für uns geschrieben. Wenn wir kindlich glauben, blindlings üben, so werden wir auch auferstehen. Alles, was dem großen Meister in diesen drei Tagen begegnete, ist uns zum Vorbild. Die Backenstreiche müssen wir empfinden und die Geißelung erfahren, die Last des Kreuzes muß uns drücken und, um dem neuen Menschen Raum zu geben, sich Mattigkeit durch alle unsere Glieder verbreiten. Mag dagegen die Vernunft sich sträuben, die Sinne sich auflehnen, selbst unsere ganze Natur sich empören, wir dürfen nicht wanken, müssen standhaft dulden, um die Schmerzens-

krone in eine Krone des Lebens zu verwandeln. Wer nicht viele Worte macht, die wenigen Worte aber überall in Thätigkeit setzt, und dadurch seine ganze Natur zur Fähigkeit des Denkens erhebt, der geht den Gang zum Siege und wird verherrlicht werden am Kreuze des Lebens."

„Ich habe vieles gesprochen, weniger wäre vielleicht besser, aber ich baue auf Sie. Wenn Sie ausharren, dann hab' ich wohlgethan. Wenn Sie es aber nicht erringen und auf halbem Wege stehen bleiben, dann muß ich mich selbst verdammen, daß ich meiner Vorsicht mich begeben. Mit schwerem Herzen trenn' ich mich dieß Mal von Ihnen, denn viele Kämpfe warten Ihrer. Doch, es ist geschehen! Sie sind hinausgeworfen in die Fluthen; nun wird sich's zeigen, ob Sie männlich schwimmen können oder den Stürmen unterliegen."

Herdtmann reichte ihm die Hand, küßte mit einer Art Wehmuth seine Wangen und hob voll Inbrunst sein Auge zum Himmel, als wenn er für seinen Freund um Schutz von Oben flehte. L...h wurde unwillkührlich ergriffen; ihm ward zu Muthe, wie noch nie in seinem Leben. Endlich sprach er in hoher Begeisterung: „Ich will zum Ziele, wenn es auch noch so mühsam zu erringen wäre. Das Alte ist verschwunden, das Neue muß wir werden. Sie sind bewegt, scheinen für mich zu fürchten, ich aber zage nicht. Ihre Theilnahme gibt mir Stärke, sie ermuthigt mich zu allen Kämpfen; und

wenn sie auch noch so heftig sind, so werde ich denken: Es lebt ein Freund, der sich um mich bekümmert, der meines Glücks sich freut und meine Leiden theilt. Bauen Sie auf mich! ich werde Ihr Vertrauen nicht täuschen, so wahr als das Gefühl der Liebe, welches Sie mir in diesem Augenblick zeigen, mich mit hoher Freude und Kraft erfüllt."

Nun schieden Sie, so innig gerührt, als gälte es auf Lebenszeit.

L...h kam wieder auf sein Dorf und überdachte Alles was sein Freund gesprochen. Räthselhaft stand es vor seiner Seele, doch zweifeln konnte er bei so vielen Proben nicht mehr. „Die Uebung macht den Meister", sprach er zu sich selbst: „was schon so oft sich bewährt, was die ersten, die weisesten Männer als wahr befunden, wird auch an mir sich bestätigen. Wohl! durch ununterbrochene, vermehrte Uebung will ich die Dunkelheit zu durchbrechen suchen."

So geschah es auch. Fünfzehn Monate hatte er zu ringen, um Alles zu erfüllen. Endlich gewann er Licht, er konnte das Dunkel, von welchem sein ganzes Wesen befangen war, nach und nach zertheilen und in Ordnung bringen. Die Zeit, obschon in stetem Kampfe mit sich selbst und mit allen Elementen der Natur und des Lebens, verging ihm schnell und mit dem Ersten des sechszehnten Mo-

nats begrüßte er seinen Freund, als wenn er sich erst gestern von ihm entfernt hätte.

Herdtmann sah ihn freudig nahen. „Willkommen!" rief er: „Ich seh' in deinem Angesicht, daß du mir treu geblieben. Wohlan! Von jetzt an falle jede Scheidewand zwischen uns. Du bist nicht Schüler mehr, du bist mein Freund, der über mich gebieten kann. Zwar sind noch nicht alle Stürme vorüber, doch, nach deinen errungenen Siegen, sind es künftig bloß Uebungen des erfahrenen Kämpfers. Bleibe jetzt einige Zeit bei mir und gönne mir das Labsal, in der Nähe eines Freundes mich aussprechen und mich mit ihm über die erhabensten Gegenstände unseres Daseyns unterhalten zu dürfen."

Von jetzt an lebten sie als Brüder. Jedes Wort, das sie sprachen, wenn es sich auch auf gewöhnliche Dinge zu beziehen schien, hatte für sie eine höhere Bedeutung; denn sie hatten sich über das gewöhnliche Leben hinaufgeschwungen und Alles war ihnen Lehre und Ausfluß des Geistes, jener ewigen Kraft, die im Menschen, wie im Universum, ewig wirkt und regiert.

Ein Monat war auf diese Art verflossen, da machte Herdtmann den Vorschlag, ihren Freund zu besuchen. L...h war es zufrieden und nach einem kleinen Frühstück machten sie sich auf den Weg. Als Wandorf sie erblickte, rief er freudig: „Willkommen mir auf dieser Höhe! In die Höhe gehört der Mensch, welcher einen Triumph zu feiern

hat. Ich sehe, hier naht ein Sieger, und darum ruf' ich noch ein Mal: Willkommen hier in Gottes freiem Tempel!!"

Herdtmann reichte ihm entzückt die Hand und sprach: „Er ist Unser!"

Prof. Das hab' ich gleich gedacht, das der nicht mehr stille stehen werde, wenn er ein Mal die Spur gefunden.

H—n. Er hat's errungen, und auf dieser Höhe soll er erhöht werden und den Tod besiegen lernen.

Sie sprachen noch Mehreres in diesem Sinne; L...h, so tief er auch schon eingedrungen, konnte doch ihre Worte noch nicht alle deuten, und war voll Erwartung der Aufklärung, die ihm hier zu Theil werden sollte.

Nachdem sie ungefähr eine Viertelstunde beisammen waren, sagte Herdtmann: „Hier, entfernt von der Welt, wo kein Hauch des gewöhnlichen Lebens die Luft berührt, wohin der Schall der begehrenden Menge nicht dringt, hier vernimm die letzten Lehren:

Du hast die Taufe empfangen, hast dich gereinigt von dem Scheitel bis zur Fußsohle, du bist in dein Inneres gedrungen und hast erkannt, wie beschwerlich die Reise zum Kreuze ist. So höre nun! Der Geist geht ein und aus im Körper des Menschen. Befestigung deßelben ist unser Ziel. Wer seinen Eingang fördert, der thut Gutes, wer ihn aber in sich verwahren lernt, der hat noch

Besseres gethan. Die Nägelmahle des Gekreuzigten sind neue Eingänge, die sich in dem Innersten des Menschen berühren und des Geistes Strahlen zu einer Lebenssonne bilden, in deren Licht wir Alles schauen und erfassen können. Oeffne diese Mahle und du wirst staunen ob der Liebe des ewigen Schöpfers."

L...h hörte und, indem er das Gehörte überdachte, hatten die neuen Eingänge sich schon geöffnet.

„Zum Kreuze sind wir gebildet," fuhr Herdtmann fort. „Das Haupt der Pflanze ist in der Erde, des Thieres Haupt hängt wagerecht, der Mensch hat sich aufgerichtet in die Höhe und reicht mit seinen Wurzeln in das Geisterreich. Das Kreuz aber befestigt Alles, was er in sich aufnimmt. Enthülle dieses, dann wird dir die Inschrift klar, die über dem Haupte steht. Das Kreuz in allen Stellungen und Formen ist dein Panier. Es schützt und lehrt dich, wo du wandelst; weil es die Kraft des Geistes an sich zieht und dir ihn eigen macht. Noch Eines. Die Apostelzahl ist zwölf, der Weisen oder Evangelisten Zahl ist vier, drei aber ist des Ewigen Zahl. Jetzt weißt du Alles, wenn du fleißig bist; ohne Uebung ist die beste Lehre unnütz."

Sie blieben den ganzen Tag auf der Höhe. Der Professor suchte sie, so gut er konnte, zu bewirthen. Herdtmann's Herz ergoß sich in Freu-

de, er sprach Gedichte voll erhabenen Inhalts und sang Lieder, die er in begeisterten Stunden dem Geiste entlockt.

So gingen die Stunden vorüber. Als sie vom Professor sich beurlaubten, sprach Herdtmann: „Der heutige Tag ist einer von jenen, die Gott gibt, um uns zu zeigen, wie willkommen ihm die Freude ist. Es war ein hoher Festtag, der uns zum Angedenken bleiben soll für immerdar. Wo wir auch wandeln werden auf der Erde, diesem kleinen, doch göttlichen Stern, so wollen wir dieses Tages gedenken und uns umschlungen und vereinigt halten. Mögen in Zukunft auch Länder uns trennen, an diesem Ort, auf dieser Höhe sollen unsere innersten Gedanken sich begegnen und das Band der Liebe befestigen, welches uns jetzt umschlingt."

„Amen!" sagte der Professor und schüttelte L...h's und Herdtmann's Hand. Herdtmann faßte sie Beide und sprach: „Wir sind einig und Eins, und wollen es bleiben für Zeit und Ewigkeit!"

Sie trennten sich. Die Nacht war schon eingebrochen, als Herdtmann und L...h nach Hause kamen. Sie genoßen noch ein kleines Nachtmahl und begaben sich, voll von den Empfindungen des heutigen Tages, zur Ruhe.

L...h blieb acht Tage bei Herdtmann. Den neunten Tag sprach er: „Es ist Zeit, daß ich an die Arbeit gehe, denn Vieles ist mir aufgegeben und ich ahne es, noch Vieles zu erringen."

Fünf Jahre weilte er auf seinem Dorfe in unausgesetzter Thätigkeit. Manch' Mal besuchte er seine Freunde auf einen oder höchstens zwei Tage. Endlich fühlte er sich, wenn auch nicht vollkommen, doch einigermaßen reif und berieth sich mit seinen Freunden über seine künftige Lebensweise.

Der Professor sprach: „Zieh' in Einsamkeit, da bist du sicher vor aller Versuchung.“ Herdtmann aber entgegnete: „Du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Wir beide haben uns entfernt von den Menschen, weil wir schwach sind; L...h aber muß es versuchen in der Welt und sehen, wie ein Christ sich ausnimmt unter den Wölfen. Der Gang ist schwer, doch er hat eine Kraft entwickelt, die ihm Sicherheit verbürgt. Die Welt lernt vielleicht von ihm, daß es noch möglich ist, das Bessere zu gewinnen, und wenn es ihm nur bei Zweien gelingt, so hat er jede Schuld getilgt und die Gewißheit seines Lohns errungen.“

Sie konnten diesen Worten nichts entgegensetzen und L...h entschloß sich, in der großen Handelsstadt H...g seinen Aufenthalt zu nehmen.

Ich übergehe die Ereignisse und Unterredungen der letzten Tage, die er noch bei Herdtmann zubrachte und folge ihm in seinen neuen Wohnort, wo er es fand, wie schwer es sey, sich selbst getreu zu bleiben im Strudel der Welt, in diesem großen Reiche der Verblendung.

L...h in H...g.

Nachdem L...h von seinen Freunden sich getrennt hatte, besuchte er seine Vaterstadt, um die nöthigen Einrichtungen zu seinem künftigen Unterhalte zu treffen. Es war bald geschehen und nun begab er sich an den Ort seines künftigen Aufenthalts.

Er stieg in einem Gasthause ab und suchte mit Bequemlichkeit ein Quartier, vom Geräusch' entfernt, aber freundlich gelegen. Da er wegen des Preises unbekümmert war, so fand er bald was er wünschte und richtete sich, zwar einfach, aber geschmackvoll ein.

Er traf die Vorkehrung, daß er von dem Hausbesitzer Kost und Bedienung erhielt, und sah außer der Zeit des Essens und der Zimmer-Reinigung Niemanden bei sich.

Gleich in der ersten Zeit fiel seine Lebensweise auf. Ein Mann in den besten Jahren, von schöner, imposanter Gestalt, reich wie es schien, der aber gänzlich für sich lebte, keine Gesellschaften und keine Vergnügungsorte besuchte, gab zu mancherlei Vermuthungen über den Zweck seines Aufenthalts

Veranlassung. Da man aber in einem ganzen Jahr keine Veränderung in seinem Betragen bemerkte, und ihn täglich ein Mal aus und bald darauf wieder nach Hause gehen sah, so gewöhnte man sich an ihn und Niemand sprach mehr ein Wort über seine Zurückgezogenheit.

Seine Thätigkeit setzte er mit großem Eifer, als sein Berufsgeschäft, fort und erreichte endlich eine solche Klarheit, daß er in die Nähe und Ferne, ja sogar in die Zukunft sah. Die Gemächer des innern Lebens waren ihm dergestalt aufgeschlossen, daß er zu jeder Minute sich in den geistigen Zustand versetzen konnte, ohne seine äußere Haltung auch nur im Geringsten zu verändern.

So ausgerüstet, trieb ihn endlich der Geist, in das öffentliche Leben einzuwirken und zeigte ihm bald eine Veranlassung dazu.

L...h als Helfer.

Eines Tages, als er sich gerade zum Mittagessen gesetzt hatte, starrte er an die gegenüberstehende Wand hin, stand schnell auf, steckte Geld zu sich, eilte die Treppe hinunter und fragte seine Hausleute nach der Löwenstraße. Sie beschrieben ihm den Weg, er erinnerte sich, schon in derselben gewesen zu seyn, ging hin und trat schnellen Schrittes in ein Haus, dessen Nummer er vorher betrachtet hatte. Drei Stiegen hoch hörte er Lärm; er eilte hinauf und fand dort eine Familie in Thränen, die man eben im Begriff war auszupfänden und ihre Habseligkeiten fortzuschleppen.

„Was geht hier vor?" frug er die Leute. Eine rauhe Stimme, es war die Stimme des Pfand-Executors, antwortete:

„Das Lumpenvolk kann nicht bezahlen, darum nimmt man ihnen ihren Bettel."

L...h. Wie viel sind sie schuldig?

Executor. Fünfzig Thaler.

L...h. Hier sind sie.

Executor. Noch zwölf Groschen Trägerlohn für meine Leute.

L...h gab auch diese.

Executor. Und noch zwei Thaler Strafe für die Unbotmäßigkeit, nicht gleich bei der ersten Aufforderung bezahlt zu haben.

L...h besann sich einige Augenblicke, bezahlte sie dann gleichfalls und sprach: „Bringt die Geräthschaften wieder an Ort und Stelle." Der Executor erwiederte: „Unsere Sache ist fortzuschaffen, aber nicht einzuräumen." L...h gebot: „Hinein mit Allem, was ihr herausgeschleppt, oder, beim Himmel! es soll euch übel bekommen!"

Wie von einer Donnerstimme berührt packten sie an und in wenig Minuten stand Alles wieder in seiner vorigen Ordnung. „Nun fort!" sprach L...h. Sie entfernten sich mürrisch. Den Executor rief er jezurück und frug ihn: „Sind Sie ein Christ?

Executor. Ja.

L...h. Welches ist die erste Pflicht des Christen?

Executor. Fleißig beten und alle Sonn- und Feiertage die Kirche besuchen.

L...h. Die erste Pflicht des Christen ist, Barmherzigkeit üben an Freund und Feind.

Executor. So viel es das Amt erlaubt.

L...h. Sie sind wohlhabend?

Executor. Der Himmel hat mich gesegnet.

L...h. Wer empfängt die zwei Thaler Strafgeld?

Executor. Die Obrigkeit.

L...h. Ist das gewiß?

Der Executor wurde betroffen, antwortete aber, nachdem er sich gesammelt hatte, mit barscher Stimme: „Ich habe Niemanden Rechenschaft zu geben als der Obrigkeit.“

L...h. Gut, so begleiten Sie mich zum Bürgermeister.

Executor. Warum?

L...h. Um zu sehen, wem die zwei Thaler gehören.

Executor. Gehen Sie wohin es Ihnen beliebt, ich gehe meines Weges.

L...h nahm seinen Hut um sich zu entfernen; Jener schien ihm nicht zu trauen und sprach etwas geschmeidiger: „Der Herr Bürgermeister ist jetzt auf dem Rathhause und kann Niemanden Gehör geben.“

„Das wird sich zeigen,“ erwiederte L...h und machte auf's Neue Miene, zu gehen. Der Executor hielt ihn abermals zurück und sagte: „Sie bringen sich und mich in Verlegenheit.“

L...h. Das kümmert mich nicht. Ich will nur dem hohen Magistrate zeigen, welchen Leuten er sich anvertraut.

Executor. Wie, mein Herr?!

L...h. Sie häufen auf Hartherzigkeit Betrug; denn die zwei Thaler sind für Ihren Beutel.

Executor. Sie getrauen sich, einem Manne in öffentlichem Dienste solche Injurien zu sagen?!

L...h. Kurz und gut: Sie übergeben die zwei Thaler dieser Familie, oder gehen mit mir zum Bürgermeister.

Executor. Nun ja, wenn es seyn muß, so kann ich auch großmüthig seyn. Ihnen zu Gefallen; aber bei meiner Ehre! ein Anderer hätte mir eine solche Zumuthung nicht machen dürfen.

Er legte die zwei Thaler auf den Tisch und sagte, indem er sich entfernen wollte: „Gott befohlen! ein ander Mal macht eure Sachen besser, denn ich bin nicht alle Tage so guter Laune.“

L...h. Sündigen Sie nicht mehr!

Executor. Ich werde mich hüten.

L...h. Die erste Ungerechtigkeit, die Sie ferner begehen, ist auch Ihre letzte.

Executor. Was seyn soll wird geschehen. Noch einmal: Gott befohlen!

Die Familie, die ausgepfändet werden sollte, stand bisher in einer Ecke des Zimmers und wußte nicht wie ihr geschehen. Nun nahten sie sich L...h. und dankten ihm mit Thränen. Die Frau sprach: „Sie sind ein Engel, den Gott gesendet, uns in unserm unverdienten Unglück beizustehen.“

L...h. forderte sie auf, sich zu fassen und ihm zu sagen, auf welche Art sie in diese Verlegenheit gerathen.

Der Mann sprach: „Bei armen Leuten zieht ein Unglück gleich ein zweites nach sich. Wir sind Aeltern von fünf Kindern. Gustav unser ältester Sohn ist in der Fremde; leichtsinnige Cameraden haben ihn verführt und ihn dahin gebracht, daß er in der Angst keinen Ausweg mehr wußte, als

sich unter die Seesoldaten anwerben zu lassen. Bald sah er die Folgen seiner Verblendung ein und schrieb einen herzzerreissenden Brief, worin er uns bat, ihm zu verzeihen und ihn loszukaufen. Was thut man nicht den Kindern zu lieb? Wir legten unsere letzte Baarschaft zusammen und sandten sie zu seiner Befreiung fort. Diese unvorhergesehene Ausgabe, obschon sie uns wehe that, hätte uns noch nicht so heruntergebracht, aber das Haus, bei dem ich als Messerschmied arbeitete, hat Banquerott gemacht und meine Arbeitsrechnungen seit einem halben Jahre nicht mehr berichtigt. Darauf wurde ich krank und konnte mich zwei Monate lang um keinen andern Verdienst umsehen. So kam es, daß wir außer Stande waren, den Miethzins für unsere Wohnung zu bezahlen. Der Hauswirth, ein unfreundlicher Mann, wollte nicht länger Geduld haben und rief die Auspfänder zu Hülfe."

L...h sah sie alle der Reihe nach an, gab ihnen noch acht Thaler und sprach: „Nicht ich, eine höhere Macht, deren Werkzeug ich bin, hat euch geholfen. Vergeßt das nie und es wird Segen für euch aus dieser Stunde erwachsen, wenn ihr aber des Dankes euch entschlaget, so wird das Unglück kommen und kein Helfer euch erscheinen."

Er entfernte sich, ging nach Hause und bewunderte die Führungen Gottes, die dem Menschen so nahe sind, aber von den Wenigsten begriffen werden.

L...h am Krankenbette.

Er lebte ein halbes Jahr lang ungestört. Die Messerschmieds-Familie hatte zwar den Nachbarn Vieles von ihm erzählt, aber sie wußte seinen Namen nicht, und darum konnte auch die Neugierde ihn nicht finden und beunruhigen.

Sieben Monate nach dieser Begebenheit sah L...h schon zwei Abende ein Gesicht, das er nicht zu deuten wußte. Ein verzerrtes Antlitz flehte zu ihm um Hülfe, floh aber furchtsam, wenn er sich nahen wollte. „Was ist das?" dachte er. Nun ging er tiefer in sich, und suchte Ort und Verhältnisse zu erforschen. Da erkannte er Haus und Straße, in welchen das Gesicht zu finden sey.

Am folgenden Morgen ging er bei Zeiten aus, sich Gewißheit über das im Geiste Gesehene zu verschaffen. Lange wandelte er fruchtlos von Straße zu Straße, endlich zog es ihn seitwärts und das bezeichnete Haus lag vor ihm.

Er besann sich eine Weile und dachte nach, was hier zu thun sey. Nun trat er in das Haus und frug: ob ein Unglücklicher hier wohne? — „Ein Unglücklicher? Nein!" war die Antwort: „Ein

Sünder liegt auf dem Sterbebette und kann nicht sterben. Wenn Sie vielleicht den meinen, so steigen Sie nur zwei Treppen hinauf und Sie werden selber sehen."

„Was ist das?" fragte er sich selbst. „Bin ich denn blind, daß ich hier nicht deuten kann? Doch nicht umsonst hat mir der Geist das Bild gezeigt, ich muß sehen, was es ist."

Er stieg die Treppen hinauf, fand aber Niemand auf dem Hausflur. Er besah sich die Eingänge zu mehrern Zimmern und klopfte an demjenigen, worin er Aufschluß zu finden glaubte, an. Still wurde „Herein!" gerufen. Er öffnete die Thüre und sieh'! aus einem Bette starrte ihm ein Mann entgegen, der bei seinem Anblick einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Er trat ihm näher; Jener wurde immer ängstlicher und drehte wimmernd das Gesicht gegen die Wand.

„Wer sind Sie?" frug L...h. „Kennen Sie mich, daß Sie vor mir erschrecken?"

Der Kranke. Sie sind mein böser Geist, der mich in diesen jammervollen Zustand gebracht.

L...h. Sie irren sich, ich habe Sie noch nie gesehen.

Der Kranke. Sie, der Alles sieht, sollte mich nicht gesehen haben, mich nicht mehr kennen?

L...h ging in sich und auf einmal stand es klar vor ihm. „Sie sind der Pfand-Executor," sprach er: „dem ich verkündet, daß sein erster Be-

trug auch der letzte seyn werde. Ich bedaure Sie, daß Sie meiner Warnung nicht gehorcht; jetzt hat die Strafe Sie erreicht.

Executor. Es ist geschehen, ich kann es nicht mehr ändern. Oder sind Sie vielleicht im Stande, mir zu helfen wie jenem Messerschmied, den Sie meinen Klauen entrissen? Nein, für mich ist keine Hülfe mehr, selbst der Tod will mich nicht zu seiner Beute!

L...h. Beruhigen Sie sich und erzählen Sie mir, wodurch Sie in diesen Zustand gekommen.

Executor. Fünf Monate lang schreckte mich Ihre Warnung und ich hielt mich rein von jedem Betrug. Eines Morgens wurde ich gerufen, die Versuchung kam und zwar so lockend, daß ich nicht widerstehen konnte und einer armen Wittwe Geld floß in meine Taschen. Kaum aber war die That begangen, so folgte die Strafe. Ich eilte eine Treppe herunter, um meine Leute zu rufen, da stürzte ich und brach zwei Rippen. Wie ein Blitz fuhr es durch mein Gehirn: Gott hat dich gerichtet! Ich wurde nach Hause gebracht und in die Cur genommen. Das sichtbare Uebel schien zu heilen, allein in meiner Seele wüthete ein Gift der Hölle. Gott hat dich gerichtet! Dieser Gedanke durchdrang mein ganzes Wesen und führte ein Fieber herbei, in welchem ich in beständigem Wahnsinn sprach. Auch das Fieber ist verschwunden, doch das Gift bleibt in mir und wühlt in meinen

Eingeweiden. Die Aerzte haben mich aufgegeben, weil sie meine Krankheit nicht ergründen können; die Menschen fliehen mich, weil ich sie stets verfolgt und betrogen habe. Nun bin ich verlassen und habe keine Aussicht, als schmählich zu enden und ohne Hoffnung in die Ewigkeit zu schauen.

L...h nahm seine Hand, als wenn er den Puls befühlen wollte, und sprach: „Sie sind wahrhaft unglücklich, denn Ihre Leiden berühren die innersten Saiten des Lebens. Haben Sie keine Familie?"

Executor. Ja.

L...h. Und doch sind Sie allein?

Executor. Ich war zu mürrisch; Niemand konnte mit mir auskommen.

L...h. Sie haben demnach Kinder?

Executor. Ja.

L...h. Wo sind sie?

Executor. Bei ihrer Mutter?

L...h. Wohnen sie in der Stadt?

Executor. Ja.

L...h. Haben sie in Ihrer Krankheit sich nie nach Ihnen erkundigt oder Sie besucht?

Executor. Sie hatten es im Sinne; ich schlug es ab.

L...h. Ich will sie holen.

Executor. Nein.

L...h. Warum nicht?

Executor. Soll ich auf dem Sterbebette noch ihre Vorwürfe über meinen Wucher hören?

L...h. Ich hole sie und sehe es voraus, es ist das einzige Mittel gegen Ihre Krankheit, der einzige Ausweg, Sie von dem gänzlichen Untergang zu retten.

L...h ließ sich die Wohnung zeigen und fand Mutter und Kinder beisammen. Er hatte wenig Mühe, sie zu bereden ihm zu folgen und eh' eine Stunde verging, waren sie am Krankenlager des Gatten und des Vaters.

Der Kranke schluchzte laut, als er sie erblickte, und lange konnte er sich nicht fassen; endlich reichte er der Frau die Hand und stammelte: „Ich bin's nicht werth, daß du in meine Nähe kommst.“

L...h traf nun seine Anstalten, damit der Kranke nicht mehr verlassen werde. Er übertrug der Frau das Hauswesen und befahl den Kindern, ihrem Vater mit Liebe zu begegnen. Ihm aber, dem Kranken, sagte er: „Ich habe Ihnen schon ein Mal Ihre Zukunft eröffnet, jetzt will ich wieder sprechen was geschehen wird. Wenn Sie geduldig sind, wenn Sie ertragen lernen, wenn Sie sich fähig machen, Liebe mit Liebe zu vergelten, und sich entschließen, so viel als möglich gut zu machen, was Sie verbrochen, so lege ich meine Hand auf Sie und verkünde, daß Sie gesund seyn werden wenn der fünfte Tag vorüber ist.“

Er entfernte sich und pries die Wunder der Allmacht, die sie durch ihre Geschöpfe vollbringen läßt.

Der Kranke wurde tief erschüttert und gelobte Alles zu erfüllen. Nach einer Stunde verfiel er in einen tiefen Schlaf. Bei'm Erwachen sah er gestärkt um sich her und sprach: „Das Gift ist fort aus meinen Eingeweiden." Er hatte zwar noch einige heftige Anfälle, die mehr schmerzhaft als gefährlich waren. Seine Familie nahm den wärmsten Theil an ihm und wetteiferte in seiner Verpflegung. Den sechsten Tag fühlte er sich so wohl, daß er fünf Stunden lang außer dem Bette zubringen konnte, den andern Tag ging es noch besser und bald sah er sich völlig hergestellt.

Er gab sein Amt auf und suchte in einem stillen Geschäfte Erwerb, den er zum Wohlthun und zur Bildung seiner Kinder verwandte.

Allen Bekannten fiel die schnelle Genesung und die gänzliche Aenderung seines Betragens auf, und sie frugen: warum und woher? Aber so viel die betreffende Familie von dieser wunderbaren Begebenheit auch erzählte, so blieb L...h doch unbekannt, und man findet sich versucht, den Spruch zu wiederholen: „Das Licht leuchtet in den Finsternissen."

Der unterbrochene Selbstmord.

L...h hatte für seine Spaziergänge sich einen Weg gefunden, der äußerst selten besucht war. Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Mann vor sich gehen, der besondere Geberden machte und oft laut mit sich selber sprach. L...h verdoppelte seine Aufmerksamkeit und dachte: was wird da heraus kommen? Er hielt sich seitwärts, um von dem Fremden nicht bemerkt zu werden. Dieser wurde immer heftiger, seine Worte klangen wie Vorwürfe, endlich stand er still, zog ein Pistol aus der Tasche und sprach: „Sieh', so räche ich mich an dir, du undankbares Menschengeschlecht." In dem Augenblick, als er das Gewehr gegen sich wenden wollte, rief L...h mit starker Stimme: „Halt! noch ein Wort, eh' Sie schießen."

Jener sah sich erschrocken um und schien ungewiß, ob er das Pistol auf sich selbst oder auf L...h richten solle. Letzterer rief noch ein Mal: „halt!" und der Andere steckte sein Pistol in die Tasche.

Während dem waren sie sich ganz nahe gekommen und der Fremde frug: „Was verlangen Sie von mir?"

L...h. Aufschluß über eine einzige Frage.

Fremder. Nun?

L...h. Sind Sie geneigt zu antworten?

Fremder. Wenn die Frage nach meinem Sinne ist.

L...h. Das ist nicht genug; ich verlange ein unbedingtes Versprechen.

Fremder. So fragen Sie.

L...h. Was kümmert Sie die Welt?

Fremder. Nichts.

L...h. Sie haben eine Lüge geantwortet; dieß gilt nicht.

Fremder. Warum nicht?

L...h. Weil es gegen Ihr Versprechen läuft.

Fremder. Ich habe nicht gelogen; die Welt kümmert mich nichts.

L...h. Und doch haben Sie den Vorsatz, dieselbe zu verlassen?

Fremder. Weil sie mir zuwider ist, weil ich sie hasse, sie verachte.

L...h. Wie gesagt, Sie haben eine Lüge geantwortet; denn was wir hassen und verachten, das kümmert uns noch sehr.

Fremder. Wozu sollen diese Worte?

L...h. Sie belehren.

Fremder. Ich bedarf keiner Belehrung mehr, denn meine Rechnung ist geschlossen.

L...h. Mit wem haben Sie abgerechnet?

Fremder. Mit der Welt.

L...h. Auch mit sich selbst?

Fremder. Wenn ich mit der Welt zu Ende bin, muß ich es auch mit mir seyn.

L...h. Das ist noch nicht ausgemacht. Was ist der Mensch sich selber schuldig?

Fremder. Daß er lebe, so lang' er will, und dann die Rechnung schließe, wenn es ihm nicht mehr gefällt zu leben.

L...h. Woran erkennt der Mensch das Mißfallen an seinem Leben?

Fremder. Wenn es ihm nichts als üble Laune macht.

L...h. Das Leben kann keine üble Laune machen, weil es sich selbst genügt; allein die Umgebungen deßelben berühren uns oft sonderbar, und weil diese sich nicht immer nach uns richten, so kommt die üble Laune.

Fremder. Wozu soll dieses führen?

L...h. Ihnen zeigen, daß unser Unmuth nicht von Innen, sondern von Außen kommt. Freilich nistet er sich oft ein in unser Herz und macht uns ängstlich, scheu und mißmuthig; allein das Leben selbst hat immer noch keinen unmittelbaren Theil daran. Sagen Sie mir: Gold mit geringeren Metallen vermischt, hat es eben den Werth, als wenn es rein ist?

Fremder. Nein.

L...h. Wenn man aber jene aus ihm entfernt?

Fremder. Dann hat es wieder seinen wahren Werth.

L...h. Glauben Sie, daß es mit unserm Leben anders sey?

Fremder. Kann man den Unrath daraus entfernen, wenn er sich täglich wieder mit anderm vermischt?

L...h. Eben so wenig als man Gold reinigen könnte, wenn man ihm stets wieder eine neue Mischung gäbe.

Fremder. Ihr Gleichniß ist also nutzlos!

L...h. Ich glaube nicht. Es müßte ein schlechter Laborant seyn, der, indem er das Gold reinigte, in demselben Augenblick wieder verunreinigen ließe.

Fremder. Es lohnt sich noch der Mühe, das Gold zu reinigen; mit dem Leben ist das nicht der Fall.

L...h. Sie täuschen sich, weil Sie den Muth zur Reinigung verloren haben. Machen Sie ein Mal die Probe, und Sie werden finden, wie genau mein Gleichniß paßt.

Fremder. Ich streite nicht gegen Ihre Behauptung, sondern gegen den Werth desselben.

L...h. Das Leben ist das Höchste in der Natur! Wer solches reinigt, der hat das Höchste gethan, was der Mensch zu vollbringen im Stande ist.

Fremder. Wer den Muth hat, das Höchste zu verlieren, der ist über Furcht und Zweifel erhaben und hat dadurch den ersten Preis errungen.

L...h. Sie sehen die Sache von der falschen Seite. Das heißt gerade so viel, als wenn Einer sagte: um etwas zu haben, muß man nichts haben. Sie sehen, auf welchen verkehrten Pfeilern ihre Grundsätze stehen.

Fremder. Das ist dem Menschen das Höchste, was er dafür erkennt.

L...h. Wenn es geprüft ist, allerdings; wer aber einem ungewissen Zustande den größten Werth gibt, der zeigt, daß er blind ist und dem Ungefähr sich hingibt.

Fremder. Vom Ungefähr kommt Alles, was wir besitzen.

L...h. Die Sonne hat ihren geordneten Lauf, die Sternenheere bewegen sich in einer wunderbaren ewigen Regel. Den rohen Stoffen ist ein Gesetz gegeben, und das Leben sollte planlos seyn?

Fremder. Meine Antwort ist zu Ende und meine Regel ist: ein Jeder thue nach seinem Gefallen.

L...h. Das ist das vollkommenste Gesetz der menschlichen Natur, daß Jeder nach Gefallen unterscheide und wähle, was für ihn das Beste ist. Wer gut wählt, der wird erwählt; wer thöricht wählt, muß selber seine Thorheit büßen.

Fremder. Wozu die eiteln Phrasen?

L...h. Um Sie zu lehren, daß es Unrecht ist, wenn wir blindlings beschließen und eben so blind zur Ausführung schreiten. Erlauben Sie noch eine

Frage: Was würden Sie von einem Manne sagen, der, weil man ihm sein Gold mit andern Metallen vermischt, es nun in's Meer würfe?

Fremder. Den würd' ich einen Thoren heissen.

L...h. Wie würden Sie denjenigen heissen, der solches nur darum thäte, um seinen Feind zu ärgern?

Fremder. Der wäre in meinen Augen ein zweifacher Thor. Erstens, weil er sein Besitzthum weggeworfen, und Zweitens, weil er dadurch erst die Absicht seines Feindes erfüllt.

L...h. Gut gesprochen. Fühlen Sie nicht, daß in Ihrer Antwort Ihr eigenes Urtheil liegt?

Fremder. Es hat einige Aehnlichkeit mit meiner Lage. Doch wem der Reichthum eine Last ist, kann er etwas Besseres thun, als ihn wegwerfen?

L...h. Ja. Er kann vernünftig werden und denken: daß der, welcher etwas hat, doch glücklicher zu preisen ist, als derjenige, welcher nichts besitzt. Doch genug über diesen Punct. Wer ein Thor seyn will, der sey es; ich suche zu erhalten, was mir zu Theil geworden, und am Ende wird sich's zeigen, ob ich nicht wohl gethan.

Fremder. Wer wird sie darüber zur Verantwortung ziehen?

L...h. Die Natur, unsere Mutter; Gott, unser Richter.

Fremder. Es ist kein Gott.

L...h. Es ist ein Gott, sowahr Sie in fünf Tagen auf dem großen Marktplatz sich an einen Stein stoßen und ihren Fuß beschädigen werden.

Fremder. Wer? ich? Es gilt die Wette. Wenn das geschieht, dann muß ich glauben, daß Sie mich in Banden haben und mich leiten können, wie man Kinder lenkt.

L...h. Ich lenke Niemanden; die Vorsehung thut es, und wohl demjenigen, der ihre Hand empfindet und gerne ihrer Führung folgt.

L...h entfernte sich. Der Fremde stand zweifelhaft, ob er wachend oder träumend diese Unterredung gehalten. „In fünf Tagen werde ich meinen Fuß beschädigen?“ sprach er. „Eine schlechte Prophezeihung! wenn ich das Pistol auf mein Gehirn abdrücke, so hat er in den Wind gesprochen! — Doch, mir ist anders zu Muthe, als vor einer Stunde! In fünf Tagen werde ich auf's Neue mit mir zu Rathe gehen.“

Langsam kehrte er in die Stadt zurück. Er konnte kaum die Zeit erwarten und mied bereits vier Tage lang den Weg über den großen Marktplatz. „Was ich bisher vermochte“, dachte er: „wird mir auch morgen nicht unmöglich seyn.“

Am Abend des vierten Tages war er in Gesellschaft. Als er spät nach Hause ging, da fiel ihm ein, daß er seinen Propheten am sichersten beschä-

men könnte, wenn er die Stadt verließe und einen Tag auf dem Lande zubrächte. Er ging dem Thore zu, um Auslaß zu begehren; da ward ihm auf einmal so unwohl, daß er sich genöthigt sah, nach Hause zu gehen. Der nächste Weg führte ihn über den großen Marktplatz. „Es ist noch nicht der fünfte Tag", sprach er zu sich: „also gerade aus." Indem er diesen Entschluß faßte, wurde ihm so übel, daß er sich auf einen Stein setzen mußte. Nun schlug es zwölf Uhr. Der verhängnißvolle Tag hatte begonnen. Er raffte sich auf, seine Füße zitterten, in seinen Eingeweiden tobte ein heftiger Schmerz, besinnungslos eilte er über den Markt und stieß sich an einen Stein so heftig, daß er auf dem linken Fuße nicht mehr stehen konnte und gezwungen war, sich auf das Pflaster zu legen.

In diesem Augenblick faßte ihn eine starke Hand, um ihn aufzurichten und nach Hause zu führen. „Wer ist es, der mir in meiner Noth zu Hülfe kommt?" frug er. „Derjenige, welcher Ihnen vor fünf Tagen sagte: es ist ein Gott!" antwortete L...h, der es vorhergesehen, was in dieser Stunde sich ereignen würde.

Fremder. Sie haben wahr gesprochen, ich fühle den Beweis in meinen Schmerzen. Doch was führt Sie hieher? Wie konnten Sie wissen, daß gerade jetzt —

L...h. Die Kraft, die mir gezeigt, was Ihnen begegnen werde, hat mir auch die Zeit enthüllt. Doch davon ein ander Mal! Hier dürfen wir nicht weilen; stützen Sie sich auf mich, damit ich Sie in Ihre Wohnung bringe.

Der Beschädigte fühlte sich auf seinem Fuße so schwach, daß er sich mehr tragen als führen lassen mußte. Endlich gelangten Sie, ohne Aufsehen zu erregen, auf seinem Zimmer an, wo L...h sich es angelegen seyn ließ, ihn zu entkleiden und nach dem Uebel zu sehen. Er nahm selbst ein Tuch und band es um den kranken Fuß und sprach: „In zwei Tagen werden Sie gesund seyn und den dritten erwarte ich Sie auf dem bewußten Wege.“

So geschah es auch. Als ihn der Fremde dort wieder sah, ging er auf ihn zu und sprach: „Es ist ein Gott, der die Welt und uns regiert. Sie haben den Samen in mich gelegt, werden Sie ihn schützen gegen Sturm und Sonnenschein, und gegen der Inseeten giftiges Heer?“

L...h erwiederte: „Ich werde ihn schützen, wenn Sie standhaft bleiben und des Menschen höchstes Gut, das Leben, in sich zur Klarheit bringen wollen?“

Jener übergab sich L...h's Führung. Es wäre zu weitläuftig, den ganzen Bildungslauf, welchen er durchwandeln mußte, zu beschreiben, nur so viel muß gesagt werden, daß er das Leben lieb gewann

und es als einziges Ziel menschlicher Veredlung betrachten lernte. L...h schrieb an Herdtmann unter Anderm Folgendes über ihn: „Er stand in der dunkelsten Nacht, am Rande des ewigen Todes; jetzt sieht er den neuen Himmel und erfreut sich des Anblicks seiner Sterne."

Oeffentliches Wirken.

L...h's Wirksamkeit, so sehr sie auch verborgen schien, wurde doch nach und nach bekannt, und gab zu neuen Vermuthungen Anlaß. Sein Name, auf den man früher nicht geachtet, schien jetzt auf ein Mal bekannt, weil sein Vater mit den bedeutendsten hiesigen Häusern in Geschäftsverbindungen stand und er selbst als Gelehrter sich einigen Ruf erworben hatte. Den Geschäftsleuten und Gelehrten lag jetzt daran, sich über seine Person und seine Familie genaue Nachrichten zu verschaffen, um ihn dann näher kennen zu lernen und über die wunderbaren Erzählungen, welche von ihm im Umlauf waren, in's Klare zu kommen.

Die eingegangenen Nachrichten gaben einstimmig das Zeugniß, daß er derselbe sey, den man vermuthe und Alles bemühte sich jetzt, ihm Ehre und Gefälligkeiten zu erweisen.

L...h hatte schon längst eine Veränderung seiner Lebensweise vorausgesehen, dessen ungeachtet überraschte ihn der Andrang so vieler Besuche und die Höflichkeitsbezeugungen der Menge.

„Der Geist will es, daß ich hinanstrete," sprach er, „wohl, er soll mich führen und schützen."

Es bestand in H... g ein Gelehrten-Verein, der in drei Tagen sein Stiftungsfest feierte, und Gäste aus allen gebildeten Classen von nah und fern dazu einlud. Auch L... h war im Vorschlag und eine Deputation von drei Mitgliedern übernahm es, ihm die Einladung in aller Form zu überbringen.

Die Deputation, aus dem practischen Arzte, Doctor Wilding, dem Rechtsgelehrten Kirkner und dem Dichter Ruhland bestehend, kam in seine Wohnung und bat im Namen des Vereins ihn um die Ehre, an ihrem Stiftungsfeste Theil zu nehmen.

L... h erwiederte diese Artigkeit mit gebührendem Dank, suchte die Einladung jedoch abzulehnen, weil er sich nicht unter die Classe der Gelehrten Teutschlands rechnen könne.

Jene entgegnete ihm, daß allzugroße Bescheidenheit nicht gut sey; auch finde man es von seiner Seite nicht recht, daß er so lange verborgen geblieben und seine Talente gleichsam vergrabe. Das muß sich jetzt ändern, meinte der Dichter, und Kirkner, der Rechtsgelehrte, welcher selbst ein großer Dialectiker zu seyn wähnte, machte die Bemerkung: daß es seine und jedes Gelehrten Pflicht sey, das Talent hervorzuziehen und ihm Gelegenheit zu geben, sein Licht leuchten zu lassen.

L... h machte keine weitern Einwendungen und

nahm die Einladung an. Kirkner erbat sich die Ehre, ihn abzuholen und in die Versammlung einführen zu dürfen.

An dem bestimmten Tage kam der Rechtsgelehrte und brachte L...h in die Gesellschaft, welche äusserst zahlreich und glänzend war. Bei dem ungewöhnlichen Anblick so vieler Menschen beschlich L...h eine unwillkührliche Bangigkeit, die jedoch bald vorüberging. Er faßte sich schnell, übersah ruhigen Blickes die Menge und ließ sich von seinem Begleiter dem Vorstand des Festes, Herrn Bürgermeister Schöppmann, vorstellen. Dieser empfing ihn mit Anstand, bedauerte, daß man ihn nicht früher gekannt und ihm jetzt erst Beweise der Gastfreundschaft geben könne, welche ein Characterzug der hiesigen Einwohner sey. „Doch was wir versäumt haben," fuhr er fort: „wird sich noch nachholen lassen. Herr Doctor Kirkner, ich bitte Sie, Sorge zu tragen, daß unserm Gast die Ehre wiederfahre, welche ihm gebührt."

Sobald die Tafel geordnet war, setzte man sich. L...h wurde die Auszeichnung zu Theil, in der Nähe des Ausschusses seinen Platz einzunehmen. Es war ihm sonderbar zu Muth. Das Getöse, die vielen Worte, welche um seine Ohren schwirrten, erweckten bei ihm die Furcht, sein Inneres könne dadurch übertäubt werden. Er machte daher einige Versuche mit sich selbst und fand, daß der Geist an keinen Ort, an keine Verhältnisse gebunden sey.

Nun war er getrost und überließ sich ganz seiner frohen Stimmung. Nach dem Essen wurden noch Toast's getrunken. Doctor Kirkner brachte auch einen auf L...h's Gesundheit aus und pries mit großem Wortschwall ihr Glück, den größten Dialectiker der Zeit unter sich zu haben. Er forderte die Gesellschaft auf, Theil an seiner Freude zu nehmen, um einen solchen Geist dahin zu vermögen, seine Talente öffentlich zu zeigen und eine Privatschule in ihrer Stadt zu gründen. Alles stimmte ein, selbst der Bürgermeister nahm zuletzt noch das Wort und sprach: „Es ist zwar keine Hoheschule hier, allein wir ehren die Wissenschaften und leisten dem, der sie unter uns zu verbreiten sucht, jeden Vorschub. Im Namen des Magistrats und der ganzen Stadt geb' ich Ihnen hiemit nicht nur die Erlaubniß, eine Schule zu errichten, sondern bitte Sie darum, mit der Versicherung: daß wir mit Wort und That dankbar dafür seyn werden."

L...h fühlte sich sonderbar ergriffen, als er diesen Antrag hörte; ihm fielen die Worte Herdtmann's ein: Wenn Sie Ihre Sache mit ewigen Gesetzen bereichern, so bauen Sie der Menschheit Altäre. — „Hier wäre die Gelegenheit," dachte er: „einen Versuch zu machen, doch ich muß behutsam seyn." Er bat nun auch um die Erlaubniß zu sprechen. Seine Seele schwoll hoch auf, als er sich zum Reden hinstellte. „Früher," sagte

er zu sich selbst: „sprach ich gelernte Phrasen, jetzt soll mein Inneres aus mir sprechen."

Seine ganze Rede herzusetzen erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; doch einige Hauptzüge dürfen nicht unberührt bleiben. Nachdem er sich in Dank ergossen und sich über das Wesen der gewöhnlichen Dialectik gehörig ausgelassen, fuhr er fort: „Philosophie, was ist sie? Ich habe sie getrieben nach gegebenen Lehrsätzen und wenn das Gegebene zu Ende war, befand ich mich in Verlegenheit. Ich sah mich um in der Geschichte, um Philosophen zu suchen, die dem Wesen auf die Spur gingen und mühsam in den innersten Kern drangen; und da entdeckte ich, daß unsere jetzigen philosophischen Systeme nur die Rahmen seyen jener erhabenen Vorbilder, und rastete nicht, bis ich auch das Innere meiner Wissenschaft durchdrungen hatte. Der Geist der Philosophie stammt aus der Ewigkeit! Den Rahmen hat die Zeit gegeben. — Aus dem ewigen Gedankenmeer muß sie fließen, wenn sie Selbstständigkeit besitzen soll. Darum verzeihen Sie, daß ich nicht so leicht mich entschließen kann, eine öffentliche Schule zu errichten, bevor ich nicht weiß, ob man die Sache oder nur die Verzierung begehrt. Ich bleibe unter Ihnen; wenn sich Einer findet, der den Muth besitzt, in die Ewigkeit zu schauen, der sey mein Schüler. Für das Aeußere, für die Umgebung der Philosophie, kann ich nicht mehr Lehrer seyn, seitdem ich ihre Tiefe erkannt habe."

Auf diese Art zergliederte er seine Ansichten und schloß seine Rede unter dem lautesten Jubelruf der versammelten Zuhörer.

Die Gesellschaft trennte sich. Doctor Kirkner begleitete ihn nach Hause. Er gab ihm die Versicherung, daß Alles entzückt sey über sein Benehmen und Jeder sich bemühen werde, ihm zuvorzukommen, wenn er etwas zu unternehmen Willens sey. „Ihr Glück ist gemacht," sprach er: „wenn Sie diese Stimmung benützen; denn unsere Stadt ist reich und gibt gern, wenn man derselben einige Opfer bringt." L...h erwiederte: daß er es überlegen und ihm zu seiner Zeit seine Gedanken darüber mittheilen werde.

Kirkner entfernte sich. L...h war froh, allein zu seyn. Seine äußeren Sinne, solcher großen Gesellschaften nicht mehr gewohnt, waren angegriffen und es bedurfte einer guten Weile, bis er sich wieder gesammelt hatte.

Nicht so ruhig war es in der Stadt; Jeder hatte zu erzählen von dem Fremden, von seinem Benehmen, von seiner Gestalt, von dem Klang seiner Stimme, hauptsächlich aber von dem Inhalt seiner Rede, die, obschon von Wenigen verstanden, doch einen gewaltigen Eindruck hinterließ. In einigen von den Zuhörern war bereits der Wunsch entstanden, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, um unter vier Augen oder wenigstens in einem

kleineren Cirkel von demselben Belehrung über seine Ansichten zu empfangen.

Schon am andern Morgen erhielt L...h einen Besuch von einem practischen Arzt Namens Lutweg, welcher nach der Sitte jener Zeit die Theosophie mit der Medicin verband. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ging dieser gleich mit der Sprache heraus und sagte: „Mein Herr, Sie haben in Ihrer gestrigen Rede Ansichten entwickelt, die ich schon längst geahnet, aber nicht klar in mein Bewußtseyn bringen konnte. Ihre Darstellungen einer höheren Natur und einer reineren Philosophie waren so bündig, daß ich mich überzeugt halte, es seyen nicht blos Phrasen, sondern aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen, und wenn dem so ist, so bitte ich Sie, mich für würdig zu halten, mir über jene Gegenstände gehörige Aufklärung zu geben!

L...h. Sie sind schnell besonnen.

Arzt. Die Zeit geht schnell.

L...h. Wir müssen sie fest halten.

Arzt. Wie ist das möglich?

L...h. Jeden Augenblick unser nennen.

Arzt. In meinem Berufsgeschäft geht das nicht.

L...h. Ueberall.

Arzt. Ich kann es nicht glauben.

L...h. Ueberall ist Wesen Gottes; kein Ort, keine Zeit, kein Geschäft kann uns davon trennen. In ihm ist Alles, was wir sind und thun.

Arzt. Ganz Recht. Wenn wir es wissen und empfinden, so ist es wahr; aber wenn wir oft unserer Gedanken nicht Herr sind, wie dann?

L...h. Der Gedanke muß Herr seyn. Es ist Vermessenheit, ihn beherrschen zu wollen. Vermessenheit ist Sünde. Wenn wir uns vor Sünden fürchten, so sind wir immer im Wesen Gottes.

Arzt. Ich kann das nicht fassen; doch ich glaube es. Verlassen Sie mich nicht und erlauben Sie, daß ich wieder komme.

L...h. Sehr gern.

Der Arzt beurlaubte sich und ging zu seinen Patienten. L...h aber dachte: wenn der Mann Zeit zum Leben hätte, so könnte er leben lernen, aber so ist keine Hoffnung.

Nachmittags kam der Oberschullehrer Bielhorst zum Besuch und wollte sich, wie der Obige, hinüber führen lassen in das Reich jener ewigen Philosophie, wo sie als helles Licht der Weisheit glänzt.

„Haben Sie Muth?“ sprach L...h.

Lehrer. Wenn es nöthig ist.

L...h. Geben Sie mir Beweise davon.

Lehrer. Wie kann ich das?

L...h. Wenn Sie mir zeigen, daß Sie Fassung behalten, im Augenblick, wo es um Leben und Tod gilt.

Lehrer. Ich verstehe Sie nicht.

L...h. Sie müssen wissen, daß ich ein Kämpfer um die Wahrheit bin und mich nicht leicht betrügen lasse. Sie wollen schütteln von einem andern

Baume, weil Sie selbst nur ein Zweiglein sind, das keine Frucht trägt. Lassen Sie dieses Zweiglein wachsen, bis es ohne Stütze stehen kann, dann kommen Sie wieder zu mir.

Vielhorst sah ihn betroffen an. „Welche Sprache führen Sie? Sie beschuldigen mich der Hinterlist, indem ich Sie um Belehrung bitte. Ist das Recht?"

L...h. Ich kenne Sie. Sie werden dahin kommen, wohin Sie gehören. Nur Eines kann Sie retten: Buße!

Lehrer. Wofür soll ich büßen?

L...h. Für Ihre verdrehten Lehren. Für Ihre Absicht, Schein zu geben statt Wahrheit und zu glänzen, um Ihr Einkommen zu vermehren. Von mir wollen Sie Schimmer borgen, um sich noch mehr zu heben und Ihren Scepter noch stärker auf Ihre Untergebenen zu drücken.

Lehrer. Das sind Injurien, welche ich mir nicht gefallen lassen werde.

L...h. Handeln Sie nach Belieben. Nur Eines sag' ich Ihnen: wenn Sie mich belangen wollen, so thun Sie es bald, denn ehe Sie es vermuthen, ist Ihre Stunde gekommen.

Vielhorst ging wüthend von dannen. Er hatte zwar nicht den Muth, förmlich Klage zu führen, fand aber Creaturen, die sich mit ihm verbanden, L...h wo sie konnten, verdächtig zu machen.

L...h bemerkte das Spiel, welches im Finstern

getrieben wurde, aber er konnte und durfte es nicht hindern. „Ich habe mich öffentlich gezeigt und muß erwarten, was über mich kommen wird.“

Die folgenden Tage erhielt er noch viele Besuche, beinahe jeder von anderer Gattung. Einer wollte sich bei ihm wichtig machen, der Andere suchte ihn auszuholen, dem Dritten wär' es Ernst gewesen, etwas von ihm zu lernen, wenn es mit leichter Mühe hätte geschehen können; die Meisten aber wollten nur dafür gelten, ihn auch von Angesicht zu Angesicht gesprochen zu haben.

Durch die Erzählungen, welche sich von L...h's Eigenschaften und Wundergaben in der Stadt verbreiteten, aufmerksam gemacht, gewannen alle Unglücklichen und Kranken ein unbegränztes Vertrauen zu ihm. Wo Hülfe nöthig war, da wurde er gesucht, wenn die Aerzte einen Kranken nicht mehr zu retten wußten, so nahm man seine Zuflucht zu ihm. Ein armer Gichtbrüchiger, weil er nur seiner Cur sich übergeben wollte, wurde zu ihm gebracht. Er betrachtete ihn einige Augenblicke und frug: „Was willst du hier?“

Kranker. Gesund werden.

L...h. Auf welche Art?

Kranker. Wie es der Herr beschließt.

L...h. Du sprichst vom Herrn des Himmels?

Kranker. Der kann auch helfen. Dieß Mal spreche ich von einem Namens L...h.

L...h. Kennst du ihn?

Kranker. Nein.

L...h. Ich bin's.

Kranker. Gut! dann wird mir bald geholfen seyn.

L...h. Wenn es geschieht, wer hat's gethan?

Kranker. Gott.

L...h. Nicht ich?

Kranker. Nein. Gott durch Sie.

L...h. Warum gehst du nicht zu Andern?

Kranker. Sie kennen Gott nicht, können ihn nicht bitten, nicht zu ihm sprechen.

L...h. Warum sprichst du nicht zu ihm?

Kranker. Ach Herr, wenn ich das könnte, dann wär' ich nimmermehr krank.

L...h. Wohl! so höre: In zwei Tagen bist du gesund. Jetzt aber gehe hin, wo du ruhen kannst.

Der Kranke wurde nach Hause geführt und war in zwei Tagen gesund.

L...h besaß die Gabe, Verborgenes zu enthüllen und das Verbrechen an das Tageslicht zu ziehen, in hohem Grade.

Einen Dieb entdeckte er auf folgende Art. Ein junger Mann, den man des Diebstahls beschuldigte und schon für überwiesen hielt, obgleich er selbst noch nichts eingestanden, sollte zum abschreckenden Beispiel seiner That und seines hartnäckigen Läugnens an den Pranger gestellt werden. Der Verurtheilte schien ziemlich gefaßt und sprach, als er hinaufgestiegen war: „Es wird noch an den Tag

kommen; jetzt muß ich der Gewalt weichen, aber Gott wird meine Sache übernehmen."

„Er hat sie übernommen!" rief L...h laut. „Dort ist der Dieb!" — er wies nach der Gegend hin, wohin der Geist ihn lenkte. „Auf, greifet ihn, eh' er entflieht!"

Alles staunte und blickte nach dem Platze, wo der Dieb sich befinden sollte.

Er rief noch ein Mal, „Auf, mir nach! sonst entweicht er und die Unschuld klagt euch der Saumseligkeit an." Er ging mit einigen Policei-Soldaten dem Platze zu. Nun machte er Halt und sprach zum Volke: „Rühre sich Keiner von der Stelle, damit ich ungestört den Dieb ergreifen und in die Hände der Gerechtigkeit liefern kann." Er nahte sich allein der Menge und sieh', ein Mann, der in der ersten Reihe stand und auf den er gerade zuging, drängte sich nach und nach zurück, um sich unter den Andern zu verlieren und zu entfliehen. „Packet den, der seinen Platz verließ", sprach L...h: „er ist der Dieb." Die Policei-Soldaten ergriffen ihn und er gestand sogleich die Schuld. Der Andere wurde von dem Pranger herunter genommen und im Jubel nach Hause gebracht.

Ein ander Mal kam ein Fremder zu L...h und trug folgende Geschichte vor:

„In meiner Vaterstadt lebte vor dreißig Jahren ein Schreiber Namens B..r..g, der nicht wohlgelitten war, weil man behauptete, er betrüge die

Leute und gehe sogar mit den Rechnungen des Landes nicht aufrichtig zu Werke. Meine Familie besaß einen kostbaren Ring, den man darum noch nie veräußert, um für jeden Nothfall eine sichere Bürgschaft zu haben. Die Gerüchte von B..r..g's Unredlichkeiten wurden lauter, ja man sprach sogar, die Regierung gehe damit um, seine Sachen zu untersuchen, ihn aber gefänglich einzusetzen. Er witterte diese Anschläge, brachte noch auf die Seite, so viel er konnte, und eines Morgens war er verschwunden. Nun traf es sich, daß eben in derselben Nacht auch unser Ring abhanden kam, ohne die Spur irgend eines Diebes zu finden. Was war nun natürlicher, als daß alle der Ueberzeugung waren, B..r..g habe ihn listig entwendet, eh' er sich auf die Flucht begeben.

Man hörte nichts von dem Entflohenen. Es wurde zwar Allem aufgeboten, seinen Aufenthalt zu erforschen, aber vergebens. Meine Familie, so schmerzhaft ihr auch ein solcher Verlust war, mußte sich trösten und den Ring unter die verlorenen Güter zählen.

Niemand dachte mehr an B..r..g. Auf ein Mal kommt vor einem Vierteljahr ein Schreiben vom Cap, in welchem eine Art versiegelten Testaments an unsern Stadt-Magistrat eingeschlossen war. Es wurde geöffnet, und man erkannte sogleich B..r..g's Hand- und Unterschrift. Es war ein Abriß seines Lebens, worin er seine früheren Be-

trügereien und Entwendungen bekannte, und alle Einwohner der Stadt in seiner letzten Stunde um Verzeihung bat. Wir waren voll Erwartung, etwas von unserm Ringe zu erfahren; aber davon geschah mit keiner Sylbe Erwähnung. Weil wir nun auf's Neue in Ungewißheit sind, aber keine Spur haben, irgend eine Nachforschung anzustellen, so komme ich zu Ihnen mit der Bitte: diese Sache zu erwägen und mir einigen Aufschluß darüber zu geben."

L...h überdachte den Vorfall und sprach: „Euer Ring wurde von einem gewöhnlichen Gauner gestohlen."

Fremder. Wo befindet sich aber der Ring jetzt?

L...h. In den Händen eines Uhrenhändlers, der ihn in fernen Landen zu verkaufen trachtet.

Fremder. Und der Dieb?

L...h. Ist nun ein alter Mann und fürchtet noch die Strafe. Er verkaufte den Ring um wenig Geld, nur um ihn los zu werden. Sein jetziger Besitzer ist auch nicht ruhig, bis er seiner sich entledigt hat.

Fremder. Wie können ihn die rechtmäßigen Eigenthümer wieder erlangen?

L...h. Sie müssen den Uhrenhändler suchen. Er kommt in zwölf Tagen hierher und wird in der Straße B...n wohnen, wo man ihn leicht entdecken kann.

Der Fremde blieb zwölf Tage in H...g. Ein Uhrenhändler quartierte sich in der besagten Straße

ein. Um kein Aufsehen zu machen, suchte Jener ihn allein zu sprechen, und seine Absicht gelang ihm so vollkommen, daß er gegen einen kleinen Ersatz seinen Ring erhielt, und den Namen und Aufenthalt des Diebes erfuhr. Jetzt erst machte er die Sache vor Gericht bekannt. Der Gauner wurde eingesetzt und in seinen alten Tagen noch zur Strafe gezogen."

Mit Gelehrten hatte L...h viele Disputationen, denn seine Grundsätze, wenn sie auch voll Ueberzeugung von ihm weggingen, wollten nicht in ihnen Wurzel fassen, und darum gaben sie sich alle Mühe, seine Ansichten verdächtig zu machen und die ihrigen in Ansehen zu bringen.

So geschah es, daß ein Professor des Lyceums, Namens Hohlwerk, der früher einer seiner Anhänger, jetzt aber von ihm abgefallen war, ihn gelegentlich zur Rede stellte und frug: „Nun, mein lieber Herr Doctor, sind Sie Ihrer mystificirten Lehre noch stets getreu?"

L...h. Ja.

Prof. Das wundert mich. Schwärmereien gehen gewöhnlich bald rückwärts.

L...h. So ist es. Nicht=Schwärmereien gehen demnach vorwärts. Wie weit sind Sie schon vorwärts gekommen?

Prof. Ich habe einsehen lernen, daß Ihre Sache keinen Grund hat.

L...h. Diese Einsicht zu erlangen bedarf es keines Vorwärtsschreitens, im Gegentheil, es kann durch einen Rückschritt geschehen. Hören Sie ein Gleichniß:

„Ein Mann hatte viele Wälder. In einem Wald war Buchen-, im andern Tannen- und in einem dritten Weidenholz. Nun kam ein Fremder und begehrte Holz zu kaufen. Was willst du für eine Gattung? frug der Besitzer. Vom besten, war die Antwort. Nun, so will ich dir Buchen geben. Der Handel wurde geschlossen, das Holz abgeliefert, doch in kurzer Zeit kam der Käufer und sprach: „Hast du noch immer deinen schlechten Wald? Ich habe mich indessen eines Bessern belehren lassen und einsehen lernen, daß dein Holz nichts taugt, es ist für mich zu hart."

L...h ging seiner Wege, der Professor aber war zu sehr für seine Ideen eingenommen, als daß ein solcher Stich ihn hätte schmerzen können. „Die Schwärmer sind sich in allen Zeiten gleich", sprach er zu einem seiner Freunde: „man sucht vergebens sie zu überzeugen."

Ein Dichter sprach einst zu ihm: „Die Dichtkunst ist göttlicher Natur."

L...h. Ja, wenn sie vom Himmel kommt.

Dichter. Nein, wenn sie zum Himmel steigt.

L...h. Nicht übel. Es ist Schade für Sie, daß Sie den Anfang nicht haben.

Dichter. Den Anfang!

L...h. Verstehen Sie mich recht, den Anfang der Dinge meine ich, wo nichts zum Himmel steigen kann, was nicht vom Himmel kommt.

Dichter. Ich kenne diese Sprüche, allein sie haben keinen Bestand.

L...h. Warum nicht?

Dichter. Weil sie uns nicht reicher machen, sondern sich in einem Kreis' herumdrehen, wo Alles bei'm Alten bleibt.

L...h. Sie möchten also Neues schaffen?

Dichter. Ja.

L...h. Auch dem Wesen nach?

Dichter. Versteht sich.

L...h. Da muß ich fragen: wie viel gibt es Farben?

Dichter. Drei Grundfarben; in sieben theilt man sie gewöhnlich ein.

L...h. Wo liegt der Grundstoff dieser Farben?

Dichter. In der Natur.

L...h. Kann man eine Gattung derselben vermehren, oder ist ihre Quantität gegeben?

Dichter. Diese Frage ist sonderbar.

L...h. Nichts weniger. Hören Sie. „Ein reicher Mann sammelte von einer ganzen Provinz alle vorräthigen Farben und brachte sie in verschiedene Zimmer. Das Blau aber war seine Lieblingsfarbe, darum sprach er zu seinen Leuten: schafft mir mehr von dieser Gattung. Sie antworteten: das ist nicht möglich, es ist keine mehr zu finden. Er

aber ließ nicht nach in seinem Begehren und sagte: ich gebe es euch auf, mir noch mehr Blau zu schaffen; wer mir ein wenig liefert, der soll Lohn empfangen, wer aber vieles bringt, dem gebe ich, was sein Herz begehrt.

Die Leute gingen zu Rathe und sprachen: wir müssen unseres Herrn Gebot vollziehen. Wohlan, so wollen wir versuchen, ob in den andern Farben auch noch Blau enthalten ist, und dann so viel herausziehen, als möglich ist. Der Herr bemerkte diese Arbeit und sagte: jetzt habt ihr wohlgethan; und fügte noch hinzu: so ist es in der Schöpfung; nur was vom Himmel kommt, kann wieder zum Himmel steigen."

Der Dichter hatte aufmerksam zugehört und äußerte: „Das ist nicht übel, denn es läßt uns noch freie Thätigkeit. Aber die Sache ist nicht auszuführen, es müßte einer sonst Gottesgelehrter und Künstler zugleich seyn."

L...h. Wäre denn das so unrecht?

Dichter. Nein, es wäre gut und gäbe der Kunst einen Zweck, den sie jetzt entbehrt. Sie haben mich erbaut, aber auch tief erniedrigt. Wie kann mir nach dieser Betrachtung die Dichtkunst noch ferner genügen?

L...h. Ich weiß es nicht. Das aber ist mir klar, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und wenn ein Mal die Reinigung erfolgt, so wird sich's zeigen, wer die Probe hält.

Sie trennten sich. Der Dichter verdrießlich, denn er hatte gehofft, seiner Sache einen Triumph zu verschaffen, und ging selbst besiegt aus dieser Fehde, welche er lange nicht vergessen konnte, und die ihn am Ende trieb, L...h's Lehre ein wenig näher kennen zu lernen. Wie weit er es gebracht, davon schweigen die Annalen.

Ein ander Mal glaubte Einer ihn sehr zu kränken, wenn er seine Lehre tadelte. L...h sprach: „Dein Tadel trifft nicht mich und nicht die Lehre, sondern ihn, den ich durch sie erkläre." — „Wer ist das?" frug Jener. — „Gott!" antwortete L...h: „darum sey in Zukunft, wenn auch nicht stille, doch bescheiden, damit die Kraft, die du nicht kennst, dich nicht in Schaden bringe."

Auf diese Art trieb L...h es zwei Jahre lang, und theilte die Stadt in zwei Parteien, wovon die eine ihm die höchste Bewunderung zollte, indeß die andere ihn nicht nur herunterzog, sondern auch Allem aufbot, ihm zu schaden und ihn schimpflich zu entfernen.

Der Oberlehrer hatte schon früher gegen ihn gewirkt; nun trat er klagend auf und erklärte ihn für einen Feind der Religion, für einen Gotteslängner, der seine Anhänger mit Phrasen bethöre und ihre Herzen von dem wahren Gott abziehe.

Der Superintendent ließ sich berichten und fand Manches mit dieser Klage übereinstimmend. Er faßte den Entschluß, die Sache zu beherzigen und

den Angeklagten, wenn er so fortführe, in Untersuchung zu ziehen.

Die Aerzte, denen er so manchen Kranken geheilt und ihre Einnahme geschmälert, ließen sich leicht bewegen, mit der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache zu machen und gegen ihn aufzutreten.

Auch den Gelehrten war er ein Dorn im Auge, weil sie sahen, daß ihre Sache neben ihm nicht Stand hielt und sie durch ihn verdunkelt wurden.

Auf diese Weise bildete sich nach und nach eine Partei gegen ihn, die vermöge ihrer Mitglieder und ihrer Menge die furchtbarste war, die je gegen einen Einzelnen sich verbunden hatte. L...h sah es, konnte und durfte aber nichts gegen sie unternehmen. „Es kommt, was kommen muß“, sprach er zu sich selbst: „wenn es Zeit ist, so werden sich auch die Mittel zeigen.“

Alles war bereit, gegen ihn aufzutreten. Es kam nur noch darauf an, eine förmliche Klage einzureichen, um die Sache gerichtlich zur Sprache zu bringen. Eine Zusammenkunft wurde von den Klägern veranstaltet, um sich über die verschiedenen Puncte zu besprechen und sie in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Klageschrift war entworfen, ein Meisterstück der Rabulistik und des Neides. Es würde zu weit führen, sie hieher zu setzen; der Inhalt war im Wesentlichen folgender:

Die Geistlichkeit erklärte ihn für einen Atheisten,

der mit schlau gestellten Worten die Religion verläugne und ihre Grundsätze untergrabe. In den Augen der Aerzte war er einer jener Unberufenen, die ohne alle Kenntnisse sich in ihr Fach einschleichen, durch Vorspiegelung wunderbarer Kräfte die Menschen an sich ziehen, und Aberglauben und Krankheiten unter ihnen verbreiten. Die Gelehrten, das heißt, die Professoren des Lyceums und die Libellisten, schilderten seine Grundsätze als unstatthaft und verführerisch, weil sie die Phantasie erhitzen, das Gemüth vergiften, und statt den Grund zu einer festen Denkraft zu legen, die Lernbegierigen mit lockenden Träumen füllen und ihren Geist schwächen.

Der Bürgermeister, welcher immer noch auf L...h's Seite war, las die Klagepuncte und fürchtete für ihn. „Er ist ein Fremder", sprach er zu einem vertrauten Magistratsgliede: „der sich auf den Schutz unserer Gesetze nicht verlassen kann. Ich seh' es voraus, er ist verloren und das Geringste, was ihm begegnen kann, ist Verbannung aus unserer Stadt."

Die Sache ging nun ihren gewöhnlichen vorgeschriebenen Gang. L...h wurde zum Verhör gezogen und über jeden Punct besonders vernommen. Er gab kurze Antworten und bestand darauf, vor einem öffentlichen Gerichte nach den Gesetzen und dem Herkommen der Stadt sich zu vertheidigen. Die Kläger wollten zwar dieses, weil er ein Fremder sey, nicht gestatten, der Bürgermeister aber ent-

schied, daß die Ehre des Magistrats es erfordere, in einer so wichtigen Angelegenheit öffentlich zu handeln und mit der größten Unparteilichkeit zu Werke zu gehen.

Der Gerichtstag wurde angesetzt. Alles war in gespannter Erwartung. Mehrere trugen darauf an, L...h bis zum Ausgang der Sache gefänglich einzusetzen, aber einige Geschäftsleute, die mit seiner Familie früher in Verbindung standen, leisteten Bürgschaft für ihn, und so sah er unangefochten und ruhig dem Tag der Entscheidung entgegen.

Die Stunde kam. Der Gerichtssaal war gedrängt voll, selbst auf den Straßen hatten sich Leute versammelt, um durch verabredete Zeichen aus den Fenstern desto schneller von dem Gang der Verhandlungen und dem gesprochenen Urtheil in Kenntniß gesetzt zu werden.

Die Klagepuncte wurden öffentlich verlesen. L...h erhob sich, und bat um die Erlaubniß, sich jetzt vertheidigen zu dürfen; sie wurde ihm, nach einer abermaligen Umfrage an die Gerichtspersonen, ertheilt, und er begann:

„Ich bin schwerer Verbrechen beschuldigt, den Worten nach, aber der Sinn der Anklage spricht mehr für als gegen mich. Die hochwürdige Geistlichkeit wird mir erlauben, daß ich in meiner Vertheidigung mich zuerst an sie wende. Sie sprechen: ich sey ein Atheist und untergrabe die Grundsätze der Religion. Ich kann mich nicht über den ganzen

Umfang dieser Anklage auslassen, aber einige Lehren, die Christus selber gibt und befolgt, muß ich zu meiner Rechtfertigung aufführen. Er spricht: „an ihren Früchten oder Werken sollt ihr sie erkennen.“ Nun frage ich: Welche Werke mag er hier gemeint haben? Doch nicht solche äußerliche Werke, die der Sünder wie der Fromme auszuüben vermag? Almosen geben, die Kirche besuchen, Krankenanstalten gründen, kann auch der Bösewicht; aber im Geiste leben, in ihm wirken und Gott verehren, ist nur dem wahren Christen möglich. Sie verlassen sich zwar auf den Spruch: „Nicht alle, die da sagen, Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters thun.“ — Nun frage ich: welches ist des Vaters Wille? wie ist der Mensch im Stande ihn zu erkennen? Durch unsere Gesetze und Denkformen gewiß nicht, sonst hätte Paulus nicht so geeifert gegen die Griechen, die in äußerer Beziehung keine schlechten Denker waren. Im Geiste muß der Mensch sein Leben finden, in der Wiedergeburt erlangt er das Himmelreich, in welches der erhabene Stifter unserer Religion uns führen will. Ferner heißt es: „Der Vater will, daß man ihn im Geiste und in der Wahrheit anbete.“ Nur der Wiedergeborne ist im Geiste und kann ihn darin anbeten; nur der im Geiste ist, hat die prophetische Kraft und kann die Wahrheit erkennen. Ich bin im Geiste, ich denke und handle in ihm,

und darum zähle ich mich unter Jene, die den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

Noch Eins. Sie sprechen: die Zeit der Wunder sey vorüber, mit Christus sey die Kraft verschlossen, die uns zu dem Geiste führen könne, der sich in Wirksamkeit beurkundet. Ich aber mache sie auf den Spruch aufmerksam: „Wenn ihr mir nachfolget, so könnt ihr nicht nur dieses, sondern noch größere Werke thun.“ — Christus ist mein Vorbild, ihn habe ich mir erwählt zum Muster und Lehrer, und wenn ich Werke vollbringe, die dem äußern Menschen unbegreiflich sind, so wird derjenige, der im Geiste lebet und an Christus glaubt, meine Werke schriftgemäß und in völligem Einklang mit den Grundsätzen unserer Religion finden. Ich meine, es sey genug gesagt hierüber, und gehe daher zu den andern Klagepuncten über.

Die hochgeehrten Herren, die durch ihre Erkenntnisse der leidenden Menschheit dienen, und mit Mitteln, die sie dem Verstande und der Erfahrung verdanken, die Krankheiten heilen und den Gesundheitszustand dieser Stadt befördern und wahren, diese Herren nennen mich einen Unberufenen, der Aberglauben und Krankheiten verbreitet. Ich kann nicht ergründen, wie sie auf diese Klage kommen, denn ich habe mich keinem Kranken aufgedrungen, habe keinen Gesunden krank gemacht; im Gegentheil, durch meine innere Kraft wurde Mancher dem Grabe noch entrissen, wo ihre Hülfsmittel

schon längst erschöpft waren. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: daß ohne innere Erkenntniß die Arzneiwissenschaft noch auf lockerem Boden steht, und die geringste Abweichung von dem Alltäglichen den Arzt in Ungewißheit versetzen muß.

Den Vorwurf, als verbreite ich Aberglauben, berühre ich ungern, weil er mir gesucht scheint und eine Feindseligkeit gegen mich enthält, die ich nicht verdiene. Ich habe mit Mühe errungen, was ich besitze, und doch wies ich keinen zurück, der etwas von mir begehrte. Ich habe gelehrt und erklärt, wo man es verlangte, und niemals Lohn und Dank dafür gefordert. Wenn ich nun auftrat und den Kranken sagte: Gott kann helfen! ist das Verbreitung des Aberglaubens, oder soll die Arzneikunde mit Gott keine Gemeinschaft haben und allein dastehen ohne Lebensprincip, sie, die in der Thätigkeit des Lebens ihr Ziel hat? Es ist genug, wenn ich hierüber die Erklärung abgebe: in Gott arbeiten ist kein Aberglaube, aber ohne Gott arbeiten ist Unglaube.

Ueber meinen Beruf, Krankheiten heilen zu dürfen, läßt sich Vieles sagen. Wenn die Herren meinen, das Doctor-Diplom gründe den Beruf, so muß ich ihnen Recht geben. Wenn sie aber einen Beruf höherer Art darunter verstehen, wo es Keinem gestattet wird, Kranke zu übernehmen, der nicht durch Proben sich beurkundet hat, so sage ich, daß ich glaube, meine Proben seyen für gültig zu halten, denn nicht einer jener Kranken, der sich mir anvertraut hat, ist gestor-

ben. Doch wenn dieses nicht hinreicht, die Gül-
tigkeit meines Berufes zu beweisen, so hören Sie
mich! Hören Sie mich, hochedle Herren des Ge-
richts! höre mich, ehrenwerthe Menge, die hier zu-
gegen ist! Ich will meinen Beruf bewähren: In
drei Tagen sollen dreißig Kranke, durch mich curirt,
das Hospital verlassen und Gott für ihre Genesung
danken. Wenn es nicht geschieht, so sind alle Kla-
gen gegen mich gegründet: wenn es aber eintrifft,
so habe ich ein Werk vollbracht, an welchem der
Christ den Christen und der Arzt den berufenen
Meister erkennen kann."

Tiefe Stille herrschte im Gerichtssaal nach die-
ser Rede. Die Ueberraschung, die sie hervorbrachte,
war so allgemein, daß Niemand mehr zweifeln
konnte, welche Wendung die Sache nehmen werde.
Endlich erhob sich der Bürgermeister, als Präsident
des Gerichtes, und frug: „ob Jemand etwas ge-
gen die vorgeschlagene Beweisführung des Beschul-
digten einzuwenden habe?" Mehrere einzelne Stim-
men wollten sich hören lassen, wurden aber von dem
Geräusch der Menge unterdrückt. Der Bürgermei-
ster sprach weiter:

„Da keine erheblichen Einwendungen Statt fin-
den, so trage ich darauf an, daß das Gericht sich
in das geheime Zimmer begebe, um über die Zuläs-
sigkeit des Vorschlags abzustimmen." Der Antrag
wurde angenommen und das Gerichtspersonale ent-
fernte sich aus dem Saale.

Nach einer halben Stunde kam daßelbe zurück und las folgenden Spruch vor:

„Der angeschuldigte Doctor der Philosophie, L...h aus St...t gebürtig, dreißig Jahre alt, hat seit zwei Jahren in hiesiger Stadt seine Lehre verbreitet und Kranke geheilet, ohne sich darüber eine Vollmacht erbeten zu haben. Damit ihm diese Vollmacht werde, erbietet er sich, in drei Tagen dreißig Kranke im hiesigen Hospitale zu heilen. Da das hohe Gericht dieses Begehren gerecht gefunden, so gibt es die Erlaubniß dazu und spricht den Angeschuldigten, wenn er sein Wort erfüllt hat, von jeder Anklage frei. Dem Medicinal-Collegium wird aufgetragen, ihm bei seiner Probeleistung förderlich zu seyn und die nöthigen Maßregeln zu treffen.

Gegeben zu H...g, u. s. w."

Dieser Urtheilsspruch verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. „Es ist unerhört! unglaublich! dreißig Kranke in drei Tagen!" Diese Ausrufungen hörte man auf allen Straßen und in allen Gesellschaften.

Die Aerzte führten L...h in das Hospital, sonderten diejenigen, die schon unter die Genesenden gezählt wurden, von den andern ab und übergaben ihm die Liste aller vorhandenen Kranken.

Als er die Menge der Namen betrachtete, sprach er: „Wäre ich vollkommen, wie ich seyn sollte, so könnten alle diese gesund werden, aber ich bin noch schwach und vermag nur auf Gicht, Gliederschmer-

zen, kalte Fieber und einige gewöhnliche Krankheiten einzuwirken; die größern Uebel sind mir noch nicht unterthan und darum bekenne ich laut, ich bin noch ferne von jenem hohen Ziel, das einst kommen soll, wo der Mensch den Tod besiegt."

Er ließ sich in alle Zimmer des Hospitals führen, sprach den Kranken Trost und Hoffnung zu und erweckte ein solches Vertrauen unter ihnen, daß alle ihn baten, ihnen zu helfen.

Nachdem er alle Kranken gesehen hatte, entfernte er sich und begab sich nach Hause, wo er so ruhig war, als wenn sich gar nichts ereignet hätte.

Einige seiner Freunde riethen ihm, das Hospital häufiger zu besuchen und wachsam zu seyn, damit kein Betrug Statt finden könne. Er aber sprach: „Betrug ist hier unmöglich; es geht, wie es gehen muß und Keiner kann den Gang der Zeit auch nur um ein Haar verrücken."

„Aber die Begebenheiten, die in der Zeit geschehen," erwiederte ein Anderer: „hängen von Menschen ab, die ihren bösen Willen oft darin kund thun." — „Du hast Recht," entgegnete L...h: „doch ich lasse einen Andern für mich wachen, der nicht zu hintergehen und nicht zu ermüden ist."

Der dritte Tag war angebrochen. Eine ungewöhnliche Volksmenge hatte sich bei dem Hospital versammelt. L...h erschien in Begleitung einiger Aerzte. Er ging durch die Säle und rief alle zu sich, die heute gesund geworden. Es waren dreißig.

„Laßt uns jetzt auf das Rathhaus gehen,“ sprach L...h zu ihnen: „zeuget dort für mich, daß ihr krank gewesen und seit heute von euren Uebeln genesen seyd.“ Sie folgten ihm und riefen ihm unaufhörlich Dank und Segenswünsche zu und priesen ihn als ihren Retter. Das Volk stimmte ein in diesen Jubel und seine Ankunft bei dem Rathhause glich einem Triumphzug.

Der hohe Rath war versammelt und bekräftigte sein Urtheil. Nun tönte ein neuer Freudenruf der versammelten Menge und Viele priesen Gott, daß er auch in ihren Tagen sich offenbare.

Die Genesenen wurden auf Kosten der Stadt gespeist, L...h aber entzog sich dem Getümmel und setzte sich zu Hause an seinen Schreibtisch, um seinem Freunde Herdtmann die Begebenheiten dieser Tage zu berichten.

Er blieb bis an sein Ende in H...g, zog sich aber mehr zurück, um nicht Veranlassung zu einer Volksaufregung zu geben, die am Ende hätte gefährlich werden können.

Alle, die ihn kannten, liebten und ehrten ihn, und betrachteten ihn als eine Erscheinung, die Menschen zu lehren, ihr besseres Selbst wieder zu suchen und dadurch zum Leben zu kommen.

Rückblick.

Wir sind von dem niedrigsten Standpuncte des geistigen Lebens, dem Magnetismus, ausgegangen und haben in verschiedenen Abstufungen die Kräfte und die Entwicklungen des Geistes betrachtet.

Die erste Art steht darum tiefer, weil sie nicht frei, noch nicht Eigenthum des Menschen ist, sondern durch fremde Einwirkung hervorgebracht werden muß. Zur Freiheit des Menschen gehört, daß er selbst unterscheide, wähle und beschließe.

Die Geschichte des Schreinergesellen stellt uns auf eine Stufe, wo der Mensch aus einem gewissen Naturtrieb sein inneres Leben sucht, und es ohne Einwirkung von außen als ein reines Eigenthum seines Ich's findet. Sie ist schon höherer Art, weil sie mehr den Anforderungen der menschlichen Natur entspricht, die unter allen Umständen ihre Freiheit und ihren eigenen Willen zu retten sucht.

Freiheit ist des Menschen reinstes, ursprüngliches Eigenthum. Der Werth seines ganzen Lebens beruht in dem Gefühl und Bewußtseyn desselben.

Jede Lehre, die ihm dieses zu entziehen sucht, findet wenig Anklang und darum wirkt die Orthodoxie mit so wenig Erfolg.

L...h hat sich zur völligen Freiheit erhoben und darum ist er für unsern Zweck ein wichtiges Beispiel.

Die gegebenen Erklärungen, die in seiner Geschichte vorkommen, scheinen zwar oft mit dieser Freiheit im Widerspruch zu stehen, allein nach genauer Untersuchung bewährt sich diese Freiheit auch in der größten Abhängigkeit.

Abhängigkeit von Gott ist dem Menschen kein schreckbarer Gedanke, im Gegentheil, Keiner kann sich dieses Gedankens erwehren, und wer sich ihm hingibt, dem wird er zum Lebensgefühl.

Abhängigkeit und Freiheit scheinen sich freilich nicht zu vereinigen und doch sind sie auf's engste verbunden.

Der Mensch hat die freie Bitte, Gott die Gewährung. Die Bitte ist unbedingt frei, denn der Mensch kann bitten, er kann es aber auch unterlassen.

Ist die Gewährung auch frei? hör' ich Viele fragen. Wenn dieses ist, dann ist es der Mensch nicht mehr.

Die Gewährung ist frei, in Beziehung auf den Menschen, Gott aber hat sich dieser Freiheit von Urbeginn an begeben.

Gott hat seinen Geist ausgegossen in die Schö=

pfung für die Geschöpfe. Von diesem kann sich Jeder erlangen, so viel seine Bitte vermag.

Wer zu bitten weiß, dem ist die Gewährung gewiß, es bleibt ihm nichts verschlossen und nichts vorenthalten, weil schon alles in Voraus gegeben ist.

Sammeln müssen wir lernen, schöpfen aus jenem ewigen Lebensmeer, das um uns, in uns und in allen Regionen der Schöpfung fließt und Jedem so viel seines inneren Gehaltes gibt, als er erfassen kann.

Salz ist durch die ganze Natur verbreitet, wer es nicht sucht, muß es entbehren.

Feuer und Licht dringen durch alle Sphären, wer ihnen nicht eine Unterlage gibt und aus festen Stoffen ziehet, der hat in den Winternächten weder Wärme noch Licht.

Leben fließt durch alle Regionen der Schöpfung, wenn keine Zeugung Statt findet, so kann das Leben sich nicht in seinen Eigenschaften und Formen darstellen.

Gedankenlicht strömt durch alle Räume und alle Wesen, wer es aber nicht sammelt, der ist gleich demjenigen, der an einem großen Strom vor Durst verschmachtet.

Kräfte Gottes, der Liebe, der Weisheit und Allmacht sind überall; wenn wir sie nicht suchen, bleiben sie für uns unthätig und wir darben bei'm

köstlichsten Königsmahl; wir wissen nichts, indessen die Weisheit um uns und in uns lebt, wir seufzen in Schwäche, indessen die ausgegossene Kraft sich uns anschließt, sobald wir zu gewinnen im Stande sind.

In diesem höheren Sinn müssen wir L...h's Ansichten betrachten. Das innere Leben war ihm so eigen, wie die äußeren Geberden. Mit derselben Sicherheit, womit er eine Hand bewegte, ging er in den Geist und setzte seine Eigenschaften in Wirksamkeit, und darum ist seine Geschichte für unsere Aufgabe von hohem Werth, weil wir in ihm eine Naturentwikkelung sehen, die uns die Möglichkeit eines Urzustandes schildert, in welchem der Mensch in Klarheit und Freiheit die Kräfte des Lebens in sich erwecken, und in allen Beziehungen erkennen kann.

Die Lehren, welche ihn auf seinen Standpunct geführt, machen den größten Theil seiner Geschichte aus. Wir hielten es für zweckmäßig, darin weitläuftig zu seyn, um den Leser in einer Sache zu einigem Verständnisse zu führen, wovon er gewöhnlich sehr irrige Begriffe hat. Wir wollten planmäßig den Weg zeigen zu einer neuen Thätigkeit, die unumgänglich nöthig ist, wenn der Mensch sich wiederfinden soll.

Die Erscheinung Herdtmann's ist dadurch von Bedeutung, weil er den Muth hatte, der Lehre an die Wurzel zn gehen und erst aus dieser eine starke Pflanze zu ziehen.

Hierin liegt der Lehrbegriff: daß wir zum Anfang gehen, zur Wiege, wo ein einfaches Stammeln sich kund thut, und dann übergeht durch alle Stufen der Bildung zum höheren Denken.

Das erste des Lebens ist Stammeln, das höchste ist Denken in Freiheit.

Freier Gedanke ist des Lebens Krone; denn er erkennt sich selber und spiegelt sich in sich selber.

Aber auch hier kömmt der Mensch wieder leicht in Versuchung. Er möchte denken und der Urgedanke thut es; der Mensch möchte denselben als Werkzeug haben, indessen doch er das Werkzeug ist.

Der Gedanke spricht — Ich — der äußere Mensch hat es von jenem gelernt.

Je näher das gelernte Ich dem innern Ich kommt, desto klarer wird unser Leben und steigert sich zum völligen Hellsehen.

Dieses Hellsehen, dieses innere Wissen und Walten gibt dem Menschen seine natürliche Abkunft wieder, wo er erst die wahre Freiheit erringt.

Ohne diese innere Freiheit ist keine andere denkbar; denn Außen herrschen die Begierden und Leidenschaften.

Ohne diese innere Freiheit kann weder Glück noch Ruhe bestehen, weil Außen alles in Sorgen und Ungewißheit schwebt.

Ohne sie kann auch keine Erkenntniß uns leuchten, weil alle äußern Erscheinungen dem Zufall un-

terworfen sind, der uns stets in neue Zweifel und Verwirrungen führt.

Die Lehre besteht. Wer Lust und Muth hat, der wird daraus lernen; der Furchtsame und Träge ist keines Preises werth.

Lerne in dir denken, leben und handeln, dann bist du geborgen für jetzt und alle künftigen Zeiten.

Blicke in das dreizehnte Jahrhundert.

Dem ruhigen Forscher zeigen sich überall Spuren des geistigen Lebens, wohin er seine Aufmerksamkeit wendet. Kein Clima, keine Zeit-Epoche macht eine Ausnahme jener ewigen Regel, die den Menschen als die Krone der Schöpfung hinstellt und in ihm die Vollendung erblickt. Es ist aber keine leichte Aufgabe, in allen Formen, in welchen sich die Zeiten und Länder von einander unterscheiden, die Thätigkeit dieser unveränderlichen Urkraft zu suchen und geschichtlich zu Tage zu fördern. Allein, wer die Mühe nicht scheut und sich jenem unaustilgbaren Lichte vertraut, muß am Ende solche Spuren entdecken, auf denen er mit ziemlicher Sicherheit wandeln und Wahrheit aus der Finsterniß ziehen kann.

Wir betreten ein Jahrhundert, das wild und chaotisch sich darstellt, und wenige Fäden sind zu entdecken, die uns aus dem Labyrinthe führen, wenn wir uns ein Mal in daßelbe gewagt haben. Doch wie die Sonne mit ihrem Licht auch damals die Länder erwärmte, mit derselben Gewißheit müssen wir annehmen, daß die geistige Sonne eben so

wirksam ihre Ausflüsse verbreitete, und den, der sich in ihr Licht gestellt, mit Lebenswärme, Muth und Glauben erfüllte.

Das dreizehnte Jahrhundert zeichnet sich aus durch Religionsschwärmereien und Secten, die das Gegebene noch nicht mit ihren Ansichten und Gefühlen in Einklang bringen konnten, und darum unaufhörlich bemüht waren, so lange zu reformiren, bis sie zu einiger Klarheit gekommen.

Die Ketzergerichte bilden in jener Zeit eine eigene Classe, und geben der Geschichte viele schauderhafte Beispiele ihres Eifers für die positiven Gesetze. Die jetzige Generation verdammt jene Einrichtungen als die gräßlichsten Verirrungen des menschlichen Geistes, bedenkt aber nicht, daß ohne jene furchtbaren Anstalten Europa in tausenderlei Religionsformen daſtände, wo Keiner mehr wüßte, wem er angehörte.

Wir sind weit entfernt, die Grausamkeiten, welche damals durch jene Gerichte ausgeübt wurden, zu vertheidigen, nur das wollen wir bemerken: daß der Mensch, wenn ein Mal sein Eifer für Etwas entflammt ist, die Gränzen bald nicht mehr kennt und viel weiter geht, als die Erreichung des Zieles erfordert. Diese Erfahrung bestätigt sich durch alle Jahrhunderte, und ich glaube, unsere Zeit macht noch keine Ausnahme davon.

Es ist zwar nicht die Absicht, hier die Ketzergerichte zu beleuchten oder Schlachtopfer aus ihren

Klauen zu ziehen; wir haben sie bloß angeführt, um die Zeit, in welcher wir uns umzusehen gesonnen sind, einigermaßen zu characterisiren und zugleich die Enge des Pfades zu zeigen, auf welchen der Forscher beschränkt ist.

Ueberall ist Geist. Zu allen Zeiten hat er sich beurkundet. Ja, man hat die Erfahrung gemacht, daß er auf engem Pfade oft leichter zu erringen ist, als auf der großen Heerstraße, wo man oft, von Irrlichtern und gemachten Sternen geblendet, die Wahrheit nicht sieht.

Ich will hier nicht weiter sprechen, um nicht mit den Weltweisen in feindliche Berührung zu kommen; doch folgendes Urtheil glaube ich ohne Scheu aussprechen zu dürfen: Einheit des Glaubens wäre ein großes Glück für die Menschheit; aber noch größerer Vortheil entspränge daraus, wenn auf jedem Wege eine hinlängliche Anzahl Erleuchteter stände, die, vom Geiste belehrt, den Wandernden das wahrhaftige Ziel ihrer Reise zu zeigen vermöchten.

Wir haben in dem dreizehnten Jahrhundert einen solchen Wegweiser gefunden, der als Lehrer auftrat, und wollen seine Winke benützen, damit wir, wie sein Schüler, das Ziel unseres Lebens erreichen.

Die Familie Er..k..ng.

In jener Zeit, wo Blindheit herrschte, wo die christliche Religion sich zwar schon über ganz Teutschland verbreitet hatte, aber mit solchen orthodoxen, zum Theil sogar heidnischen Begriffen vermischt war, daß es den Bekennern oft schwer wurde, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, lebte der Ritter Sigismund von Er..k..ng, und hatte sein Panier, zum Zeichen seines Glaubens, mit dem Kreuze bezeichnet. Er war Vater von drei Söhnen, die er zur Fortsetzung seiner Laufbahn erzog, und sie in allen Tugenden, die einem christlichen Ritter geziemen, unterrichten ließ.

Seinen zwei ältesten Söhnen, Sigismund und Bernhard, hatte er bereits das Ritterschwert ertheilt und sie aufgefordert, nie einem Kampfe auszuweichen, wo es gälte für Gott und Vaterland.

Es zeigte sich bald Gelegenheit, diesem Begehren Folge zu leisten. Die Franzosen, Erbfeinde von Teutschland, die unablässig bemüht waren, die teutsche Kaiserkrone auf das Haupt ihrer Herrscher zu setzen, hatten die Gränzen überschritten und drangen durch

den Schwarzwald und Odenwald vor, um sich Anhang zu verschaffen.

Er..k..ng, Mitglied der teutschen Ritterschaft, hatte geschworen, es nie zu gestatten, daß die Kaiserwürde einem Ausländer zu Theil werde, so lange er sein Schwert noch führen könne. Er zog daher an der Spitze seiner Reisigen mit seinen zwei ältesten Söhnen in's Feld, und forderte alle wackern teutschen Ritter auf, sich an ihn anzuschließen.

Seinen jüngsten Sohn, Gottfried, der kaum das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, ließ er der Mutter zur Aufsicht, und gab zugleich dem Burgvogt Befehl, ihn in allen ritterlichen Spielen zu unterrichten und einen tüchtigen Kämpen aus ihm zu bilden.

Mathilde — so hieß die Burgfrau — die zum ersten Mal von ihren Söhnen sich trennen mußte, vergoß bittere Thränen und bat sie, ihres Lebens zu schonen und sie nicht in Trauer und Jammer zu stürzen; den Vater aber forderte sie auf, über sie zu wachen und sie mit seiner Erfahrung sicher zu leiten.

Rührend war der Abschied. Alle gelobten der Mutter wiederzukehren, weil Gott sie schützen werde in jeder Gefahr.

Der Zug brach auf. Trauernd ging die verlassene Mutter in ihr Gemach, um ihren Schmerzen freien Lauf zu lassen und für die Fortziehenden zum Himmel zu flehen.

Lange dauerte der Kampf, denn stark und tapfer war der Feind und wehrte sich um jeden Schritt Landes, den er wieder verlassen mußte, auf Tod und Leben.

Ein Jahr ging vorüber und Mathilde harrte immer noch vergebens auf Botschaft aus dem Felde oder auf die Rückkehr der Ihrigen.

Es hatten sich in Teutschland Parteien wegen der Wahl des Kaisers gebildet, die einander sich feindlich entgegen stellten, Länder und Wege unsicher machten und dadurch den Entfernten jede Mittheilung erschwerten. Es zogen kriegerische Horden sogar durch Er..k..ng's Gebiet und erlaubten sich Bedrückungen, als wären sie in Feindeslanden. Auf der Burg selbst schien Mathilde nicht mehr sicher, denn schon zwei Mal wurde sie aufgefordert, dieselbe zu übergeben und als ein Pfand für den künftigen Kaiser besetzen zu lassen.

Mathilde wies jede Aufforderung zurück und befahl dem Burgvogt, alle Maßregeln zur hartnäckigsten Vertheidigung zu treffen. Sie sprach ihren Kriegsleuten selbst Muth ein und ließ bei Tag und Nacht das Burgthor schließen, um nicht durch einen plötzlichen Angriff überrumpelt zu werden.

Oft lag sie in ihrem Gemach auf den Knieen vor Gott, bat um Schutz oder Kunde von ihrem Gemahl und ihren Söhnen, und für sich selber um Beistand; aber sie fand den Trost nicht mehr, den sie früher empfunden. „Eh' Mals war es besser;“

sprach sie dann voll Betrübniß: „da kämen Feen und Geister der Ahnen zu den verlassenen Frauen, gaben ihnen Rath und brachten Botschaft von den Entfernten. Jetzt flehe ich vergebens; keine Hoffnung leuchtet mir, und keine Kraft aus der Ewigkeit hört und stärkt mich im Unglück."

Endlich kam ein Mal um Mitternacht ein Bote vor das Thor und begehrte Einlaß. Er hatte sich durch Waldungen und Sümpfe geschlichen, um die Burg zu erreichen. Der Burgvogt forschte ihn aus und fand seine Sendung bestätigt. „Was bringst du?" frug er.

Bote. Nachricht für die Burgfrau.

Burgvogt. Ist sie gut?

Bote. Ach, nein! Der Feinde werden immer mehr und der Unsrigen immer weniger. Ein Ritter nach dem andern zieht fort, um zu Hause für sich selbst zu sorgen, und die Zurückgebliebenen fallen unter den Streichen der Uebermacht.

Burgvogt. Wie geht es den Unserigen?

Bote. Schlecht. Sie sehnen sich nach Hause, weil dort keine Ehre mehr zu gewinnen ist.

Burgvogt. Und unser edler Ritter und seine Söhne?

Bote. Der Ritter bleibt seinem Schwur getreu, die teutsche Kaiserkrone gegen jeden Ausländer zu vertheidigen. „Mögen sie unter sich selbst auch uneins seyn," spricht er: „das gleicht sich wieder aus; wenn aber ein Ausländer sich auf unsern

Thron geschwungen, dann ist Teutschlands Ehre auf ewige Zeiten dahin."

Burgvogt. Wenn in Teutschland viele solche Biedermänner wären, dann stünd' es anders. Doch seine Söhne?

Bote. Sind wie er; nur Schade, daß der ältere, Sigismund, schon vollendet hat. Er fand den Tod bei einem Ueberfall, wo er mit einem kleinen Häuflein gegen einen sechsfach stärkern Feind zu kämpfen hatte.

Dem Burgvogt wurde heiß um's Herz, als er diese Botschaft hörte. „Ach, die arme Edelfrau! wie wird diese Kunde sie erschüttern!"

Mathilde war noch nicht zu Bette. Sie überließ sich einsam den Ahnungen ihres Herzens, die ihr nichts Gutes verkündeten. „Es ist mir so ängstlich zu Muthe", dachte sie: „als wenn ein großes Unglück mir nahe wäre." Sie hörte jetzt das Klopfen am Burgthore, vernahm redende Stimmen und sandte hinunter, um zu erfahren, was vorgehe.

„Laßt die Burgfrau ruhig schlafen", sprach der Burgvogt: „morgen ist noch Zeit genug für schlimme Nachricht." Allein Mathilde wollte heute noch Alles wissen, und beschied den Burgvogt und den Boten zu sich.

Schwer traf sie die Kunde. Keine Thräne kam in ihre Augen, um ihr Erleichterung zu geben. Sie entließ mit wenig Worten die Anwesenden

und übergab sich einem dumpfen Hinbrüten. „Das Schicksal sucht mich furchtbar heim", sprach sie: „und ich darf nicht murren, so lehrt mich die Religion. Wohl, es sey! ich will dulden und harren. Aber es darf nicht so bleiben! Ich will nicht in steter Ungewißheit mein Daseyn tragen, wie eine Last, der man sich lieber entledigen möchte. Ich muß Gewißheit für die Zukunft haben, sonst, ich ahne es, flieht mein Glaube an Gott und Ewigkeit, und meine Lage wird noch schrecklicher."

Den andern Morgen berief sie den Burgcaplan zu sich und ließ sich mit ihm in folgende Unterredung ein:

Burgfrau. Ihr habt gehört, welch' Unglück mich betroffen?

Caplan. Ja.

Burgfrau. Könnt Ihr mir Trost verschaffen?

Caplan. Nicht wohl.

Burgfrau. Hat die Religion keine Heilmittel für Herzenswunden?

Caplan. O ja. Doch sie bedarf der Zeit.

Burgfrau. Hat sie keine Mittel, noch nicht geschehenes Unglück abzuwenden?

Caplan. Ja.

Burgfrau. Welche?

Caplan. Kindliches Vertrauen.

Burgfrau. Ich hatte Vertrauen und welches sind die Früchte davon?

Caplan. Ich beklage Euch, edle Frau. Euer Verlust ist groß, doch rechnet der Religion nicht zu, was sie nicht berührt. Die Fügungen des Himmels sind wunderbar, und Niemand kann des Ewigen Rathschlüsse erforschen.

Mathilde hob ihre Augen bei diesen letzten Worten zum Himmel und sprach tief bewegt: „Gott! vergib mir, wenn ich zweifle; vergib mir, wenn ich entschlossen bin, die Nacht zu durchbrechen, in welcher meine Seele schmachtet. Niemand, sagen sie, könne deinen Rathschluß erforschen, und früher war er den Sterblichen doch offenbar. Die Erzväter, so wurde ich gelehrt, wandelten in Gott und waren die Diener seines Willens. Abraham sah sein eigenes und das Geschick der Seinigen voraus. Josua, Gideon und David waren Krieger, denen der Allmächtige Kraft, Schutz und Sieg verlieh. Selbst meine Vorfahren hatten durch geistige Einflüsse das Schicksal der Ihrigen in ihrer Gewalt und waren nicht der marternden Ungewißheit hingegeben, wie wir in unsern Tagen. Ist das Folge einer bessern Religion oder Folge unserer Schwäche? Hochwürdiger!“ fuhr sie zum Caplan gewendet fort: „darüber gebt mir Aufschluß, damit ich weiß, was ich zu hoffen habe.“

Der Caplan vermied betroffen ihren Blick. Er hatte zwar die Frage vernommen, besaß aber den Muth nicht, in ihren Sinn einzugehen, und bat endlich die Edelfrau: sie solle Gott nicht ver-

suchen, und nicht grübeln über Dinge, die uns zu unserm Glücke verborgen seyen.

Burgfrau. Vieles ist verborgen, wahr ist es; doch zu unserem Glücke, behauptet Ihr! Ich läugne das. Finsterniß ist das größte Uebel, Licht aber weckt die ganze Natur zum Leben. Unsere Religion, nach Euerm eigenen Zeugniss', verlangt keine Finsterniß, sondern Tag soll es durch sie in uns werden. Diesen Glauben habe ich, in diesem Glauben hoffe ich zu sterben, und darum berief ich Euch zu mir, um Euch zu bitten, meinem jüngsten Sohne Unterricht zu geben in jener Glaubenskraft, in welcher die obengenannten Streiter siegten, und die im Stande ist, Berge zu versetzen.

Caplan. Ich verstehe Euch. Es ist ein kühner Gedanke, den ich nicht tadeln aber auch nicht billigen kann. Verzeiht mir, edle Frau, wenn ich Euch von Euerm Vorsatz abzubringen suche. Kindliche Frömmigkeit und Dahingebung halte ich für die Zierden der Religion. Unglück und Ungemach sind auf der Erde, es ist wahr; wir haben viel zu dulden und zu tragen, aber uns ist die Aussicht gegeben, daß nach kurzer Prüfungszeit alle Stürme sich legen, alle Verlorenen sich finden, und alle Sorgen und Klagen mit ewigen Freuden vergolten werden.

Burgfrau. Diese Lehre ist fromm und mild wie Euer Herz. Eh' Mals war sie mir theuer, und ich fand Erquickung in ihr; allein jetzt tröstet

sie mich nicht mehr, und darum hoffe und erwarte ich von Euch die Erfüllung meines Wunsches.

Caplan. Ihr besteht darauf. Edle Frau! ich bedaure, Euch erklären zu müssen, daß ich zu schwach bin, einen solchen Unterricht zu ertheilen. Doch, um Euch einen Beweis meiner Hochachtung für Euer Haus zu geben und die Ehre unserer erhabenen Religion in Euern Augen zu rechtfertigen, werde ich mich auf den Weg machen und einen Lehrer für Euern Sohn suchen, der einer solchen Aufgabe gewachsen ist.

Die Edelfrau wurde gerührt bei der Gutherzigkeit des Caplans. „Ihr gebt mir einen Strahl von Hoffnung", sprach sie. „Ich erkenne die Größe Eures Opfers, Euch bei diesen Unruhen auf die Reise zu begeben; doch rechnet auf den Dank einer Mutter, die nur auf diesem Weg Beruhigung erlangen kann."

Der Caplan beurlaubte sich und verließ schon den andern Tag die Burg. Die Edelfrau beschenkte ihn reichlich, und bat ihn, wieder zu kommen und hier seine Tage zu beschließen.

Der neue Caplan.

Nach vier Wochen seit Abgang des Caplans erschien ein Fremder am Burgthor und verlangte Einlaß im Namen deßelben. Die Edelfrau ließ ihn sogleich einführen, ihn mit Trank und Speise erquicken und zu sich auf ihr Gemach einladen.

Nach kurzen Begrüßungen erkundigte sie sich nach seinem Namen, seinem frühern Aufenthalt, und nach allen Umständen, die sie über die Person ihres künftigen Caplans zu wissen für nöthig erachtete, auf dem gewissermaßen das Schicksal ihres Hauses beruhte.

„Ich heisse Joseph K..i..l,“ begann der Geistliche: „das Dorf T..r in Lothringen ist mein Geburtsort. Meine Aeltern waren reich, aber gottesfürchtig und den Lehren der Religion ergeben. Ich war der älteste Sohn von vieren, und wurde, weil ich Anlagen zum Lernen zeigte und gerne die Kirche besuchte, zum geistlichen Stande bestimmt. Alles, was zu diesem Zwecke erforderlich war, wurde reichlich auf mich verwendet, und meine Aeltern feierten den Tag als ihren glücklichsten, an dem ich in meinem Geburtsort die erste Messe las.

Nun war ich Priester, war reich, und hatte die Aussicht auf die glänzendste Laufbahn, die in meinem Stande errungen werden kann; aber durch die erlangten Erkenntnisse bekam das Leben für mich eine andere Gestalt, und ich sah es deutlich voraus, daß es mir, wenn ich ihm nicht eine andere Ansicht abgewinnen könne, nicht genügen werde.

Weil ich nicht genöthigt war, gleich jeden Posten, der sich mir darbot, anzunehmen, so bat ich meine Aeltern, mich reisen zu lassen, damit ich Gelegenheit fände, den Geist des Christenthums in seiner völligen Tiefe zu erforschen und die Pflichten eines Geistlichen ganz ausüben zu lernen. Sie gaben ihre Einwilligung und der Vater setzte eine bedeutende Summe zu diesem Zwecke aus. Italien war das Ziel meiner Reise; dort, gleichsam in der Wiege des Christenthums, hoffte ich meine Erwartungen alle zu befriedigen, aber mit Erstaunen bemerkte ich, daß sich nicht Alles so verhielt, wie ich es mir vorgestellt.

Ich reiste von Stadt zu Stadt und gelangte endlich zu dem Mittelpunct der Welt, zu dem gepriesenen Rom, und gab dort die Empfehlungen ab, die ich in Rheims und Strasburg erhalten, und mein Erstaunen wuchs, als ich die Priesterschaft sich mehr mit weltlichen als mit geistlichen Dingen beschäftigen sah.

Ich lebte schon ein halbes Jahr in Rom und hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, irgend einen

Anhaltspunct für meinen Wunsch nach höherer Erkenntniß zu finden, als ich zum Cardinal C...h berufen wurde. Er nahm mich zuvorkommend auf, und frug nach kurzer Einleitung: „Sie sind schon lange in Rom?“

Ich. Ein halbes Jahr.

Cardinal. Und der Zweck Ihres Hierseyns?

Ich. Reine Erkenntniß in den Lehren des Christenthums.

Cardinal. Haben Sie gefunden, was Sie suchten?

Es schien mir bedenklich, darüber zu antworten, und darum wurde ich verlegen. Er bemerkte das und sprach: „Aufrichtigkeit ist zwar nicht überall nöthig, aber hier wäre sie gewiß an ihrem Platze.“

Ich. Ich kann mich irren, aber ich fand es nicht, wie ich es erwartet.

Cardinal. Worin fanden Sie Ihre Erwartung hauptsächlich getäuscht?

Ich. Weil ich die Priesterschaft mehr mit weltlichen als mit geistlichen Dingen beschäftigt sah.

Cardinal. Sie sprechen wie jeder Laie, der den Geist von der Welt trennen will. Geist und Welt sind in einander enthalten, Körper und Geist bedingen einander, denn ohne Geist kann der menschliche Körper nicht bestehen und ohne Körper der Geist sich nicht kund thun. Haben Sie mich verstanden?

Ich. Ich will es überlegen und mir es klar zu machen suchen.

Cardinal. Sie haben Talente und, wie es scheint, Muth und Eifer. Besuchen Sie mich wieder.

Fremde wurden angemeldet und ich beurlaubte mich mit der Frage: „Wann ich wieder das Glück haben könne, ihn zu sehen?" — „Alle Tage", sprach er: „wenn Sie wollen. Ich muß Sie prüfen und suchen, was aus Ihnen herauszubringen ist."

Ich machte Gebrauch von seiner Erlaubniß und besuchte ihn sieben Jahre lang fast alle Tage. Es wäre zu weitläuftig, hier Alles zu wiederholen, was er mit mir gesprochen und auf welche Weise er mein Innerstes eröffnet; genug, in ihm hatte ich gefunden, was ich nie geahnt, einen Mann im Geiste, einen Forscher und Denker, dem die Geheimnisse unserer erhabenen Religion sich geoffenbart und ihn zum wahrhaftigen Priester Gottes gestempelt.

Nach sieben Jahren fühlte ich mich fähig, allein zu handeln, und bat ihn daher, mir die Erlaubniß des heiligen Vaters zu verschaffen, in die Welt zu gehen und den Geist des wahren Christenthums unter den Menschen zu verkünden. Meine Bitte wurde gewährt und mit Rührung nahm ich Abschied von dem Cardinal, der mir Vater, Führer und Alles war, indem er mich aus der Finsterniß gezogen und in mir das Licht des Lebens entzündet.

Eh' ich ihn verließ, gab er mir folgende Lehren:

„Wenn Sie der Kirche nützlich seyn wollen, so wandeln Sie vorsichtig.

Sie haben die Geheimnisse der Religion ergründet, aber noch sind Sie nicht ganz reif, denn Ihnen fehlt die Erfahrung. Geben Sie nicht Etwas Preis, was Sie nicht vollkommen besitzen.

Wenn Sie lehren wollen, so prüfen Sie Ihre Zuhörer, was sie ertragen können; Vielen ist ein kleines Licht zuträglicher als ein großes, das ihre Augen blendet.

Die ersten Gesetze unserer Religion sind Liebe zu Gott und dem Nächsten; diese zu verbreiten, bedürfen Sie keiner Schranken, denn man kann hierin nicht zu viel thun.

Mißlicher ist es, den Menschen die Quellen der Weisheit zu zeigen, die in den heiligen Büchern enthalten sind. Falsch verstandene Weisheit führt leicht zum Eigendünkel, wo man die Gränze vergißt, die das Göttliche von dem Weltlichen scheidet.

Die Kraft des Glaubens, die das Evangelium uns lehrt, ist die gefährlichste Klippe, auf welche man den Zuhörer führen kann. Der Mensch, wenn er ein Mal diejenigen Kräfte erkennt, die unbesiegbar sind und siegend wirken, verliert sich leicht, vergißt das Licht, das ihm die Stärke gibt, wird zum Ungeheuer, zum Verderber, und dient statt dem Himmel der Hölle und seinem eigenen Hochmuth."

Mathilde hatte mit besonderer Aufmerksamkeit diese Erzählung angehört und erwiederte: „Ich kann leicht errathen, warum Ihr mir die Verhaltungsregeln, die Ihr empfangen, so vollständig mitgetheilt. Es ist jetzt nicht Zeit, mich darüber zu äußern; wenn Ihr Euch von der Reise erholt habt, wollen wir mehr über diesen Gegenstand sprechen. So viel aber muß ich Euch bekennen: daß ich Gott danke, der Euch hieher geführt; denn in Euch glaube ich den Mann gefunden zu haben, der meinen Wunsch erfüllen und mich beruhigen kann."

Sie blieb allein und überlegte das Gehörte. „Liebe", sprach sie: „ist ein erhabenes Gebot, das uns zum Paradies erheben könnte, wenn unsere Herzen nicht so oft verwundet würden. Diesen Wunden vorzubeugen kann nicht Sünde seyn, wenn wir es in der Kraft desjenigen thun, von dem Alles kömmt und der ja selbst die ewige Liebe ist."

Mathilde beschied den andern Tag den Caplan zu sich, um sich mit ihm über die Art und Weise, so wie über die Zeit, wenn er seinen Unterricht beginnen wolle, zu besprechen. Er schien bedenklich und machte den Versuch, sie von ihrem Vorsatz abzubringen, allein sie fiel ihm in die Rede und sprach: „Wenn Ihr mich lehren könnt, daß Herzen nicht mehr bluten, wenn sie verwundet sind, so will ich Euern Vorschlag ehren, vermögt Ihr dieses nicht, so bitte ich Euch, beginnt den Unterricht mit meinem Sohne."

Caplan. Es sey, ich will es wagen; will seine Kräfte prüfen, und wenn ich ihn für fähig halte, ihm den Weg zu einer Laufbahn zeigen, die ihn zum höchsten Ziele des Daseyns führt.

Mathilde fühlte sich gestärkt durch die empfangene Hoffnung; er aber bat um Weisheit, damit sein Werk gelinge und nicht zum Unglück führe.

Gottfried von Er..k..ng.

Es ist billig, daß wir denjenigen, von dem so viel gesprochen wurde, und der im Verlauf dieser Geschichte als Hauptperson dasteht, etwas näher kennen lernen.

Gottfried war, wie oben schon bemerkt worden, der jüngste Sohn des Ritterhauses Er..k..ng. Obschon neun Jahre jünger als Bernhard, hatte er sich doch schon mit seinen beiden Brüdern in Ritterspielen geübt, und, wenn jene ihre großen Streitrosse bestiegen, so setzte er sich auf einen Gaul von so kleiner Art, daß er mit den andern in großem Mißverhältnisse stand. Die Burgknechte lachten zwar über den kleinen Rittersmann und über sein Rößlein, aber das kümmerte ihn nicht, er schwang seine kleine Lanze und sein leichtes Schwert mit einem Eifer, als gälte es auf Tod und Leben. Die Mutter sah dieß Spiel und es wurde ihr oft bang um's Herz, wenn sie bedachte, daß es in wenig Jahren sich in blutigen Ernst verwandeln werde.

Schon damals keimte der Entschluß in ihr, den sie jetzt auszuführen im Begriffe stand; ihn zu

einem Kämpfer zu erziehen, der über jede Gefahr erhaben, sein Schicksal in seinen Händen trage und nicht dem blinden Zufall unterworfen sey. Sie machte tausend Plane, ihr Vorhaben in's Werk zu setzen, allein sie scheiterte jedes Mal an dem Unglauben derjenigen, denen sie ihren Vorsatz mittheilte, weil man ein solches Ziel für unmöglich hielt. Sie wäre wahrscheinlich auch davon abgestanden, hätte nicht der Krieg und der Tod ihres ältern Sohnes sie auf's Neue darauf geführt.

Nun aber stand ihr Vorsatz unwiderruflich fest, und um ihn zu verwirklichen, wandte sie sich an den Caplan.

Gottfried kannte den Plan seiner Mutter und hätte sich schon längst dazu verstanden, ihn in Ausübung zu bringen, aber es ging ihm wie ihr; man hielte die Sache für Träumereien und schickte ihn auf diese Weise fort.

Dessen ungeachtet war er nicht ruhig. Die Idee eines unbesiegbaren Ritters hatte ein Mal bei ihm Wurzel gefaßt, und er dachte oft daran, ob es nicht möglich wäre, der Sache allein auf die Spur zu kommen.

Er hatte viele Geschichten gehört von Gnomen und Feen, die den Sterblichen Schutz und übernatürliche Kräfte verleihen; die Geschichten der biblischen Helden waren ihm eben so merkwürdig und er fand sich oft versucht, zu glauben, daß es nur auf den Menschen selbst ankomme, sich alle diese

Genien, Engel und übernatürlichen Kräfte anzueignen.

Er besprach sich oft mit seiner Mutter darüber, diese aber, so sehr sie es auch wünschte, wußte kein Mittel anzugeben, solche Eigenschaften zu gewinnen.

Ein alter Knappe, den Gottfried's Vater besonders gern um sich hatte und der ihn auf allen Zügen begleitete, wurde endlich sein Vertrauter, und dieser gab ihm einige Winke, die ihm die Sache bestätigten und den Durst nach Erkenntniß geheimer Kräfte noch vermehrten.

Er machte verschiedene Versuche, einige erhaltene Regeln in Anwendung zu bringen, aber die Sache mißlang und er gerieth in neue Verlegenheit. Die Idee von wunderbaren Kräften war in sein ganzes Wesen übergegangen, und es kränkte ihn bitter, daß er auch nirgend eine Gewißheit erlangen konnte.

Der Knappe zwar blieb seiner Behauptung getreu, nicht Jeder könne die Schlüssel, oder wie er meinte, die Handgriffe mit Erfolg benützen, wenn er sich nicht vorher tüchtig gemacht habe; aber worin diese Tüchtigkeit bestehe, konnte oder wollte er nicht angeben.

Gottfried stand auf dem Punct, mit ihm zu brechen, wenn nicht der Zug in das Feld sie ohne dieß getrennt hätte. Jetzt war er sich allein überlassen, und brütete für sich selbst über Feen, Nixen

und Gnomen, und konnte oft nicht begreifen, warum keines dieser Wesen seinen Glauben belohne und sich ihm zeige.

In dieser Stimmung war er, als der neue Caplan auf die Burg kam. Weil er von der Mutter den Zweck, wozu derselbe berufen war, kannte, so betrachtete er ihn als eine Art Wundererscheinung, und konnte es kaum erwarten, mit ihm, seinem künftigen Lehrer, in Berührung zu kommen. Endlich erschien der ersehnte Tag. Die Mutter ließ ihm sagen, der Herr Caplan wünsche ihn morgen zu sprechen, um ihn mit dem künftigen Unterrichtsplan bekannt zu machen. Er konnte die Zeit kaum erwarten, und stand den andern Tag sehr früh auf, um ja in Bereitschaft zu seyn, wenn Jener ihn rufen ließe, oder allenfalls zu ihm kommen sollte. Es geschah keines von Beiden, sondern sie begegneten sich auf dem Schloßhof und der Unterricht begann.

Der Unterricht.

Gottfried, so sehr er auch fühlte, daß er der Sohn des Hauses sey, den man mit einem gewissen Grad von Ehrfurcht behandeln müsse, wurde doch verlegen, als der Caplan ihn anredete. Er wußte nicht gleich etwas Passendes zu erwiedern und sprach: „Willkommen hier, Herr Caplan!"

Caplan. Seyd mir gegrüßt, edler Junker.

Gottfried. Ihr werdet wohl lange bei uns bleiben?

Caplan. Das hängt von Euch ab.

Gottfried. Von mir?

Caplan. Ich soll Euch unterrichten in der Kunst des Lebens.

Gottfried. Die Mutter hat mir davon gesagt.

Caplan. Diese Kunst erlernt man aber nur durch Muth und Festigkeit, denn viele Hindernisse sind zu besiegen und harte Kämpfe zu bestehen.

Gottfried. Ich kann beharrlich seyn und gebe Euch mein Wort, daß kein Kampf mich schreckt, wenn ich weiß, daß ich zum Ziele gelange.

Caplan. Dann wäre es Schade, noch zu

säumen und den Unterricht nicht sogleich zu beginnen. Wohl! so hört: Das Erste ist, sich selbst zu kennen. Ihr seyd eines tapfern Ritters Sohn, seyd als Junker aufgewachsen, der Herren=Sinn hat tief in Euch gewurzelt. Das Alles muß sich ändern. Der Mensch allein kann wahre Kraft erringen, denn er ist's, der aus der Kraft entsprungen ist und sie in sich entwickeln kann. Versteht Ihr mich?

Gottfried. Ich ahne, was Ihr sagen wollt, doch deutlich kann ich's noch nicht fassen. Daher erlaubt mir, zu fragen: welcher Unterschied ist zwischen Mensch und Junker?

Caplan. Ein Papagei spricht, was man ihn lehrt, der Mensch bedarf der Lehre nicht.

Gottfried. So sind die armen Leute besser d'ran, als wir, denn in ihrem Herzen liegt kein Herren=Sinn versteckt.

Caplan. Der Sinn des Knechtes drückt sie nieder.

Gottfried. Demnach gäbe es wenig wahre Menschen?

Caplan. Sehr wenige.

Gottfried. Das ist doch sonderbar. Zwar ist mir's jetzt klar, aber mein Herz sträubt sich dagegen.

Caplan. Das ist ein gutes Zeichen, wenn Ihr dieses Gefühls Euch noch klar und deutlich bewußt seyd. Auf dieses Gefühl wollen wir un=

sern Unterricht bauen und Hand in Hand den neuen Menschen suchen. Für heute genug.

Sie trennten sich. Der Caplan begab sich in sein Gemach, um sich selbst zu leben, der Junker aber ging in dem Schloßhof lange sinnend auf und nieder und gab sich Mühe, die Worte seines Lehrers sich recht verständlich zu machen.

Den andern Tag kam er wieder zum Caplan und sprach: „Ich habe nachgedacht über Eure Worte und finde, daß sie klug sind, allein es wird schwer halten, das Eine von dem Andern zu sondern, denn ich habe gefunden: daß ich, wenn ich auch nicht will, immer als Junker denke und handle.“

Caplan. Das ist gut. Wer einmal Eines gefunden hat, der kann auch das Andere entdecken. Nur muthig vorwärts!

Gottfried. Wenn ich nun frage: Warum bleibt der Mensch immer an seinen Kleidern hängen? Das heißt: Warum ist ihm sein Stand so wichtig? So ist die natürliche Antwort: Weil er dazu erzogen ist. Das scheint Eurer Rede nach ein Fehler, und darum wäre es besser, wenn der Mensch gar keine Erziehung hätte.

Caplan. So gar schlimm wär' es wenigstens nicht, als man denkt. Doch jetzt dürfen wir uns darauf noch nicht einlassen; es wird eine Zeit kommen, wo es Euch klar seyn wird, daß der erste Mensch, welcher auch keine Erziehung hatte, nicht

schlechter war als wir. Doch bis Ihr zu dieser Erkenntniß gelangt seyd, müssen wir noch ein wenig Geduld haben, und darum frag' ich Euch: Was muß der Mensch thun?

Gottfried. Gutes.

Caplan. Was ist gut?

Gottfried. Alles, was Recht ist.

Caplan. Was ist Recht?

Gottfried. Alles, was seyn muß.

Caplan. Das ist gut geantwortet. Ich könnte zwar fragen: Was ist das, was seyn muß? und da würdet Ihr mit der Antwort stocken, denn thun, was seyn muß, ist das erste und letzte Gesetz Gottes und der Natur.

Gottfried. Ist es möglich?! Erklärt mir dieses durch ein Beispiel.

Caplan. Ein Fuhrmann sollte Steine in eine hochgelegene Burg führen. Der Weg war schlecht, und nur mit Mühe konnte man ihn fahren. Der Fuhrmann aber erbot sich, die Steine zu liefern. Er bespannte seinen Wagen mit so vielem Zugvieh, als er nöthig hielt, und führte den beladenen Wagen hinauf. Der Fuhrmann hatte gethan, was er thun mußte, um sein Versprechen zu erfüllen.

Gottfried. Das ist wahr, aber ich kann die Anwendung nicht finden.

Caplan. Diese ist leicht, wenn wir bedenken, daß der Mensch auch in die Höhe muß, obschon er eine große Last zu tragen hat.

Gottfried. Welches ist die Höhe, welche Ihr meint?

Caplan. Das Leben in seinem reinsten Licht.

Gottfried. Welches ist die Last?

Caplan. Wir selbst; unser Ich.

Gottfried. Und das Zugvieh?

Caplan. Unsere Lebensbegierden.

Gottfried. Wie? Und diese sollten dazu dienlich seyn, uns in die Höhe zu bringen?

Caplan. Wer denn sonst? Habt Ihr andere Kräfte, die Euch ziehen können? Habt Ihr andere Mittel? Nein! Was wir besitzen, das müssen wir benützen lernen; was wir noch nicht haben, und wenn es das Beste wäre, hat für uns keine Kraft, ist für uns nicht vorhanden.

Gottfried. Ihr macht mich verwirrt. Von Jugend auf wurde ich gelehrt, man müsse die Begierden dämpfen, unterdrücken und sogar vernichten. Ihr aber lehrt mich das Gegentheil. Wie soll ich mir da helfen?

Caplan. Ihr müßt genügsam seyn, das heißt: Ihr müßt Euch nur ein Ziel, aber nicht mehrere setzen! Dann suchet die Begierden, welche nach jenem Ziele sich hinneigen, übergebt Euch ihnen, und Ihr werdet sehen, wie leicht es gehen wird.

Gottfried. Da ist ja die Aufgabe, ein hohes Ziel zu erringen, nicht schwer, wenn uns unsere Natur selbst dahin zieht.

Caplan. So ist es. Die Sache selbst ist

nicht schwer, aber den Kampf der Begierden zu schlichten, diejenigen, welche thätig seyn sollen, auszuwählen, und die andern zur Ruhe zu bringen, das ist schwer, das ist ein Kampf, der nur dem klugen und muthigen Kämpfer gelingt.

Gottfried. Ich begreife. Ich will nun auch ein Beispiel setzen: Wenn ich mir vornehme, die Wünsche eines Menschen zu erfüllen, der mir sonst widerwärtig war, so muß ich seine Widerwärtigkeiten vergessen und nur seine guten Eigenschaften betrachten. Von diesen werd' ich dann hingezogen und mein Vorhaben erfüllt sich mit leichter Mühe.

Caplan. Ihr habt gut gesprochen. Ueberdenket dieses und morgen mehr davon.

Es würde zuweit führen, alle Unterredungen des Caplans und seines Zöglings hieher zu setzen. Es sey genug, wenn wir sagen, daß Gottfried in Zeit von zwei Jahren ihn ziemlich verstehen und die deutlichen Merkmale des natürlichen Menschen in sich erkannte.

In diesem Jahre hatte sich auf der Burg nicht vieles geändert; der Ritter und sein Sohn standen noch im Felde und kämpften unter großen Anstrengungen mit abwechselndem Glücke. Die Unruhen in Teutschland nahmen immer mehr über Hand, und man wußte am Ende nicht mehr, welcher Partei man eigentlich angehöre. Luxemburg hatte einen großen Anhang; Oesterreich nicht min-

der, und Baiern, das in der Mitte aller dieser Kämpfe lag, gewann dadurch ein Uebergewicht, weil es durch seine Nähe immer den Vorsprung gewann. In dieser Lage der Dinge hatte Mathilde noch keine Hoffnung, Sohn und Gatte bald wieder zu sehen. Selbst wenn diese den Entschluß gefaßt hätten, nach Hause zu ziehen, so sahen sie sich abgeschnitten von den Baiern, die in jener Gegend ihr siegendes Panier aufgeschlagen.

Mathilde, von Allem diesem unterrichtet, sah die Unmöglichkeit ein, Nachrichten zu geben und zu erhalten, und tröstete sich mit der Aussicht, ihr jüngerer Sohn werde einst die Wolken zertheilen, welche ihre Zukunft umhüllten.

Gottfried übte sich neben dem Unterricht, welchen er bei dem Caplan genoß, in ritterlichen Spielen, und Alle sahen mit Verwunderung auf seine Behendigkeit und Stärke.

Der Caplan, welcher diese Uebungen, wenn auch unsichtbar, lenkte, machte seinen Zögling aufmerksam auf die innern Kräfte des Menschen, wie sie oft schlummern, dann auf ein Mal hervortreten, und uns Gelenkigkeit, Muth und Scharfsinn geben.

„Wahr ist's!" sprach Gottfried, „manch' Mal vollbringt man etwas, das uns im Augenblick vorher unmöglich geschienen. So ist es auch mit unsern Gedanken: Man kann Tagelang über einen Gegenstand brüten, aber man ist wie verstockt

und plötzlich steht es klar vor uns. Woher kommt es, daß dieses oft so langsam geht?

Caplan. Weil wir Umwege machen.

Gottfried. Umwege? Das begreif' ich nicht.

Caplan. Doch ist es so.

Gottfried. Erklärt es mir.

Caplan. Wenn Ihr Jemand sprechen wollt und Ihr wißt nicht wo er wohnt, so müßt Ihr ihn erst suchen. Nicht wahr?

Gottfried. Versteht sich.

Caplan. So geht's mit unsern Kräften. Wenn wir wüßten, wo die Kräfte säßen, so könnten wir sie schnell hervorrufen. So auch mit den Gedanken. Wenn wir den Sitz des Gedankens wüßten, so würde es uns keine Mühe kosten, Gedanken von ihm zu erhalten, die uns über Jedes, was uns verborgen ist, aufklärten.

Gottfried. Das ist gut. Nun ist die Frage: Wie man den Sitz dieser Kräfte erkennen lernt?

Caplan. Ganz recht. Wer diese Fragen auflös't, der hat das Ziel errungen. Doch, um nicht Eines mit dem Andern zu vermischen, so wollen wir zuerst den Gedanken prüfen, um den Weg zu ihm kennen zu lernen.

Gottfried. Ich bin voller Erwartung.

Caplan. Es besteht hier ein Grundsatz, der folgendermaßen heißt: Jede Kraft kann nur sich selber oder das, was mit ihr übereinstimmt, denken.

Gottfried. Das wäre sonderbar.

Caplan. Es ist naturgemäß. Das Ohr kann nichts anderes, als Kräfte des Ohres denken; es kann sich keine Farben vorstellen, keine Flächen messen, kurz, nichts, was nicht in sein Bereich gehört. Wenn wir vom Geruch sprechen, so denkt die Nase; und nur der Gaumen allein kann die Schmackhaftigkeit der Speisen beurtheilen.

Gottfried. Es ist wahr, ich habe die Probe gemacht, während Ihr gesprochen. Es ist wahrhaftig wahr! Aber wohin soll das führen?

Caplan. Soweit, als des Menschen Kraft reicht. Soweit, als er im Stande ist zu denken und zu fühlen. In die Unendlichkeit, in das Allerhöchste, in das Allerinnerste der Natur und seines eigenen Wesens.

Gottfried. Gebt mir noch eine Regel, oder besser, laßt mich noch eine Probe machen.

Caplan. Nun wohl: Womit denkt Ihr an Eure Mutter?

Gottfried. Mit meinem Herzen.

Caplan. Womit denkt Ihr ihre Gestalt?

Gottfried. Mit den Augen.

Caplan. Womit den Ton ihrer Stimme?

Gottfried. Mit den Ohren.

Caplan. Wenn Ihr sie aber denkt als Mutter, als Eure Versorgerin, als Eure Führerin und Pflegerin, so denkt Ihr sie mit Eurem Herzen. Und mit je mehr Dankbarkeit und Liebe Ihr diese Eigenschaften Euch vorstellet, desto tiefer ist der

Gedanke, den wir aber mit dem Ausdruck Gefühl bezeichnen, weil wir ihn im Herzen fühlen.

Gottfried. Ich danke Euch. Ihr habt mir Aufschluß gegeben, der mich über Manches belehrt. Ich werde mich üben in der Zergliederung dieser Denkkräfte, und hoffe, es am Ende selber herauszubringen, wo die Stärke des Kämpfers wohnt, wenn er für unterdrückte Unschuld, für sein Vaterland, für Gott und Ehre zu Felde zieht.

Caplan. Euere Hand, junger Mann! Ich sehe, Ihr werdet in die Höhe kommen.

Den andern Tag kam Gottfried sehr vergnügt zum Caplan und sprach: „Ich habe Vieles entdeckt. Ich kenne die Kraft des Reiters, des Kämpfers mit dem Speer und mit dem Schwerte, auch fühl' ich schon, wie der Schild sich hebt. Ach, lieber Herr Caplan, Euch hat Gott zu mir gesandt! Führt mich nur vorwärts und vergeßt dabei nicht, mich immer mehr zu lehren, was Gut und Recht ist, denn ich habe schon einige Mal gefunden, daß man oft nicht gerne thut, was seyn muß.“

Caplan. Willkommen, edler Junker! Ihr seyd fleißig, wie ich höre, das freut mich. Von selbst Versuche machen, zeugt von Eifer, und der ist lobenswerth. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß man erst stehen lernen muß, eh' man gehen und fechten kann. Verstehet mich jedoch nicht falsch! Ich tadle nicht, was Ihr gethan, ich mache Euch

nur aufmerksam, daß man, um sicher eine Leiter hinauf zu steigen, zuerst die unterste Sprosse betrete, und dann weiter, eine nach der andern. Ist es nicht so?

Gottfried. Wer kann das läugnen? Führt mich an die Leiter.

Caplan. Wir müssen sie erst stellen.

Gottfried. Stellen?

Caplan. Ja. Sie hängt noch schief in einer finstern Scheune.

Gottfried. So zeigt sie mir.

Caplan. Ihr seyd's.

Gottfried. Erklärt es mir.

Caplan. Sagt mir, wenn Ihr denket, wo fangen Euere Gedanken an sich zu regen?

Gottfried. Im Kopfe doch wohl.

Caplan. Im Kopfe oder am Kopfe?

Gottfried. Das weiß ich nicht.

Caplan. Wenn Ihr das wißt, so habt Ihr die Leiter und könnt versuchen, sie zu stellen. Lebe wohl bis morgen.

Den andern Tag kam Gottfried, höchst unzufrieden mit sich selbst. „Ich habe gesucht," sprach er zum Caplan: „den ganzen Tag und fast die ganze Nacht, und bin unvermögend die Aufgabe zu lösen. Zuerst sagtet Ihr, jede Kraft könne nur sich selber, oder was mit ihr übereinstimme, denken, nun aber fragt Ihr: wo fängt der Gedanke an sich zu regen? Es ist also eine neue

Frage und kann nicht auf die obige Art beantwortet werden.

Caplan. Ganz richtig. Zuerst sehet, höret und empfindet Ihr einen Gegenstand oder stellet ihn Euch vor. Nun aber tritt dieses Gesehene oder Vorgestellte in Thätigkeit, wird unser und wir denken darüber nach. Womit geschieht dieses zuerst?

Gottfried. Ich weiß es nicht.

Caplan. Welches sind die Hülfsmittel zum Denken?

Gottfried. Die Worte.

Caplan. Wo bilden sich diese?

Gottfried. Im Munde.

Caplan. So ist es. Im Munde eröffnet der Gedanke seine Thätigkeit und geht dann erst auf dem bestimmten Wege wieder zu derjenigen Kraft zurück, die ihn erzeugt oder mit ihm übereinstimmt.

Gottfried. Gebt mir ein Beispiel.

Caplan. Der Müller nimmt die Früchte aus dem Sack, schüttet sie auf die Mühle, macht Mehl daraus und füllt damit den Sack auf's Neue.

Gottfried. Ich kann die Anwendung nicht finden.

Caplan. Der Sinn hat eine Vorstellung em= empfangen, nun gibt er sie vermittelst der Sprache dem Munde, dieser läßt sie durch den Körper gehen, um sie zu zermalmen, dann kommt sie als vollendeter Gedanke in den Sinn zurück.

Gottfried. Die Lehre ist klar, aber die Ausübung?

Caplan. Ist einigen Schwierigkeiten unterworfen. Doch Uebung besiegt Alles.

Gottfried. Ich danke Euch. Ich werde gewiß nicht unthätig seyn.

Caplan. Noch Eines: Vergeßt die Leiter nicht!

Gottfried. Gehört diese zur Sache?

Caplan. Ganz genau. Wenn der Mund seine Thätigkeit begonnen, so kommt Alles darauf, daß wir die gehörige Stufenleiter beobachten. Zuerst muß man die Leiter auf den Boden stellen und dann die Thätigkeit beginnen.

Gottfried. Lehrt mich das!

Caplan. So höret: Auf den Füßen steht der Mensch, wenn diese nicht fest sind, so fällt er leicht. Prüfet das und dann kommt wieder.

Gottfried war in einer verzweifelten Lage. In den Füßen denken lernen, das wollte ihm nicht in den Sinn. Er machte alle möglichen Versuche, aber einige Mal verzweifelte er beinahe am Erfolg. Endlich aber gelang es ihm, und nach fünf Wochen kam er wieder und sprach: „Verzeiht mir, daß ich dieses Mal so lange gezögert, aber die Sache war mir allzuschwer. Doch auf ein Mal hatte ich es gefunden.“

Caplan. Hört weiter. Die Füße sind die erste Sprosse, von diesen steigt man zu den Knieen,

dann in die Hüfte, in den Nabel und die Herzgrube, in den Hals und zuletzt in den Kopf. Die Leiter ist aufgerichtet, jetzt lernet weiter steigen.

Ein volles Jahr hatte Gottfried zu thun, um diese Aufgaben zu erfüllen. Er besuchte zwar täglich den Caplan, erhielt aber keine Lehren von ihm, sondern sie besprachen sich über den Werth und die Kräfte des Menschen im Allgemeinen. Endlich aber meinte der Schüler, er stehe auf der Spitze der Leiter und sprach: „Prüfet mich, ob ich's errungen habe.“ — „Ihr habt es errungen;“ erwiederte der Caplan, „doch ein geschickter Steiger greift auch um sich mit den Händen, das wird Euch, denke ich, leicht seyn. Schwerer aber ist, was ich noch sagen werde: Alles, was wir von Außen vollbringen, muß auch im Innern geschehen. Das erste Steigen berührte nur die Haut, nun wollen wir durch das Fleisch, durch die Gebeine, durch Nieren, Leber, Lungen und Herz, sogar durch das Mark der Knochen dringen, um uns der ersehnten Vollendung zu nähern.“

Jetzt begannen die Kämpfe. Feuer, Kälte, alle Uebel zeigten sich im Körper des Schülers, daß er ohne Zuspruch seines Lehrers unterlegen wäre, und den Sieg des Kreuzes, den ihm der Caplan als glänzendes Ziel vor Augen stellte, nicht errungen hätte. Aber endlich legten sich die Stürme in ihm und er stand da als ein neuer Mensch.

„Nun laßt uns den Kämpfer bilden;“ sprach

der Caplan. „Die Füße stehen, die Hände sind lebendig, der ganze Körper hat sich entwickelt zur freien Thätigkeit und den Geist empfangen. Jetzt vorwärts! Bebet nicht, was Euch begegne und welche Gesichte sich Euch auch zeigen; es ist der innere Mensch, der sich nun fühlt und seine Eigenschaften zu offenbaren strebt.

Der kühne Steiger bedarf nicht immer aller Sprossen, er überspringt oft eine, zwei, drei, manch' Mal auch fünf, um desto schneller in die Höhe zu kommen. Er macht sich frei von allen Banden und fliegt empor mit Adlerkraft.

Die Sprache bildet sich im Munde; allein sie muß uns überall durchdringen, damit unsere ganze Natur zur Sprache werde, in welcher das Wort Gottes erklingt und uns die Wahrheit zeigt. Gehorchet diesem Worte, wenn Ihr es hört, unternehmet nichts ohne seinen Rathschluß, und ein neuer Tag geht auf in Euch.

Das innere Auge muß sehen, das innere Ohr muß hören und alle Sinnen sich im Innern, in ihrer Wurzel finden, dann ist der Mensch erstanden zum Leben und der Kreuzestod ist hinter ihm.

Die Kräfte kennt Ihr jetzt, doch, was sie zu wirken vermögen, kann nur der Glaube lehren. Es ist nicht zu ermessen und Keiner hat es noch ganz vollbracht. Der Ewige spricht: „Fürchtest du zu viel von mir zu glauben oder mich zu groß zu denken? Sieh' an die Myriaden Sterne, ich habe

sie dorthin gesetzt, um dem zu leuchten, der sich mir naht. Sieh' an den Bogen des Himmels im schönsten Azur, ich habe ihn gewölbt, um dem einen Tempel zu geben, der zu mir betet. Wer zu mir bittet im Geiste, den höre ich und die Willfahrung liegt schon in der Bitte. Wer in meiner Sprache zu mir spricht, der spricht in mir und Alles, was mein ist, ist seyn." Mehr darf ich nicht sagen, Ihr wißt jetzt Alles, und was Ihr bedürft, müßt Ihr durch Euch selber erlangen."

Der Unterricht war jetzt zu Ende und der Caplan forderte Gottfried auf, der nun drei und zwanzig Jahre zählte, sich zu üben und vorzubereiten, weil bald die Stunde kommen werde, die Probe zu machen, ob er der Schule nicht ferner bedürfe.

Gottfried drückte dem Caplan innig die Hand und erwiederte: „Ich kann es nicht aussprechen, was ich für Euch empfinde. Ihr habt mich aus der Nacht des lebendigen Todes gerissen und mich zu einem höheren Daseyn hervorgerufen. Die Kraft, die Euch geführt und die Ihr in mir erweckt, soll Euch vergelten; ich kann nur danken und Euch lieben."

Caplan. Liebe ist der einzige Lohn, der mir werden kann und mich erfreut. Darum vergeßt mich nicht, wenn Euere Laufbahn einst begonnen und Ihr mich nicht mehr sehet. Unsere Herzen

sollen sich umschlungen halten unter allen Wechseln der Zeit.

Gottfried sank gerührt an seine Brust und sprach: „Ewige Liebe!“ — „Ewige Liebe!“ erwiederte der Caplan und schloß ihn, wie der Vater den Sohn, an seine Brust.

Teutschland.

In den öffentlichen Angelegenheiten hatte sich Vieles geändert. Die Prätendenten der Kaiserkrone traten kriegerisch gegen einander auf und setzten die teutsche Ritterschaft in die peinlichste Ungewißheit. Keiner wußte, welche Partei zu ergreifen sey, weil man den Ausgang nicht voraussehen konnte. Neutralität war jedoch unmöglich, und so suchten sich die Kleinern unter sich selbst zu verbinden, um irgendwo einen Ausschlag zu geben. Ein solcher Plan gedieh jedoch sehr langsam und das arme Vaterland sah sich als den Schauplatz verheerender Kriege.

Die Franzosen waren indessen zurückgedrängt und schienen abzustehen von ihren Absichten auf die teutsche Kaiserwürde, aber der Kampf mit ihnen hatte viele Opfer gekostet, denn der Kern der Ritterschaft lag theils schwer verwundet darnieder oder war auf dem Schlachtfelde geblieben. Unter den letztern befand sich auch Bernhard, der zweite Sohn des Ritters Er..k..ng; er selbst aber sah keine Hoffnung, irgend etwas zum Besten des Vaterlandes zu unternehmen.

Längst wär' er schon nach Hause gezogen, aber er wollte sich nicht der Nothwendigkeit aussetzen, sich für eine Partei erklären zu müssen, und darum fand er es gerathener, vor der Hand in Lothringen gegen die Franzosen als Wächter zu bleiben, um sie zu hindern, sich die Uneinigkeit der Teutschen zu Nutzen zu machen.

Mathilde erhielt Nachrichten von ihm und von dem Tode ihres zweiten Sohnes. „Ich bin bestimmt, Verluste zu ertragen!" sprach sie. „Wohl mir, daß ich in meinem jüngsten Sohne mir eine Stütze erzogen, die nicht so leicht brechen wird."

Sie trauerte tief, aber faßte sich, weil sie es gleichsam vorausgesehen, daß dieser Schlag noch kommen werde. Sie fürchtete jetzt nur noch für ihren Gemahl und wünschte sehnlichst, ihn wenigstens noch ein Mal zu sehen, eh' der Tod sie auf immer trenne.

So standen die Angelegenheiten, als der Caplan seinen Schüler für reif erklärte, in's öffentliche Leben einzuwirken.

Die Erwartungen, welche man von ihm hegte, waren verschieden. Viele meinten, er werde als gelehrter Schiedsrichter durch Disputationen die öffentlichen Angelegenheiten zu schlichten suchen. Andere hegten wenig Vertrauen zu ihm, weil er zu jung war und sich in der letzten Zeit mehr mit dem Caplan, als mit den Waffen beschäftigt hatte. Die Burgfrau aber konnte die Zeit seiner öffentlichen

Thätigkeit kaum erwarten und ermuthigte ihn bei jeder Gelegenheit, sich dazu tüchtig zu machen.

Der Caplan beobachtete in Stille seinen Schüler, ließ ihn jetzt frei gewähren, wenn er die Kriegsleute musterte und ihnen Verhaltungsbefehle ertheilte.

Er sah ihn ein Mal sein Streitroß tummeln und die Lanze schwingen. Als er vom Pferde gestiegen war, sprach der Caplan: „Ich fürchte, es ist mir ergangen wie der Göttin Thetis, die, weil sie vergaß ihrem Sohn Achilleus, als sie ihn in den Lethe tauchte, auch die Fersen zu benetzen, ihn dadurch verwundbar machte. — Wir haben die Faust vergessen, die bei Euch noch nicht lebendig und nicht befestigt ist.“ Gottfried dankte ihm, entfernte sich und in fünf Tagen sprach er zu Jenem: in meiner Faust ist kräftiges Leben.

Gottfried's erste That.

Ein zahlreicher Haufe Krieger, von dem tapfern Ritter B..ng angeführt, kam vor die Burg und verlangte Einlaß im Namen des Herzogs von Luxemburg. Gottfried hörte dieses Begehren und sprach: „Ich kenne den Herzog nicht."

Ritter B..ng, den diese Antwort verdroß, ließ ihm bedeuten: wenn er die Burg in vier und zwanzig Stunden nicht übergebe, so werde er Sturm laufen und das Nest zerstören.

„Sagt dem Ritter," sprach Gottfried: „daß ich die Burg weder in vier und zwanzig Stunden noch sonst jemals übergebe, und wenn ihm diese Antwort nicht gefalle, so werde ich zu ihm hinunter kommen und ihm zeigen, daß noch Männerkraft in unsern Knochen fließt."

B..ng ließ auf dieses hin gleich Vorkehrungen zu einem Angriff machen und rückte den Mauern der Burg so nahe, daß die Belagerer und Belagerten sich mit einiger Anstrengung besprechen konnten. Gottfried sah diese Bewegungen und stand ruhig auf der Warte. B..ng rief ihm zu: „Komm' herunter Knabe, wenn du Muth hast!" Gott-

fried entgegnete: „Sammle nur indessen deine Leute, daß ich etwas zu thun bekomme.“

So höhnten sie sich lange. Bald nahmen die Kriegsknechte auch Theil daran und steigerten durch Spöttereien ihre Kampflust auf den höchsten Grad. Endlich entfernte sich Gottfried von der Mauer und sagte zu sich selbst: „Nun ist es Zeit, die Sterne blinken, das ist ein Siegeszeichen. Es wird geschehen, wie mir der Geist gezeigt.“

Er ließ das Thor öffnen und zog mit seiner kleinen Schaar den Berg hinunter. Als die Belagerer sie erblickten, so gering an Zahl, erhoben sie ein lautes Gelächter und fanden es kaum der Mühe werth, sich zu ordnen.

„Der Flügel schwingt und hebt sich!“ rief Gottfried. „Auf, jetzt in den Feind!“

Wie der Wind durch entblätterte Bäume fährt, so geschwind hatten sie die Linie des Feindes durchbrochen und Schrecken unter ihn gebracht. B..ng war, eh' er sich's versah, von Gottfried entwaffnet und vom Pferde gestoßen. Der Kampf war schnell zu Ende; die Feinde ergaben sich und baten, sie gegen Geißeln, die sie zu stellen erbötig waren, ziehen zu lassen.

Gottfried war es zufrieden. „Ziehet fort“, sprach er: „und kommt nicht wieder, sonst kann ich euch nicht mehr schützen, denn ein Kämpfer ist mit mir, dem alle Feinde nur Staub im Sturmwind sind.“ Als die Gefangenen um die Geißeln

losen wollten, sagte er: „Ich bedarf sie nicht; in meinem Innern und in meiner Brust liegt mir eine Bürgschaft, die alle übertrifft, welche Menschen geben können."

Er zog mit den Seinigen nach der Burg zurück. Alles hatte sich unter dem Thore versammelt, die Sieger zu begrüßen. Mathilde war an ihrer Spitze und vergoß Freudenthränen, als ihr Sohn vom Streitroß stieg und auf sie zueilte. „Gott allein", rief sie aus: „ist im Stande, dir das Entzücken zu vergelten, was ich jetzt empfinde!" — Der Zug bewegte sich nun langsam weiter, und als sie in dem Burghof sich aufgestellt hatten, erklang nach dem Befehl des Caplans das Glöcklein auf der Burgcapelle, um dort die Bewohner zu versammeln und sie anzufeuern, mit Inbrunst Gott zu danken, der sie aus dieser Gefahr gerettet.

Als der Caplan und Gottfried sich allein zusammen fanden, sprach Jener feierlich:

„Es fehlt ein Dritter hier, um einen Kreis zu bilden. Nur in einem Kreise kann man ein Fest begehen. Ein Fest aber muß gefeiert werden nach jeder ersten That, die ein Sterblicher im Geiste vollbringt. Wohlan, der Geist selbst soll hier der Dritte seyn, und so wollen wir uns freuen, daß Gott so wunderbar und liebevoll sich hingibt dem Menschen, der ihn im Geiste zu erkennen sucht. Es sey ein Festtag heute, der uns mit ihm zu einem Segensbund vereinen soll, für Alle die um

uns sind, für Alle die um Hülfe flehen, für Alle die auf Gott vertrauen, ja für Alle, die im Elend schmachten und ihre Stimme nicht zu erheben wagen, aus Furcht und Menschenscheu.

Nun wählet Euch, gestrenger Ritter, zum Zeichen Eurer Treue, in diesem Kreise ein eigenes Symbol für Euern Schild, das in Euch lebt, und das vom Geiste kommt und Euch jeden Augenblick in ihn versetzen kann."

Gottfried bedachte sich einige Augenblicke und sprach: „Mein Schild und mein Panier ist: „CREDO!" Dieses Wort, solchergestalt



verschlungen, soll mein Schild und mein Wappen zieren, und sich auf meine spätesten Nachkommen fortpflanzen."

Der Caplan reichte ihm die Hand und sagte: „Der Tag ist geweiht! Er sey der Tag Eueres wiedergefundenen Lebens und werde von Euch, so oft er jährlich wiederkehrt, mit hoher Freude begangen."

„So sey es!" erwiederte Gottfried.

Sie gingen nun jeder an seine eigenen Verrichtungen, die ihnen die Stimmung des Herzens oder der Beruf vorschrieb.

Erst nach vollbrachter That war Gottfried fähig, den Standpunct zu erkennen, auf welchen ihn seine errungenen Kräfte gestellt. Er widmete sich daher noch ernstlicher der Erkenntniß seines innern Lebens, und brachte es endlich dahin, daß er sein Ich fühlte in seinem Allerinnersten, von wo aus er die Heerschaaren der Ewigkeit sah, die Nacht der Zukunft durchbrach und seine Thaten im Voraus erblickte. „Wie groß ist Gott!“ sprach er in solchen Augenblicken: „und wie nöthig ist es, ihn in sich selber zu fühlen und zu erkennen.“

Neue Feinde.

In Preußen, das zu jener Zeit noch in einem rohen Zustande sich befand, ließ sich ein Zweig des Liefländ'schen Ritterordens der Schwertbrüder nieder, baute und eroberte Burgen und Schlösser, und suchte seine Macht auch über Teutschland zu verbreiten.

Der Herzog von Brandenburg, obschon nicht Mitglied, begünstigte ihre Absichten, um den teutschen Kaisern ein Gegengewicht entgegen zu halten, im Falle sie ihre Gewalt zu vergrößern strebten. Dadurch ermuthigt, griffen sie nun einen teutschen Ritter nach dem andern an, und wenn es ihnen gelang, eine Burg zu erobern, so betrachteten sie dieselbe als ein rechtmäßiges Eigenthum.

Gottfried hörte von diesen Eingriffen und Gewaltthätigkeiten, und war schnell entschlossen, ihnen ein Ende zu machen; nur mußte er erst Vorkehrungen zur Sicherheit der eigenen Besitzungen treffen. Zu diesem Endzweck unternahm er einen Streifzug durch die Gegend und vertrieb Alles, was nicht Frieden gelobte.

Nun machte er sich gegen die obengenannten

preußischen Ritter auf den Weg. Sie waren über die Elbe vorgedrungen und viele Schlösser und feste Burgen übergaben sich ihnen, aus Furcht vor grausamer Mißhandlung. Gottfried erschien mit einem kleinen Häuflein, berief die benachbarten teutschen Ritter zusammen und sprach:

„Ich bin hier, Teutschland von den schmählichen Angriffen und Bedrückungen einer Anzahl Ritter zu befreien, welche die Absicht haben, sich mit unserm Eigenthum zu bereichern und uns am Ende unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Wer mir beizustehen entschlossen ist, der folge mir!“

Die Ritter hörten diesen Vorschlag, konnten aber, wenn sie seine kleine Kriegsschaar betrachteten, sich zu keinem Entschluss' verstehen, und riethen ihm selbst, zuerst auf dem Wege der Unterhandlung einen Versuch zu machen.

„Der Schreiber“, sprach er: „unterhandelt mit der Feder, der Mönch mit der Rede, der Ritter aber mit dem Schwerte. Wer's mit mir wagen will, der komme; denn ehe fünf Mal die Sonne aufgegangen, sind die Reihen jener stolzen Ritter durchbrochen.“

Die Anwesenden hielten ihn für einen Schwärmer, und keiner folgte seinem Panier. „Gut,“ sagte er: „so muß ich es allein versuchen, damit dem die Ehre werde, dem sie gebührt.“ Er sammelte die Seinigen und führte sie auf eine steile Anhöhe, wo sie die Zahl der Feinde überschauen

konnten. „Seht ihr dort“, begann er jetzt: „die Schaaren, die unserm Vaterland die Schmach bereiten wollen, von ihnen Gesetze zu empfangen? Ich will sie auseinander stäuben, wie der Wind den Staub, wenn er über die Straßen fährt. Harret drei Tage hier, am vierten wird's geschehen!“

Die preußischen Ordensritter sahen dieses Häuflein und wußten nicht, wie sie es deuten sollten. „Ist das der Vortrab einer größern Macht,“ frugen sie sich unter einander: „oder haben die Ritter auf der Gränze sich gegen uns verbunden? Wir müssen Kundschaft haben, ehe wir etwas unternehmen?“

Nun wurden Boten ausgesandt auf alle Burgen, wo sie getreue Anhänger vermutheten, um von ihnen Gewißheit zu erlangen. Sie erfuhren den ganzen Hergang und den abenteuerlichen Plan des Fremden, und konnten sich kaum entschließen, die Sache nur mit einiger Ernsthaftigkeit zu behandeln.

Den dritten Tag sandte Gottfried einen Herold zu ihnen und ließ sie fragen: „Ob sie gutwillig die Gränze räumen wollten oder seinen Angriff abzuwarten gedächten? Wenn sie sich zum erstern entschlößen, so sollten sie morgen früh den Abzug beginnen; denn wofern sie zur sechsten Stunde noch auf dem alten Platze ständen, so würden sie ihn mitten unter sich sehen.“

Man hörte mit Gespötte die Worte des Herolds. Der Anführer antwortete auf den gemachten Antrag: „Sage dem, der dich gesandt hat, daß wir

ihn auf dieser Stelle erwarten, denn wir sind neugierig, einen solchen Helden, wie dein Herr zu seyn scheint, in der Nähe zu sehen."

Der Herold kam mit dieser Antwort. Gottfried sprach: „Es wird geschehen, wie ich voraus verkündet!"

Den andern Tag gegen die sechste Stunde waren die preußischen Krieger noch auf der alten Stelle gelagert, und überließen sich furchtlos ihren Spielen und Ergötzlichkeiten. Gottfried ging in sich und schaute die Bewegungen, die er zu machen habe. Es stand Alles klar vor ihm. Er zog ruhig mit den Seinigen die Anhöhe herunter, theilte sie in zwei Häuflein und sprach: „Ein Häuflein bleibt hier, mit dem andern fall' ich in die Feinde, und wenn sie die Flucht ergreifen und nicht wissen wohin, so werden sie euch, die hier zurückgeblieben, in die Hände laufen und vernichtet werden. Nicht in der Menge der Zahlen liegt die Kraft, sondern darin, daß sie zusammenhalten und zum Mittelpuncte sich drängen."

Er nahte sich nun seinen Gegnern. Diese schauten nach ihm, wie man einen Vorübergehenden betrachtet, der uns von geringer Wichtigkeit ist und höchstens Stoff zum Lachen bietet. Auf ein Mal flog sein Pferd, die andern hinter ihm drein, und wie das Licht durch das geöffnete Fenster dringt und schnell das ganze Gemach erleuchtet, eben so schnell hatten sie sich durch die Schaaren verbreitet

und bezeichneten ihr Erscheinen mit Tod und Wunden. Keine Ordnung war mehr unter der feindlichen Menge; Jeder floh einzeln der Anhöhe zu, auf welcher vorher Gottfried stand, und lief so, wie dieser gesagt, dem aufgestellten Häuflein in die Hände. In drei Stunden war Alles geschehen, und Gottfried rief: „Zum zweiten Mal hast du, ewige Kraft, dich mir geoffenbart; seh' mich im Staube vor dir, du großer, starker, allmächtiger Gott!" Er sank auf die Kniee und verweilte lange in seinem Innern, um dort sich zu freuen und würdig zu danken.

Dieses Ereigniß machte großes Aufsehen. Die teutschen Ritter schämten sich, ihren Helfer so schnöde behandelt zu haben. Die preußischen Bündner aber waren voll Ingrimm und beschlossen, diesen Verlust auf einem andern Wege wieder gut zu machen.

Sie sandten geheime Boten zu den teutschen Rittern an der Gränze umher, um zu erkundschaften, welcher ihnen zu einem Vorhaben behülflich seyn möchte, das sie aus Rachsucht und Vorsorge ersonnen und von welchem sie Vergeltung für ihren erlittenen Verlust erwarteten. Demjenigen nämlich, der es übernehmen würde, jenen Abenteurer, so nannten sie Gottfried, aus dem Wege zu schaffen, gelobten sie glänzenden Lohn und zugleich noch Antheil an allen Eroberungen, die sie in Teutschland erringen würden. Ritter Kurt von L.u.gl,

ein habsüchtiger Mann, ließ sich durch das Anerbieten blenden und versprach: Gottfried bald in der Schlinge zu haben und ihm zu thun, wie sie wünschten.

Er sandte zu Gottfried und ließ ihn bitten, sich nach seiner Burg zu bemühen und bei ihm auszuruhen nach so glänzendem Siege. Gottfried folgte der Einladung und zog mit den Seinigen auf Lugl's Burg. Kurt meinte zwar, es wäre hinlänglich den Ritter allein bei sich zu haben, die Reisigen wolle er auf die Dörfer vertheilen. Diese aber erklärten: daß sie sich nie von ihrem Herrn trennen und eher mit dem Geringsten vorlieb nehmen würden. Lugl ließ es sich gefallen und dachte, wenn ich ihn nur erst auf meiner Burg habe, so ist er mein Gefangener, und meine List gelingt vielleicht um so sicherer, wenn seine Leute unter meinen Augen sind.

Drei Tage gingen vorüber unter festlichen Freuden und trauten Gesprächen. In der Nacht zwischen dem dritten und vierten Tag hatte Gottfried ein Gesicht. Er sah die Wache, die vor seinem Gemache stand, herein schleichen, ihm den Speer auf die Brust setzen, um ihn zu durchboren. In demselben Augenblick aber zerbrach die Waffe und Gottfried hörte die Worte: „D'raußen steht er!" Er forschte noch einige Augenblicke in sich und war schnell entschlossen. Er ging vor die Thüre, erkannte die Wache aus dem gehabten Gesichte,

riß ihr den Speer aus den Händen und zerbrach ihn. „Geh'", sprach er: „und sage deinem Ritter, ich bedürfe keiner Wache, er aber soll sein Vorhaben aufgeben, sonst falle es auf ihn zurück."

Die Wache war wie vernichtet. Der Söldling gestand Alles und bat um Erbarmen. „Verlaß' mich", gebot Gottfried, „und werde nicht zum zweiten Mal Sündenknecht, oder dir geschieht, wie du es verdienst."

Jener ging. Gottfried aber erkannte immer mehr die Kräfte des innern Lebens, welche sich mit Gott in Verbindung setzen und in seinem offenbaren Rathschlusse handeln.

Im Schlosse entstand ein Tumult, als wenn ein Aufruhr ausgebrochen wäre. Alles eilte zu den Waffen, ohne eigentlich zu wissen warum. In diesem Tumulte ließ der Burgherr eiligst das Thor öffnen und floh in stockfinsterer Nacht davon, als wenn der Tod ihm an den Fersen hinge. Die Wache war zu ihm gekommen und hatte den Vorfall mit Gottfried berichtet. Statt sich aber zu fassen überfiel ihn die Gewissensangst, und er war's, der die Besatzung, ohne sich zu zeigen, unter die Waffen gerufen.

Als der Tag schon angebrochen war, begab sich Gottfried in den Burghof, um zu erfahren, was vorgefallen sey, denn er hatte den Tumult der Bewaffneten gehört. Der Burgvogt ertheilte ihm die Nachricht, daß sein Ritter sich entfernt und

ihm aufgetragen habe, für die Gäste zu sorgen. Gottfried frug: „Wer seyd Ihr?“

Burgvogt. Der Burgvogt.

Gottfried. Wes Standes?

Burgvogt. Ein Edler.

Gottfried. Und Euer Ritter?

Burgvogt. Eben so.

Gottfried. Ich kann es nicht denken, denn ein Edler sollte nicht unedel zu handeln fähig seyn.

Burgvogt. Der Meinung bin ich auch.

Gottfried. Und Euer Ritter?

Burgvogt. Ist der Strafe verfallen und ich fürchte, dieß Mal werde er ihr nicht entgehen.

Gottfried. Wenn die zwölfte Stunde, von jetzt an gerechnet, vorüber ist, so werdet Ihr ein Zeichen haben, daß geschehen ist, was Ihr hier gesprochen.

Gottfried zog fort aus der Burg und lagerte sich in einem Dorfe, um den preußischen Rittern näher zu seyn; denn er sah voraus, daß sie noch nicht nachlassen, sondern sich mit doppelter Kraft einstellen würden.

Um die fünfte Stunde der Nacht kam ein Bote auf L.u.gl's Burg und brachte die Nachricht: der Ritter habe sich selbst entleibt. Entsetzen ergriff alle Inwohner, und man wußte nicht, wo man sich Raths erholen sollte.

Der Burgvogt eilte zu Gottfried mit dieser Botschaft und bat ihn, sich der Hinterlassenen anzunehmen.

Gottfried. Sind Kinder vorhanden?

Burgvogt. Zwei Söhne.

Gottfried. Wo sind sie?

Burgvogt. Man weiß es nicht. Der Vater hat sie aus Furcht, sie möchten nach ihrem Erbtheil trachten, entfernt.

Gottfried. Laßt sie aufsuchen.

Burgvogt. Man weiß keine Spur von ihnen.

Gottfried. So will ich für ihre Entdeckung sorgen. Ihr, edler Burgvogt, übernehmt die Verwaltung ihres Eigenthums, bis sie selber erscheinen. Im Namen der teutschen Ritterschaft nehm' ich Euch in Pflichten. Schwört mir, getreu zu seyn, und das anvertraute Gut so zu verwahren, als wär' es Euer Eigenthum.

Der Burgvogt hob seine Hand auf und leistete den Schwur.

Neuer Kampf.

Nach wenig Tagen sah man wieder preußische Krieger, die zu den Schaaren der schon bekannten Ordensritter gehörten. Gottfried setzte die teutschen Burgherren davon in Kenntniß und ließ sie fragen: ob sie jetzt entschlossen seyen, Antheil an dem Kampfe zu nehmen, der sich bald wieder erheben werde? Sie gingen zu Rathe. Einige Stimmen erhoben sich für den Kampf. Ritter Gebhard von B..hl erklärte, daß es schimpflich sey, dem Feinde immer zu weichen. Ein junger Krieger aus Sch..b..l habe sie bereits beschämt. Er sey entschlossen, entweder sein Ritterwappen zu vernichten oder zu fechten, wie es einem Teutschen gezieme.

Diese Sprache fand Eingang und Alle riefen: „Zum Kampfe!" Sie eilten aus der Versammlung voll muthiger Begeisterung für Teutschlands Sache nach Hause, sammelten ihre Reisigen und Söldner, und eh' fünfzehn Tage vorüber waren, stand eine furchtbare Schaar schlagfertig da.

Nun fragte es sich, wer sie leiten sollte. Die meisten Stimmen fielen auf Gottfried. Gebhard von B...hl aber entgegnete: „Mit nichten, edle

Ritter, halte ich dieses für geziemend; ich schlage vor, daß er nicht kämpfe, sondern uns vergönne, das Versäumte wieder gut zu machen. Wenn es uns nicht gelingt, dann wollen wir ihn bitten, uns zu führen und für uns zum zweiten Mal zu kämpfen. Einer von uns sey Führer bei dem ersten Angriff, und welchen das Loos auch treffe, ich schwöre ihm zum voraus Gehorsam."

Alle fanden diesen Vorschlag gut und Gebhard von B..hl wurde zum Führer gewählt.

Nach fünf Tagen standen die Schaaren sich einander gegenüber. Ungewiß war der Ausgang, denn beide Heere waren zahlreich und jedes voll Kampflust, um seine Ehre wieder herzustellen. Den sechsten Tag begann die Schlacht mit Aufgang der Sonne. Das Glück schien sich bald hierhin, bald dorthin zu lenken. Auf ein Mal trat der Großmeister der preußischen Ordensritter mit frischen Kriegern auf den Kampfplatz und die Teutschen fingen an zu weichen. Gottfried sah diese Wendung und konnte noch nicht helfen.

Immer heftiger drangen die preußischen Krieger vorwärts und die Teutschen, welche der Verfolgung entgingen, warfen sich in die nahe gelegenen Schlösser und Burgen. „Wo ist nun jener Gottfried?" frug der siegreiche Großmeister, als er Abends über den Kampfplatz ritt: „der Euch vor Kurzem noch in solchen Schrecken versetzte? Wähnt ihr, er habe heute nicht mitgestritten? Das wäre

sonderbar, wenn er bei dem Unglücke der Seinigen ruhig geblieben. Euere Erzählung war ein Mährchen, der heutige Tag hat es bewiesen."

Die Teutschen waren muthlos. Gebhard von B...hl überbrachte Gottfried selbst den Commando-Stab und sprach: „Ihr seyd im Voraus schon erwählt. Könnt Ihr die Folgen unseres Verlustes von Teutschland abwenden, so thut es; ist es Euch aber nicht möglich, so geh' ich in ein Kloster und will vergessen, daß ich je ein Schwert geführt." Gottfried reichte dem Gebeugten die Hand und sprach: „Ihr seyd nicht Schuld an dem, was vorgefallen, ein höheres Schicksal waltet hier. Doch fasset Euch. Eh' zwei Mal fünfzig Stunden verflossen sind, wird hier kein Preuße mehr zu sehen seyn."

Er ging den andern Tag auf L..u..gl's Burg, um von deren Zinnen aus die Gegend zu überschauen. Die Sieger schwärmten wild umher, um immer noch mehr Gefangene zu machen. „Wie wird sich's wenden?" frug er; „Gut!" erklang die Antwort. „Ich muß glauben, und zum Handeln schreiten," dachte er, „denn zwei Mal fünfzig Stunden sind bald vorüber."

Er eilte zu seinen Kriegsleuten und gab ihnen den Auftrag, in den nahe gelegenen Burgen umher zu ziehen, um noch mehr Kämpfer aufzutreiben. Es geschah, und den andern Tag, eh' die

Sonne unterging, war schon eine ziemliche Schaar um ihn versammelt.

„Es ist genug!“ sprach er. „Nicht die Menge, der Geist gibt die Stärke. Morgen soll's beginnen, und ehe die Sonne ihren höchsten Standpunct erreicht hat, ist der Sieg für uns entschieden. Seyd muthig! Wer Vertrauen hat, den wird kein Schwert erreichen, doch wer mit Zweifel sich dem Feinde naht, den kann mein Schild nicht schützen. Morgen, wenn der junge Tag sich zeigt, seyd wieder hier versammelt, damit ihr höret, wie Alles geschehen soll.“

Er begab sich bald zur Ruhe und zum ersten Mal ertheilte er den Befehl, daß man ihn Morgens wecken solle. „Die äußere Natur,“ sprach er, „entsetzt sich vor dem kommenden Tag, ich muß ihr Erquickung geben. Der Geist wird schnell entscheiden, wenn der Augenblick gebietet.“

Den andern Morgen hatten sich die Krieger zur bestimmten Zeit versammelt. Er redete folgendermaßen zu ihnen: „Wenn die Glocke tönt auf jenem Thurm', den ich euch zeige, so reitet vorwärts. Des Feindes Hauptmacht hat sich unten am Fluße gelagert. Dort sey unsere erste Stellung, ihn zum Angriff zu locken. Er wird nicht kommen. Dann ziehen wir hinaufwärts und wenn wir tausend Schritte zurückgelegt, erreichen wir die Furth, die uns zum Uebergange dient. Jetzt merket wohl, was ich noch sage. Ihr, die mir

zur Linken stehet, rücket dann auf dem Wege vorwärts, als wolltet ihr in das Land der Feinde ziehen und stehet nicht stille, bis das Geräusch der Fliehenden in eure Ohren dringt: dann wendet euch und thut, was Pflicht des Kämpfers ist. Ihr, mir zur Rechten, ihr stürzt mit mir auf jene Menge, die ruhmberauscht uns nahe kommen läßt, um uns desto sicherer zu verderben. Dorthin folget mir und ich sage euch, sie werden fliehen, eh' wir sie recht getroffen, denn Geisteskräfte gehen vor uns her als Kämpfer, die unbesiegbar sind und jeden Feind zu Schanden machen."

Es geschah, wie er gesprochen. Sie stellten sich am Fluße auf; die Feinde aber spotteten ihrer. Sie gingen tausend Schritte aufwärts und trafen die Furth; ungehindert setzten sie hinüber und theilten sich daselbst. Der Feind sah alles ruhig an und weder Schwert noch Lanze regte sich. Nun bäumte sich Gottfried's Streitroß und höher hob sich seine Brust. „Der König ruft!" klang es aus seinem Munde: „Ihm nach, der Sieg ist unser!!"

Wie ein Pfeil vom Bogen fliegt, so schnell ritt er gegen die kampfgerüsteten Schaaren. Ihm nach sprengten die Seinen. Sein Schwert machte sich Bahn und trennte die Glieder, als führe er Blitze in seiner Hand. Verwirrung entstand unter den Angegriffenen, ehe sie sich recht zur Wehr gestellt. Nur Einzelne suchten noch zu kämpfen, um wieder Ordnung in die Reihen zu bringen, aber auch

diesen entsank der Muth, denn überall war der Führer der Teutschen mit seinem Flammenschwert, und Viele meinten, seine Blicke schon seyen tödtend. Alles ergriff die Flucht und strebte den Weg landeinwärts zu gewinnen, aber da fielen sie dem vorangegangenen Haufen in die Hände und sahen mit Entsetzen hinter sich und vor sich den Tod. Bald war der Sieg vollkommen und als die Sonne ihrem höchsten Standpunct nahte, sah man nur noch todte und gefangene preußische Krieger.

„Halleluja, dem Gott der Stärke!“ rief Gottfried und Alles stimmte ein in seinen Jubel.

Schnell hatte sich diese Sieges-Nachricht durch die Gegend verbreitet. Gebhard von B..hl kam noch deßelben Tages zu Gottfried und sprach: „Ich würde mein Kniee vor Euch beugen, wenn ich es nicht für sündhaft hielt. Ihr seyd der Retter Teutschlands. Welche Ehre kann Euch würdig belohnen?“

Gottfried. Laßt ab von mir! Verführet mein Ohr nicht mit Schmeichelworten! Ohne meinen Lehrer, was wär' ich? Ohne meine Mutter, die mir ihn gab, was vermöcht' ich? Gott allein ist allmächtig, Gott allein ist allgegenwärtig, und in seiner Erkenntniß liegt die Kraft, vor welcher die Feinde erbeben. Helft mir ihn preisen, edler Mann! Ruft es mir immerdar zu, daß nur er es ist, der Alles vermag, damit der Taumel meines Glückes

mich nicht bethöre und ich mir zueigne, was nicht menschlich, sondern göttlich ist.

B..hl. Ich bewundere Euch! Bewundere Euere Reden eben so sehr, als Euere Thaten. Solche Demuth bei so viel Herrlichkeit! Solche Dahingebung bei so viel Stärke! Edler junger Mann, ich kann's nicht fassen und würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selber sähe und hörte.

Gottfried. Genug dieser Worte. Wir sind befreit von unserm Feinde; freuen wir uns dessen und überlassen dem allein die Ehre, dem sie gebührt: Gott!

Gottfried's Heimkehr.

Nach einigen Tagen, als Gottfried mit der Ritterschaft die nöthigen Verabredungen getroffen, und die beiden Söhne des Ritters L..n..gl's aus ihrer Verborgenheit gezogen, versammelte er seine Krieger um sich und sprach: „Hier sind die Kämpfe vorüber, in der Heimath aber ist große Noth; darum laßt uns von dannen ziehen.“

Dort hatte sich auch in der That Manches geändert. Die Parteiwuth wegen der doppelten Besetzung des Kaiserthrons war auf das Höchste gestiegen. Baiern hatte alle Städte für sich, Oesterreich aber die Ritterschaft. Dieses Getheiltseyn gab Stoff zu Reibungen, die dem Vaterlande schädlicher waren, als der heftigste Kampf. Die aufgeregten Bürger, nachdem sie zu den Waffen gegriffen, kannten keine Schranken mehr und bezeichneten ihre Züge mit Feuer und Mord. Die Ritter schlossen sich in ihre Burgen ein und an eine Vereinigung ihrer Kräfte war nicht mehr zu denken, weil Jeder sich scheute, sein Besitzthum zu verlassen, um es nicht den Städtern in die Hände zu liefern.

Unter unaufhörlichen Kämpfen erreichte Gottfried die Heimath und zog zur Freude seiner Mutter und des Vaters, welcher indessen aus dem Felde zurückgekommen war, unter dem Jubel aller Burgbewohner, in sein Geburtsschloß ein. Man würde vergebens versuchen, die Gefühle zu schildern, die er und die Seinigen empfanden, als sie sich wieder sahen und einander voll inniger Liebe begrüßten.

Der Vater hatte von Gottfried's Thaten gehört und konnte es nicht glauben; die Mutter sank vor allem Volke auf die Kniee und dankte Gott, einen solchen Sohn zu haben; ja Alle betrachteten ihn als einen Auserkornen, ihnen zum Heil und dem mit furchtbaren Stürmen heimgesuchten Vaterlande zur Rettung gesandt.

„Wo ist mein Lehrer?" frug Gottfried. „Fort ist er;" antwortete die Mutter. „Er erklärte sein Werk für vollendet und hat uns verlassen, um an einem andern Ort seine göttliche Lehre zu verherrlichen." Bei dieser Nachricht hob sich Gottfried's Brust und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Nach ihm," sprach er, „habe ich mich gesehnt, wie nach einem Heiligen, denn das, was er mir gegeben, ist ein Heiligthum, gegen welches alle Schätze und Reiche der Welt nur Staub sind."

Die Städter.

Nun ging er mit seinem Vater über Teutschlands Lage zu Rathe, um dem über Hand genommenen Unfug zu steuern. „So darf es nicht bleiben!" sprach er: „Dem Gewerbsmann gehört sein Geschäft und dem Ritter das Schwert; wenn der Bürger und der Landmann die Waffen ergreifen, so stocken die Nahrungsquellen und Hungersnoth und Pest sind die Nachwehen des Krieges. Es muß sich ändern, und eh' die Sonne fünf Mal aufgegangen, soll schon etwas geschehen seyn."

Der Vater, der von Gottfried selbst seine Thatkraft vernommen, übergab ihm die Burg und setzte ihn als rechtmäßigen Herrn von Er..k..ng ein. Zugleich zierte er ihn mit den Ordens-Insignien der teutschen Ritter oder der Teutschherren, und forderte ihn auf, in Zukunft nach freier Willkühr zu beschließen und zu handeln.

„Ich sehe, die Ritter sind eingeschüchtert," äusserte Gottfried; „ich will sie aufwecken aus ihrer Betäubung, damit wir den Streitern um die Kaiserkrone mit Anstand gegen über stehen."

Gleich den andern Tag verließ er die Burg, um die benachbarten Ritter zu besuchen und sie zu einer Zusammenkunft zu bereden. Sie schienen den Muth nicht zu haben, denn sie gaben ihm ausweichende Antworten. „Kaiser Ludwig, der Baier, sey zu mächtig; er hasse die Ritterschaft und darum sey es am klügsten, ruhig zu seyn, bis sich die Umstände wieder günstiger gestalten.“ — „Nun denn,“ erwiederte Gottfried, „wenn Ihr den Muth nicht habt, etwas für das Vaterland und für die Ehre der Ritterschaft zu thun, so unternehme ich es allein. Die Kraft, die mir jene nordischen Streiter besiegen half, wird mir auch hier beistehen, wo ich gleichsam für meine Person und den Heerd meines Hauses zu fechten gezwungen bin.“

Er sammelte wieder seine geprüfte Schaar und eine Anzahl neuer Krieger, die dem Ruhme seines Namens folgten, um sich und trieb die Städter, wo er sie bewaffnet traf, aus einander. F......t, jene reiche Stadt, hatte ein Heer von Söldnern geworben und, da der dortige Magistrat Gottfried's Absichten erfuhr, sandte er Boten in Ludwig's Lager und ließ um Unterstützung und Verhaltungsbefehle nachsuchen. Beides erfolgte: Graf B..n..rt kam an der Spitze einer auserlesenen Schaar und überbrachte die kaiserliche Genehmigung zu Allem, was man gegen die teutschen Ritter zu unternehmen für gut hielt.

Nun war die Losung gegeben. Das Wort „Krieg gegen die Ritterschaft!“ hatte vollends alle Bande, die noch zwischen Volk und Ritter bestanden, zerrissen. Viele Ordensmitglieder verwünschten Gottfried's Unvorsichtigkeit, die Sache so weit gebracht zu haben und sandten in der Stille Boten in das baiernsche Hoflager, um ihre gänzliche Unterwerfung anzubieten. „Die Würfel liegen,“ sprach Gottfried: „durch Zaudern wird das Uebel noch ärger und unser herrlicher Orden, der sich zum Schutze der Kaiser und ihrer Länder gebildet, verliert ein Glied nach dem andern, bis er sich auflöst. Rasche That allein kann dem Uebel noch vorbeugen.“

Er zog gegen F......t und forderte die Bürgerschaft auf, die Waffen niederzulegen und an ihre Geschäfte zu gehen. Der Herold wurde verhöhnt. Er wiederholte die Aufforderung zwei Mal. Das dritte Mal rückte, statt aller Antwort, ein fast unübersehbares Heer gegen ihn an, um ihn mit einem Schlage zu vernichten.

„Es ist gekommen, wie ich gesehen;“ sagte Gottfried ruhig zu den Seinigen. „Nun hört mich! Wenn ich euch rufe, so folgt mir. Wenn ich langsam reite, so machet es auch so, wenn ich aber einstürme, wo es auch sey, so erhebet einen Lärm, als wenn tausend Legionen im Anzuge wären. Gebt Acht, es wird gut gehen.“

Er ritt nun langsam vorwärts. Die Gegner

sahen es und waren ungewiß, ob er zur Unterhandlung oder zum Kampfe so ruhig sich nahe. Jetzt lenkte er links, gegen eine Wiese, auf welcher eine Schaar Reiter aufgestellt war. Nun nahm er noch ein Mal eine andere Richtung und alles so ruhig, als wenn er ein verlorenes Kleinod suchte. Graf B..n..rt, der mit seinen Baiern auch zugegen war, rief endlich voll Unmuth: „Das ist ein Unsinniger, der uns mit seinen langsamen Bewegungen zum Besten hält! Stürzt euch auf ihn, damit das Spiel ein Ende nehme!“ Kaum hatte er ausgesprochen, so rückte er mit den Seinigen vor, um der Erste zu seyn, jenem Sonderling einen Schlag zu versetzen. Dieses war das Zeichen, das Gottfried im Geiste gesehen. Und nun hob er sich empor auf seinem gewaltigen Streitroß, als wollte er über die Köpfe der Feinde hinfliegen. Eh' der Graf sich besinnen konnte, lag er auf dem Boden, seine Krieger wollten ihm beispringen, aber als ob es Feuer vom Himmel regne, so leuchteten die Lanzen und Schwerter von Gottfried's Kriegern. Ihr Lärm, den sie erhoben, glich einem Orkan, wenn er Mauern und Häuser umreißt, und die Schnelligkeit, womit Alles geschah, war so Grausen erregend, daß den Bürgern die Kniee schlotterten und die erfahrensten Krieger den Muth verloren. „Werft die Waffen weg!“ schrie Gottfried, als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, und Lanzen und Schwerter lagen auf

dem Boden umher. „Nun ziehet nach Hause an euere Geschäfte,“ fuhr er fort, „und überlasset das Kriegshandwerk denen, deren Bestimmung es ist.“

Alle schlichen nach Hause und ließen es sich nicht mehr einfallen, zum Kampfe zu ziehen. Graf B..n..rt, dem der Sturz nicht viel geschadet, nahte sich Gottfried und frug: ob er ihn als Gefangenen behandeln oder auf Ritterwort frei geben werde? „Ziehet, wohin Ihr Lust habt!“ erwiederte Gottfried. „Aber das sag' ich Euch: kommt mir nicht mehr als Kämpfer entgegen, sonst seyd Ihr rettungslos verloren!“

Nach diesem Siege, der für die Sache der Ritterschaft entscheidend war, machte er wieder auf den benachbarten Burgen seine Runde, um Anhänger für die Aufrechthaltung teutscher Einrichtungen zu sammeln. Dieß Mal hörten sie ihn und einstimmig wurde darauf angetragen, ein großes Ordenscapitel auszuschreiben, um sich über alle Verhältnisse des Vaterlandes und der Ritterschaft zu berathen.

Kaiser Ludwig hatte kaum die Niederlage der F......tr und den Entschluß der Ritterschaft, sich in einem Ordenscapitel zu berathen, vernommen, so sandte er Boten in alle Gegenden, um eine solche Zusammenkunft zu hintertreiben. Er sparte weder Bitten noch Drohungen, um seinen Zweck zu erreichen, aber alles scheiterte an der felsenfesten Erklärung Gottfried's: daß er sein Schwert nicht eher in die

Scheide stecken werde, bis eine solche Ritter-Versammlung Statt gefunden habe.

Ludwig hörte diese Erklärung und war nahe daran, die Acht über ihn auszusprechen; aber seine Räthe hielten ihn von diesem Schritte zurück, um ihn nicht noch mehr mit der Ritterschaft zu verfeinden und auf diese Art den Oesterreichern einen größern Anhang zu verschaffen. Er ließ sich für dieß Mal von seinem Vorhaben abbringen, schwur aber, bei der ersten Gelegenheit von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

Man hinterbrachte Gottfried das Vorhaben des Kaisers und rieth ihm, auf seiner Hut zu seyn, er aber antwortete: „Es kann nur geschehen, was recht ist!" Er blieb dabei, daß nur ein allgemeines Ordenscapitel über die Verhältnisse, welche das Vaterland beunruhigen, entscheiden könne, und fuhr fort, allem aufzubieten, um daßelbe zu Stande zu bringen. Mit seiner siegreichen Schaar schlug er die Einfälle der Luxemburger zurück, reinigte das Land von den Streifzügen der Städter und wies dadurch die kaiserliche Macht auf sich selbst zurück, indem er ihr die Hülfe der Städte entzog.

Nach einem halben Jahr versammelte sich endlich der teutsche Ritterorden in N...g, und war so zahlreich, wie niemals zuvor.

Ordenscapitel.

Rührend war es, alle die Tapfern zu sehen, denen Teutschland schon so oft seine Rettung verdankte, und die nun selbst von einem Kaiser unterdrückt werden sollten, der noch nicht die volle Bestättigung seiner Würde besaß. Das ganze Land richtete seine Blicke auf sie und hoffte von ihnen die Entwirrung der Verhältnisse, die Jeden beengten, dem seine eigene und die Wohlfahrt Anderer am Herzen lag.

Kaiser Ludwig hatte eine streitbare Macht zusammenberufen, um einen gewaltsamen Versuch zu machen, die Ordensritter auseinander zu treiben, aber der kühne Leopold von Oesterreich, der aus dieser Zusammenkunft eine günstige Wendung für den Mitkaiser, seinen Bruder Heinrich, erwartete, rückte an die Gränze von Baiern vor und verhinderte Ludwig's Absicht.

Das Capitel wurde eröffnet. Große Feierlichkeit und erhabener Ernst herrschte darin. Der Ordens-Großmeister Ritter Adalbert von M..g..n zergliederte in einer umständlichen Rede den Zweck ihres Hierseyns und schloß auf folgende Weise:

„Das Vaterland ist, weil es von zwei Kaisern regiert wird, ohne Oberhaupt, denn unser Staats-Grundgesetz gestattet nur einen Kaiser. Die Ritterschaft, als Stütze deßelben und als Vertheidiger seiner und des Landes Rechte, ist außer Wirksamkeit gesetzt, weil sie ihrer Würde beraubt und von der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen ist. Unserer Waffen, so wähnt man, bedürfe man nicht mehr, und ist gesonnen, in Zukunft die Kriege mit Söldnern und Bürgern zu führen. Wenn aus diesem Vorhaben das Wohl des Landes erwachsen könnte, so würde ich nicht dagegen sprechen und der Erste seyn, welcher sein Schwert in eine Pflugschaar verwandelte; aber die Zeit ist noch nicht gekommen, die eine solche Ausführung gestattet, indem unser Vaterland noch ringsum von eroberungssüchtigen Nachbarn umgeben ist, gegen die man unaufhörlich gerüstet seyn muß. Wie ist dieses von Land- und Gewerbsleuten zu fordern, ohne Noth und Elend unter alle Stände zu bringen! — In diesen Beziehungen und in Kraft meiner durch Staatsgesetze übertragenen Rechte frage ich daher die hohe Versammlung: Ist Ludwig von Baiern rechtmäßiger Kaiser?“

Die Ritter. Nein!

Großmeister. Ist Heinrich von Oesterreich rechtmäßiger Kaiser?

Die Ritter. Nein!

Großmeister. Soll zu einer neuen Kaiserwahl geschritten werden?

Die Ritter. Ja!

Gottfried von Er..k..ng bat um die Erlaubniß zu sprechen, und nachdem sie ihm geworden, begann er:

„Ich seh' es voraus, wie es kommen wird. Der Kaiser wird bleiben und eine Versöhnung zwischen Baiern und Oesterreich Statt finden. Wenn dieses geschieht, erlangt das Vaterland Frieden und gewinnt Zeit, die erhaltenen Wunden zu heilen.“

Der größte Theil der Anwesenden war dieser Ansicht entgegen. „Ludwig“, sprachen sie: „hat sich zu laut gegen die Ritterschaft erklärt und wird keinen Frieden mit ihr schließen, ohne sie vorher gänzlich unterdrückt zu haben; und darum bleiben wir bei unserer Meinung: nur ein neu gewählter Kaiser könne dem Lande den äußern und innern Frieden verbürgen.“

Ritter von F..l..au, der unter den Letztern war, erhub sich und erbat sich das Wort: „Warum“, begann er, „in einem ungewissen Zustand verharren wollen? Warum nicht die nächsten Mittel ergreifen, die uns zu Gebot stehen? Gottfried von Er..k..ng hat Teutschlands Feinde vernichtet, er hat uns durch alle Hindernisse die Wege hieher geöffnet und durch Uneigennützigkeit und Muth sich vor Allen ausgezeichnet. In ihm ist die Kraft und die Klugheit zu herrschen; er

allein ist im Stande, unsere Rechte gegen Jeden zu vertheidigen, und darum rufe ich aus: Er soll unser Kaiser seyn!"

Wie von einem Zauber ergriffen rief die ganze Versammlung: „Kaiser Gottfried!"

Der Großmeister verließ seinen erhöhten Sitz, legte das Ordensschwert zu Gottfried's Füßen und sprach: „Führe es zum Besten Aller, du vermagst es. Es lebe Gottfried, der Kaiser!"

Gottfried hatte, ohne eine Bewegung zu machen, Alles geschehen lassen; jetzt aber erwiederte er: „Nicht so, edle Ritter! Nicht so, erhabenes Capitel!" Mit unnennbarer Rührung sah er empor und fuhr in hoher Begeisterung fort: „Ich stehe auf der Zinne menschlicher Größe; Europa, ich seh' es, liegt zu meinen Füßen und eine Kraft ist in mir, wodurch ich daßelbe unangetastet beherrschen könnte. Doch es ist nicht der Wille jener Kraft, daß ich es thue. Sie hat mich auf diese Höhe geführt, um mir zu zeigen, was sie vermag. Ich staune in Demuth und weise Euern Antrag zurück."

Alle Stimmen erhoben sich gegen ihn und machten es ihm zur Pflicht, die angebotene Würde anzunehmen. Er aber antwortete:

„Morgen kommt die Nachricht von der Versöhnung Heinrich's und Ludwig's; dann ist die Regierung, wenn auch unter zwei Namen, doch nur unter einem Scepter. Harret, bis diese Botschaft kommt, und dann erwägt, was ferner zu thun sey."

Es wurde beschlossen, den andern Tag sich wieder zu versammeln. Die Botschaft der Versöhnung kam, und da Gottfried auf seinem Entschluß beharrte, so setzte man sich mit beiden Kaisern in Unterhandlung, um die Angelegenheiten und Verhältnisse des Ordens in's Reine zu bringen. Gottfried übernahm selbst die Unterhandlungen, und Alles fiel zur Zufriedenheit beider Theile aus.

Kaiser Ludwig, der von Gottfried's Thaten und von seiner Ablehnung der Kaiserwürde gehört, bekam Lust, einen solchen seltenen Menschen kennen zu lernen und berief ihn zum Besuch an sein Hoflager, wo er ihm große Aufmerksamkeit und Ehre erwies. Gottfried verweilte zwei Wochen daselbst und beurlaubte sich unter aufrichtigen Versicherungen kaiserlicher Wohlgewogenheit und Gnade.

Er lebte viele Jahre in einem eigenen Familienkreis', geliebt von den Seinigen, geschätzt und geehrt von Allen, die ihn kannten, indem er, wo es nöthig war, das Glück seiner Nachbarn und des Vaterlandes zu befördern strebte.

Sein Wappen besteht mit einigen Veränderungen noch unter seinen Nachkommen, und bürgt für die Wahrheit seiner erhabenen Tugenden.

Ueberblick.

Wer in den angeführten Beispielen der errungenen geistigen Freiheit die Geschichte Gottfried's von Er..k..ng zuerst läse, der würde sich in eine Fabelwelt versetzt glauben, wo die ungebundenste Phantasie Ereignisse schafft und schildert; wer aber dem Inhalt des Buches von Anfang an bis zum Ende aufmerksam folgt, der wird zu dem Schlusse genöthigt: daß, wenn die ersten Erscheinungen wahr sind, es die letzten auch seyn müssen.

Um dieses dem Leser nach anschaulicher zu machen, wollen wir die obigen Beispiele gegen einander stellen, um ihr Verhältniß zu einander sicherer zu bezeichnen.

Das Erste, worauf der Inhalt dieses Buches hinweist, ist der Magnetismus. Seine höchste Stufe ist unfreiwilliges Hellsehen. Wir haben diesen Zustand nicht geschichtlich dargestellt, weil er unter die absoluten Erkenntnisse des Tages gehört.

Hellsehen, ohne zu schlafen und ohne magnetisirt zu seyn, ist zwar kein neuer, aber ein freierer Zustand, wo der Gesunde mit völligem Bewußtseyn dieselben Erscheinungen hat, wie der Som=

nambille. Der Schreinersgesell liefert dazu ein Beispiel.

Eine andere Gattung unsichtbarer Kräfte in der Natur des Menschen sind Ahnungen und Träume. Es ist ein niederer Grad als das Hellsehen, weil die Eindrücke oft wild und chaotisch sind, aber sie entspringen aus derselben Quelle und sind in allen Familien einheimisch. Herdtmann's Mutter wurde von solchen Einflüssen zur Rettung ihres Sohnes getrieben.

Herdtmann selbst entriß sich dem zufälligen Eindruck und ging zur Theorie über, machte den Zustand des Hellsehens zu seinem freien Eigenthum, in welchem er seine Forschungen begann und sie zur Wissenschaft erhob. Er hat zwei Schülern seine Lehre mitgetheilt. Der erste, ein Mathematiker, fand erst in diesen neuen Verhältnissen die Bedingungen des Lebens erfüllt und L...h gründete darauf seine Philosophie, die er aus der Ewigkeit stammend und allein als wahrhaftig erklärte. Das Leben des Letzten war beinahe ein beständiges Hellsehen und die Bilder, die sein inneres Leben ihm zeigte, wurden am Ende die Diener seines Willens, wodurch er Krankheiten heilte und die verborgensten Dinge entdeckte.

Es ließe sich noch Vieles hierüber sagen, aber vor der Hand verweisen wir auf die Lehren Herdtmann's, welche er seinen Schülern, zwar kurz, aber unumwunden mittheilte.

In dem dreizehnten Jahrhundert erblicken wir eine Erscheinung, die auf denselben Gesetzen beruht und aus den Eigenschaften eines freien Hellsehens entspringt. In jener Zeit galt Kraftausübung mehr, als alles Wissen, und darum scheint der Cardinal C...h und der Caplan, dem Gottfried zum Schüler gegeben wurde, ausschließlich dahin gewirkt zu haben, die innern Eigenschaften eines Josua, Gideons, Simsons u. s. w. zu erforschen, und die Glaubensstärke an die Erscheinungen des Hellsehens dahin zu steigern, wo alle Hindernisse verschwinden und der innere freie Wille Alles besiegt, was sich ihm in den Weg stellt.

L...h ist ein Beispiel eines freien Wissens, Gottfried einer freien Kraft; beide aber sind Brüder eines und desselben Lichtes, das dahin seine Strahlen lenkt, wohin der Wille des Menschen sich richtet.

Dieses Licht leuchtet zu allen Zeiten und in allen Zonen, und gibt sich Jedem in seiner ganzen Fülle zu erkennen, der daßelbe mit Eifer und Anstrengung sucht. Mittel dazu sind oben gegeben und so überreichen wir Allen, die Muth dazu haben, den Schlüssel, und wünschen, daß es ihnen gelingen möge, die Geisterwelt damit aufzuschließen.

